Tunis.



Bazar in Tunis.

Tunis.

Land und Leute.

Geschildert

von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit 40 Illustrationen und vier Karten.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1882.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorwort.

Die jüngsten Ereignisse in Nordafrika haben das Augenmerk Europas wieder auf den kleinen Orientstaat gelenkt, dessen Schilderung die Aufgabe des vorliegenden Buches ist. Die Verfassung desselben wäre gewiß unterblieben, hätte sich einer der beiden berühmten Geographen dazu entschlossen, denen ein längerer Aufenthalt in der Regentschaft größere Berechtigung hierzu verliehen. Ihnen den Vorrang zu lassen, war auch der Hauptgrund, warum ich mit der Herausgabe des seit Monaten vollendeten Werkes so lange zögerte. Nachdem nun die Literatur über Tunis eine recht dürftige geblieben und dieselbe kein Werk aufzuweisen hat, welches die gegenwärtigen höchst interessanten Zustände in der Regentschaft schildern würde, so gab ich der mehrfach an mich ergangenen Aufforderung Folge und übergebe hiermit meine Wahrnehmungen dortselbst der Oeffentlichkeit. Der archäologischen Merkwürdigkeiten, an denen Tunis so reich ist, geschah nur vorübergehend Erwähnung, denn dieselben wurden bereits vielfach eingehend beschrieben. Dagegen fanden die gegenwärtigen Verhältnisse in der Regentschaft, ihre Städte, Landgebiete und ihre Be-

wohner desto größere Berücksichtigung, soweit dies innerhalb des von vornherein festgesetzten, beschränkten Raumes möglich war.

Die Quellen, welche ich beim Niederschreiben des Buches zunächst zu Rathe zog, waren die eigenen Erlebnisse während einer im vergangenen Jahre unternommenen mehrmonatlichen Studienreise durch die Regentschaft; ferner die Consularberichte und Mittheilungen, welche mir von den fremdländischen Vertretern in Tunis und von der Regierung des Landes auf das bereitwilligste gegeben wurden.

Wohl dürfte das vorliegende Werk nicht fehlerfrei sein; doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß es von Seiten des Lesers dieselbe freundliche Aufnahme erfahren werde, welche meinen früheren, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen über jenes Orientreich zutheil wurde.

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Inhalt.

I. Theil.

II. Theil.

Karten.

I. Theil.

I.

Die Regentschaft Tunis.

Längs der ganzen Nordküste des dunklen Continents gibt es wohl kaum einen schöneren und großartigeren Golf als jenen, an dessen Gestaden die Ruinen des alten Karthago liegen. Kleine Inseln mit hoch aus den blauen Meereswellen emporragenden Felsen beschützen ihn vor den Stürmen, die draußen in offener See vielleicht wüthen mögen; gegen Osten umschließt eine Kette malerischer Berggruppen die tiefblaue Wasserfläche; gegen Westen verflachen sich die Ufer allmählich, und zeigen nur in weiter Ferne die von blauem Duft umhüllten Kuppen und Felszacken der letzten Ausläufer des Atlas. Je weiter unser Dampfer, aus dem herrlichen Sicilien kommend, nach Süden vordringt, desto mehr glätten sich die Wellen vor seinem scharfen Bug, desto mehr nähern sich uns die fernen Ufer, und nach mehrstündiger Fahrt ruht das Ende des Golfes im weiten geschlossenen Halbkreis vor unseren Augen — in seinem Aussehen und Charakter so wenig von den Küstenbildern Italiens und Spaniens verschieden, daß wir uns kaum an der Pforte eines der ältesten afrikanischen Reiche, in der Nähe einer seiner größten Städte zu befinden glauben.

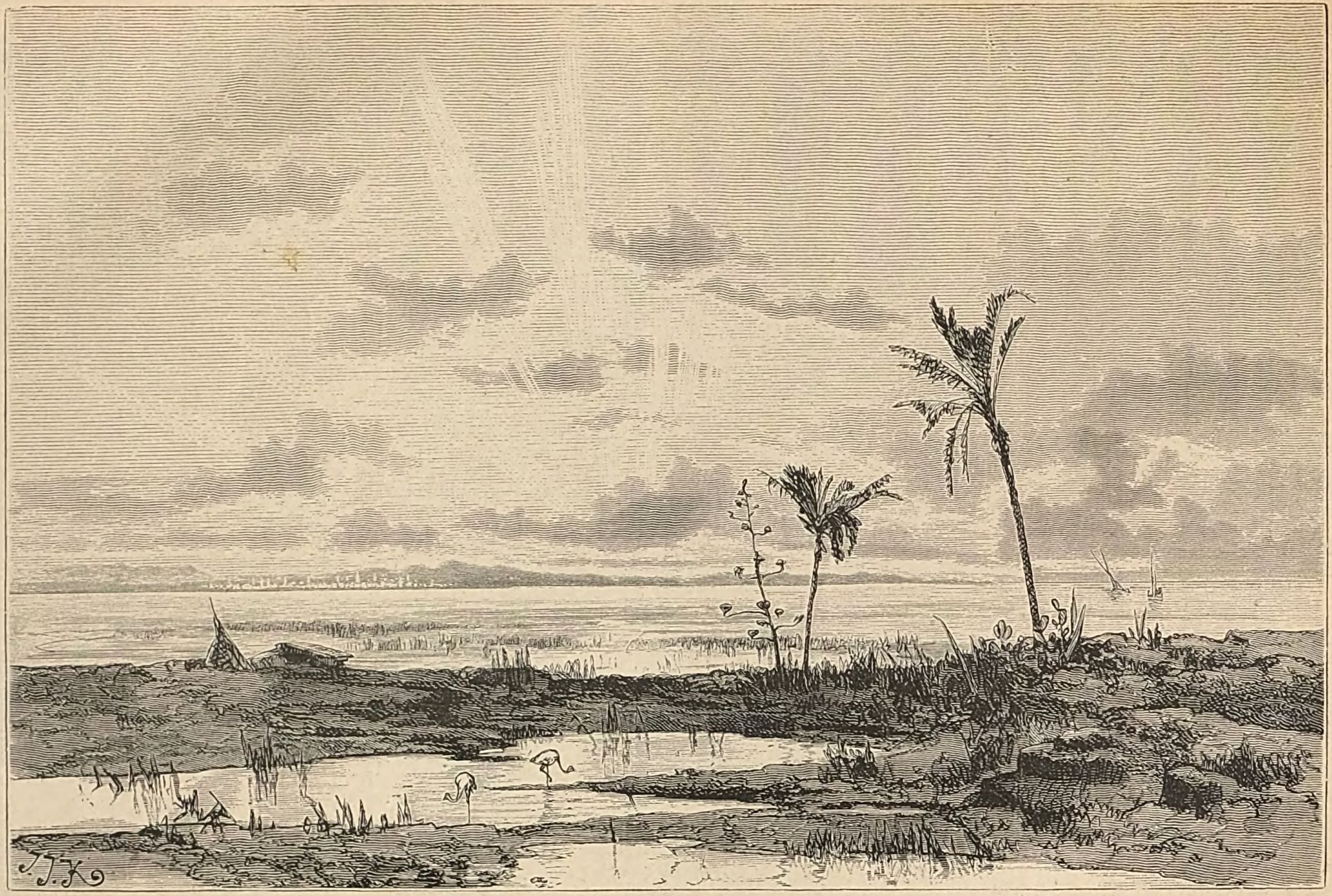
Endlich kann man die Details der unvergleichlich schönen Küstenlinien unterscheiden; im Hintergrunde des Golfes, auf einem der sanft emporsteigenden dunklen Höhenzüge, liegt das alte Raubnest Tunis, die weißeste der afrikanischen Städte, der „Burnus des Propheten", wie es der gläubige Araber nennt. Schon sehen wir die gewaltigen Mauern, die es umgeben, die ernste dräuende Kasba, jene

Zwingburg der Janitscharen, die zahllosen Kuppeln und Minarets aus dem blendend weißen Häusermeere emporragen. Zu Füßen dieses malerischen Bildes, auf einer flachen, den Bahirasee vom Golfe trennenden Sandbank, liegt der Hafen von Tunis, liegt Goletta, unser vorläufiges Reiseziel. Zu beiden Seiten schmiegen sich auf Meilen hinaus die reizendsten Besitzungen an die Meeresküsten, und aus der Ferne betrachtet erscheinen diese im Glanze der afrikanischen Sonne strahlenden Häuser wie Täubchen, die sich im seichten Uferwasser baden. Jeder Winkel, jeder Vorsprung der nun vielfach gebrochenen, im wilden Zickzack hinlaufenden Küsten ist von einer derartigen Villa besetzt, an welche sich in der Regel große Lustgärten, Orangenhaine und Olivenpflanzungen anschließen, hie und da überragt von den schöngeschwungenen Kronen der Dattelpalme, dieses treuesten Wahrzeichens von Afrika.

Aus dieser malerischen Küstenlandschaft ragen in der Nähe von Goletta nur zwei kahle, traurige Schutthügel empor, die Grabstätten zweier Unglücklichen: Der eine dieser Hügel trägt die Ruinen von Karthago, der zweite die sterblichen Ueberreste des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich. Karthago hatte mit seinem mächtigsten Zeitgenossen, mit Rom, um die Weltherrschaft gerungen, und wurde in einer Reihe blutiger Kriege erobert und zerstört. Ludwig und mit ihm die Christenheit theilte auf afrikanischem Boden im Kampfe gegen den Islam das Schicksal Karthagos.

Tunis, aus der Asche der römischen Colonie emporgewachsen, erhielt seine Autonomie erst mit dem Islam. Im Jahre 644 n. Chr. begann von Osten her das Vordringen der arabischen Volksmassen, die bald über das ganze Westafrika, ja über die Küstenländer des Mittelmeeres herrschten, und sogar Spanien überschwemmten und niederwarfen. Sie zerstörten in ihrem Fanatismus alle noch so großartigen Ueberreste der heidnischen und christlichen Cultur, erbauten aus den Trümmern ihre eigenen Paläste und Moscheen. Das Land wurde in kleinere mohamedanische Reiche zertheilt, und so entstand auch das den Chalifen von Bagdad tributpflichtige Kairwan, zu dessen Hauptstadt Tunis erwählt wurde. Als es endlich nach vielfachen Kriegen Ferdinand dem Katholischen vor vier Jahrhunderten gelang, die Mauren aus Spanien zu vertreiben, ja sie sogar auf afrikanischem Boden zu bekämpfen, stellten sie sich unter den Schutz des damals in seiner größten Blüthe und Macht stehenden Türkenreiches, und von jener Zeit datirt die Oberherrschaft des Sultans von Constantinopel über den Machröb, das mohamedanische Westafrika.

Seit jener Zeit ist die Geschichte von Tunis nichts als eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Kriegen, Palastrevolutionen, Fürstenmorden und Raub-



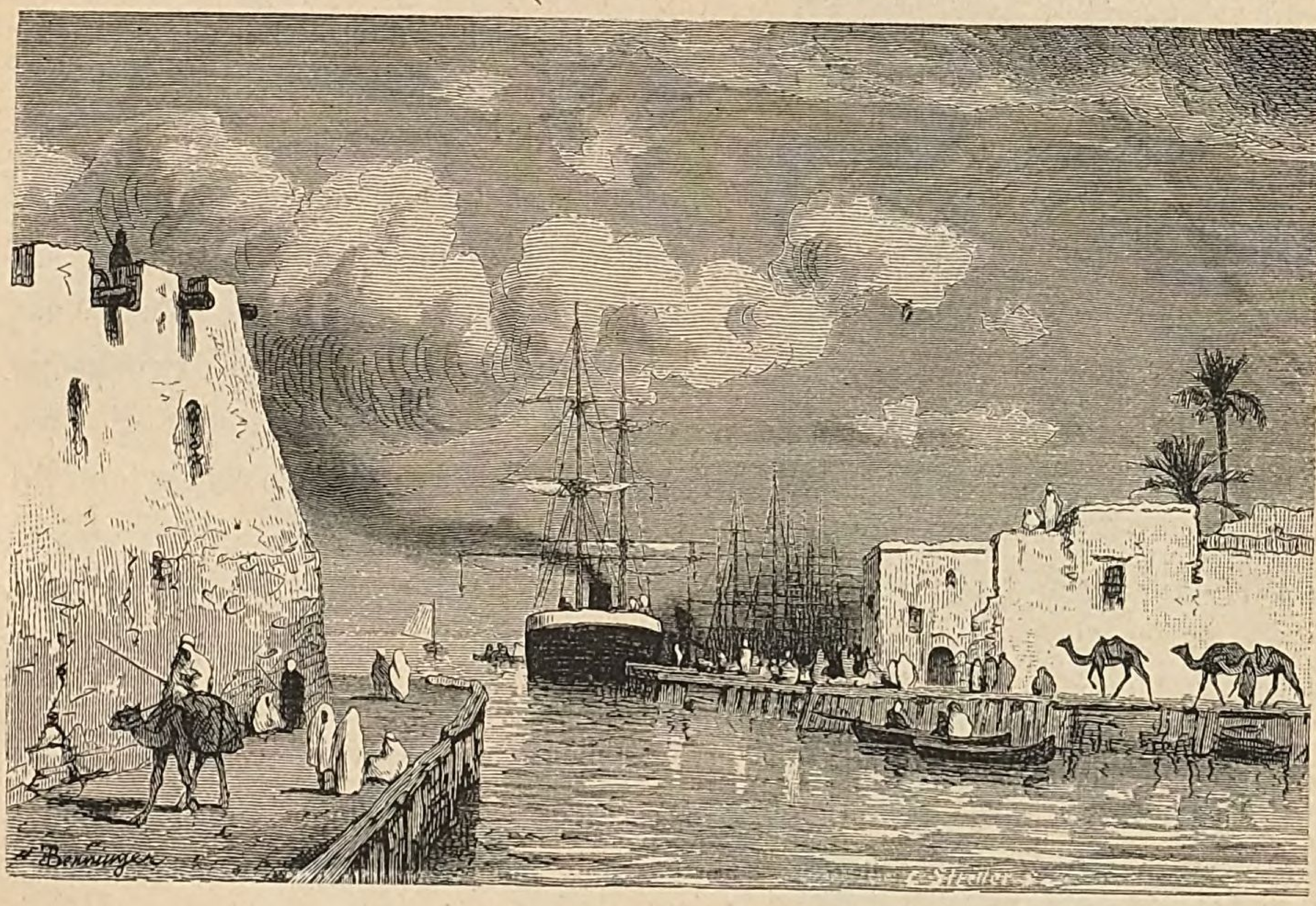
Der Strandsee El Bahira mit Tunis im Hintergrunde.

zügen. Von 1673, wo der Dey Hadschi Mohamed Menteschali durch die Beys der Janitscharen entthront wurde, bis 1705 währte der Kampf zwischen den von Türken eingesetzten Fürsten, den Deys, und den Militär-Commandanten oder Beys, der schließlich in der Herrschaft der letzteren endigte. In dem genannten Zeitraume von 32 Jahren wurden nicht weniger als 19 Deys entthront, davongejagt, erdrosselt oder geköpft. 1705 endlich gelang es Hussein Ben Ali, dem Bey der siegreichen Janitscharen, von der hohen Pforte die souveräne Gewalt über Tunis zu erwirken, unter der Bedingung, die Deys als Vertreter des Großsultans an der Spitze seiner Minister zu erhalten. Mit der Zeit wurden die Deys auch aus dieser untergeordneten Stellung verdrängt und sind heute seit Langem vollständig aus der Regentschaft verschwunden.

Der genannte Hussein Ben Ali ist der Gründer der heute noch regierenden Dynastie der Husseiniten, aber ob unter deren Herrschaft, ob früher unter der Herrschaft der Deys, stets war Tunis seiner Seeräuberei wegen in Europa gefürchtet und verhaßt. Aus demselben schönen Golfe, in welchen wir eben auf sicherem Dampfer furchtlos eingefahren, zogen früher die tollkühnen Corsarenschiffe aus, mit fanatischen grausamen Gesellen bemannt, alle Meere durchkreuzend, der Schrecken aller Kauffahrer. Kein Schiff, kein Passagier war vor diesen Räubern sicher. Sie wurden überfallen, geplündert, und die Beute nachher nach Tunis geschleppt, wo sie auf den Märkten öffentlich zur Versteigerung gelangte. Daher die feenhafte Pracht und der sprichwörtliche Reichthum des einstigen Tunis; daher seine Paläste, seine schönen Gärten, seine goldstrotzenden Harems, in welchen europäische Frauen, nicht selten vornehmen Geschlechtern entstammend, der Wollust der maurischen Raubgesellen dienen mußten.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts endlich wurde dem Corsarenreiche das Handwerk durch die europäischen Großmächte gelegt, und von dieser Zeit stammt auch der immer mehr um sich greifende Verfall der Regentschaft. Durch fremde Beute, nicht durch eigenen Fleiß und eigene Industrie war es reich geworden. Als keine Schätze mehr in das Land strömten, um die Prachtliebe und Verschwendungssucht der maurischen Großen zu nähren, erbleichte auch der alte Glanz. Die feenhaften Schlösser verfielen; die Gärten mit ihren entzückenden Blumenbeeten, ihren lauschigen Hainen, prächtigen Kiosks und Fontainen verödeten; die Haremswirthschaft, die glänzenden Festlichkeiten, der Aufwand ging dahin, kaum eine Spur zurücklassend. Die Fürsten des Landes allein hatten die Macht, die versiegenden Hilfsquellen durch Erpressung und Raub an ihren Unterthanen frisch zu nähren,

was den Verfall des Volkes selbst nur noch beschleunigte. Jenes Tunis, welches wir heute besuchen, ist kaum mehr ein Schatten dessen, was es noch zu Beginn dieses Jahrhunderts gewesen. Nur das Volk, das es bewohnt, ist dasselbe geblieben, und hat sich gerade in Folge der steten Feindschaft, in der es mit den umliegenden Völkerschaften gelebt, in der ursprünglichen Originalität der Sitten und Gebräuche erhalten. So sehen wir denn in Tunis noch ein Stück des reinen unverfälschten Orients, ein Bollwerk des Mittelalters, das finster und dräuend in die moderne Zeit hineinragt. Erst jetzt hat die französische Occupation auch hier



Goletta: Einfahrt in den Hafen.

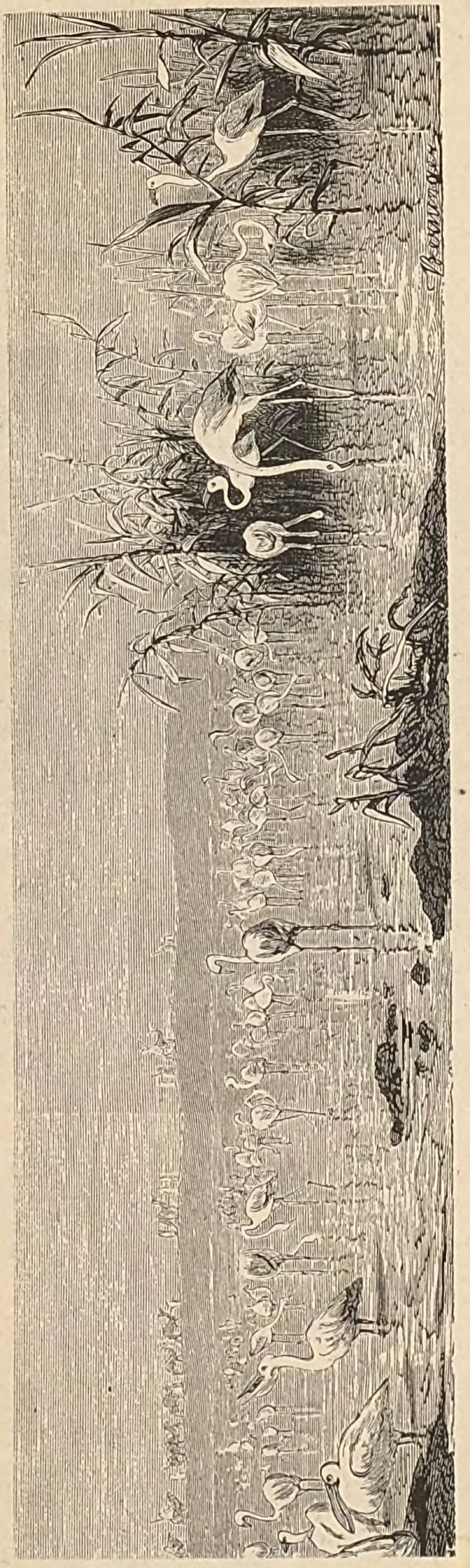
eine Bresche geschossen, und vielleicht wird es den Franzosen mit der Zeit gelingen, die Regentschaft wieder jenem alten Wohlstande zuzuführen, deren sie sich vor vielen Jahrhunderten noch als römische Provinz erfreute.

II.

Der Burnus des Propheten.

„Burnus des Propheten“, das ist der Name, welchen die „Gläubigen“ der Hauptstadt von Tunis beilegen. Mit echt orientalischer Phantasie glauben sie in der Grundform der sich an einer sanften Anhöhe emporziehenden Stadt die Form

eines ausgebreiteten Burnus zu erblicken, dessen Kapuze die auf der Höhe selbst



Pelikane und Flamingos an dem Strandsee El Bahira.

gelegene Citadelle, die Kasba, sein soll. Und wie der Mohamedaner Alles mit der Religion und ihrem Gründer in Verbindung bringt, so konnte denn auch dieser Burnus kein anderer als der des Propheten selber sein.

Die Stadt breitet sich auf der Ostseite eines schmalen Landrückens aus, welcher zwei große Salzseen von einander trennt. Der östliche dieser Seen ist der an Flamingos und Pelikanen überreiche El Bahira, der im Osten bei Goletta mit dem Golf von Karthago und dadurch mit dem Mittelmeer in directer Verbindung steht. Der westliche See, Sebcha-el-Sedschum genannt, ist nicht vielmehr als ein mehrere Monate im Jahre trocken liegender, im Winter mit salzigem Wasser gefüllter Sumpf, der einen weiten, von hohen malerischen Bergketten umschlossenen Thalkessel zum großen Theil einnimmt. Nördlich dieses Sumpfes liegen die Manoubia, die Villenstadt der tunesischen Großen, sowie der Bardo, die officielle Residenz des Bey von Tunis.

Der schmale Raum, der sich der Stadt auf der genannten Landzunge darbot, war die Veranlassung, daß sich dieselbe nicht nach allen Seiten gleichmäßig ausdehnte, sondern daß sich die Vorstädte nur im Süden und Norden unter den Mauern der Altstadt entwickelten, und heute wie zwei große Halbmonde die „City“ umspannen. Die Türken umgaben diese Vorstädte, „Bab-el-Dschesira“ und „Bab-el-Suika“ genannt,

abermals mit festen hohen Ringmauern, so daß man doppelte Thore zu passiren hat, um in das Herz von Tunis zu gelangen. Nur auf der Ostseite tritt die Festungsmauer der inneren Stadt in die Linie der äußeren Mauer hervor, und besitzt hier das jedem Besucher von Tunis wohlbekannte Seethor, Bab-el-Bahira genannt, vor welchem sich das europäische Stadtviertel ausdehnt.

Wenige Städte des Orients werden dem Besucher ein treueres, unverfälschteres Bild des mohamedanischen Lebens darbieten, als Tunis. Der Fanatismus seiner Bewohner, die stete Feindschaft, in welcher seine Beherrscher mit allen Mächten des Mittelmeeres lebten, die strengen Gesetze und die Verachtung, mit welchen die Gläubigen den „Christenhund" betrachteten, bewahrten die Stadt bis auf den heutigen Tag vor der Vermischung mit fremden Elementen, und wenn an die Stelle der officiellen Unduldsamkeit früherer Jahrzehnte nun schon seit Langem gewaltiger Respect gegenüber dem Europäer getreten, so zog es dieser doch vor, seinen Aufenthalt vor dem Seethore in einer der neuen Straßen zu nehmen, welche in den letzten Jahren hier entstanden sind. Dadurch wurde der Charakter der alten Maurenstadt vollständig rein erhalten.

Dem mit der Eisenbahn von Goletta, dem Seehafen, kommenden Besucher wird dies für den ersten Moment allerdings nicht so erscheinen. Er wird schon in den eigenthümlichen, wie in Aegypten mit einer Veranda versehenen Eisenbahnwaggons tunesische Functionäre in europäischen Kleidern, und nur wenige Turbans und Burnusse sehen; er wird in Tunis auf einem modern europäischen Bahnhof aussteigen, von einer italienischen Carrosse erwartet werden, und durch ganz europäische Straßen nach seinem Gasthofe fahren. Die „Frankenstadt" ist eben, wie gesagt, von der maurischen vollständig getrennt. Erst wenn der Besucher die Straße des Hôtels verläßt und sich in eines der kleinen, von dort abzweigenden Seitengäßchen schlägt, kommt er in die arabische Stadt. Am besten thut er dies von der „Marina" aus, einem kleinen mit italienischen Kaffeehäusern besetzten Plätzchen, das sich innerhalb des erwähnten Seethors befindet. Von hier laufen fünf Hauptstraßen nach den verschiedenen Windrichtungen aus, Hauptstraßen, deren breiteste gerade einen Wagen hindurchläßt, während die anderen selbst für Fußgänger mitunter zu eng sind, und in denen kaum drei Personen neben einander einherschreiten können. Dennoch sind sie die wichtigsten Verkehrsadern von Tunis, denn durch sie hindurch gelangt man nach den verschiedenen Stadttheilen, dem Frankenviertel, dem arabischen und jüdischen, und schließlich dem Stadttheil der Consulate, welch' letztere in der Nähe des Bahira-Sees liegen. Wir schlagen die engste und schmutzigste

dieser Gassen ein und haben nach wenigen Schritten das Judenviertel betreten. Sind schon die arabischen Gäßchen in der Regel von Schmutz und Unrath starrend, so werden sie von den jüdischen darin noch bedeutend übertroffen. Jedes zweite Gäßchen ist nach einigen fünfzig bis hundert Schritten durch eine Mauer oder ein Haus abgeschlossen; an keinem Hause befindet sich eine Nummer oder Straßenbenennung. Dennoch finden sich die Bewohner zurecht; denn sie verlassen höchst selten ihre Wohnungen, und wenn sie es thun, so gilt ihr Besuch der nächsten Synagoge oder einem der nahe wohnenden Bekannten. Viele kommen jahrelang nicht aus ihren Häusern, sondern leben und sterben, wo sie geboren, ohne auch nur den arabischen Stadttheil oder die Marina jemals betreten zu haben. Nach vielem Umherirren, Besteigen der höchsten Häuser, den Compaß in der Hand, gelang es mir, das systemlose Netz von Gäßchen zu Papier zu bringen. Es sieht mehr dem vielverschlungenen Geäste eines Korallenstockes, als einem Stadtplane gleich. Nun denke man sich diesen Stadttheil zur Nachtzeit, ohne daß irgend eine Straßenlampe oder das Licht eines Kaufladens — denn es gibt hier keine solchen — die Umgegend erhellen würde, die Gassen einsam, ohne irgend welche Menschenseele, und doch ist gerade dieses Viertel das bewohnteste von ganz Tunis!

Die daranschließende arabische Vorstadt Bab-el-Suika ist auch nicht viel besser als das Judenviertel. Die Straßen sind wohl etwas breiter, lichter; die Häuser sind nicht mehr zwei- bis drei Stockwerke hoch, sondern ebenerdig, fensterlos, mit fest verschlossenen Thüren. Hie und da schreitet man an einer Moschee vorüber, deren Tunis nicht weniger als fünfhundert zählen soll; man passirt menschengefüllte, eingedeckte Bazare, Kasernen, arabische Gasthöfe, in welchen sich schwerbepackte Kameele und Maulesel drängen; bald stille, anscheinend ausgestorbene Straßen, durch welche nur selten vielleicht eine dicht vermummte Frauengestalt huscht; bald lärmende, gedrängt volle Gäßchen, in welchen man halb fortgetragen, halb fortgestoßen wird; in Gefahr kommt, von einem beladenen Maulthier umgerannt zu werden, oder unter die Füße eines Kameels zu gelangen, das, mit seinen Waarenballen die ganze Breite des Gäßchens einnehmend, uns langsam und gravitätisch entgegenschreitet; überall giebt es Ecken, Passagen, Seitengäßchen und Winkelwerk ohne irgend welche Bezeichnung oder Benennung. Hat der Wanderer keinen Führer mit sich, so ist er in diesem Labyrinth bald vollständig verloren, denn höchst selten verirrt sich ein Europäer oder Malteser hierher, den er um Auskunft fragen könnte. Er wird in Dutzende von breiten wohlgepflasterten Straßen einlenken, die sich allmählich verengern und verfinstern, bis sie schließlich durch irgend ein hohes,

in Ruinen liegendes Haus, oder durch ein fest verriegeltes Thor ganz abgesperrt werden. Also zurück in eine andere Straße! — man tritt plötzlich in einen engen, menschenerfüllten Bazar, so voll Leben und Bewegung, Lärmen und Schreien, daß man trachtet so schnell als möglich wieder herauszukommen. Ein halbstündiger Marsch führt uns endlich zu unserer größten Enttäuschung wieder an dieselbe Stelle zurück, von welcher wir ausgegangen waren. Also eine andere Richtung eingeschlagen! Wir sind müde und setzen uns auf einen mitten in der Straße liegenden großen Quaderstein; kaum ruhen wir, als uns auch schon Steinwürfe, Püffe und Schläge von wilden beturbanten Arabern auftreiben; es war der Grabstein eines Heiligen, auf dem wir unbekannterweise Platz genommen; wir entziehen uns so schnell als möglich der Wuth der Fanatiker. Selten sahen wir in den Straßen eine offene Hausthür, oder auch nur ein Fenster; einzelne Häuser sind mit den primitivsten Kleckſereien, wilde Thiere, Pflanzen, Häuser u. s. w. darstellend, bedeckt, an denen möglicherweise ein halbnackter verwildeter Gesell noch immer malt; er springt wie rasend auf uns zu und wird von irgend einem anderen Glaubensgenossen nur mit Mühe zurückgehalten; es ist ein Heiliger, was in Tunis mit einem Narren gleichbedeutend ist. Durch weit geöffnete Thore blicken wir, weiterschreitend, in geräumige, mit Säulenhallen geschmückte Höfe, aber kaum setzen wir den Fuß auf die erste der emporführenden Stufen, als uns auch schon einige auf der Treppe lungernde Araber mit Geschrei zurückschleudern, denn sie führen zu irgend einer, dem Europäer unnahbaren Moschee; auf offenen weiten Plätzen sehen wir unzählige Kameele und Pferde: es ist Markttag. Endlich finden wir in einem der zahllosen arabischen Cafés vielleicht augenblickliche Ruhe; winzige dunkle Räume, auf deren längs den Wänden sich hinziehenden Divans beturbante Mauren gemächlich ruhen. Die Pantoffeln stehen vor ihnen auf dem Boden. Einige dieser ernsten, würdigen Gestalten schlürfen Kaffee und rauchen ihren Tschibuk, selten den Nargileh, der aus Tunis gänzlich zu verschwinden droht; Andere kauern auf den Halfa-Matten und spielen Dame oder Schach. Hier wird auch uns Ruhe gestattet. Der Wirth bringt uns in kleinen Täßchen den brühend heißen dickflüssigen Kaffee, vielleicht auch vortrefflichen tunesischen Tabak für eine Zigarrette, Alles für drei oder vier Karruben, acht Pfennige!

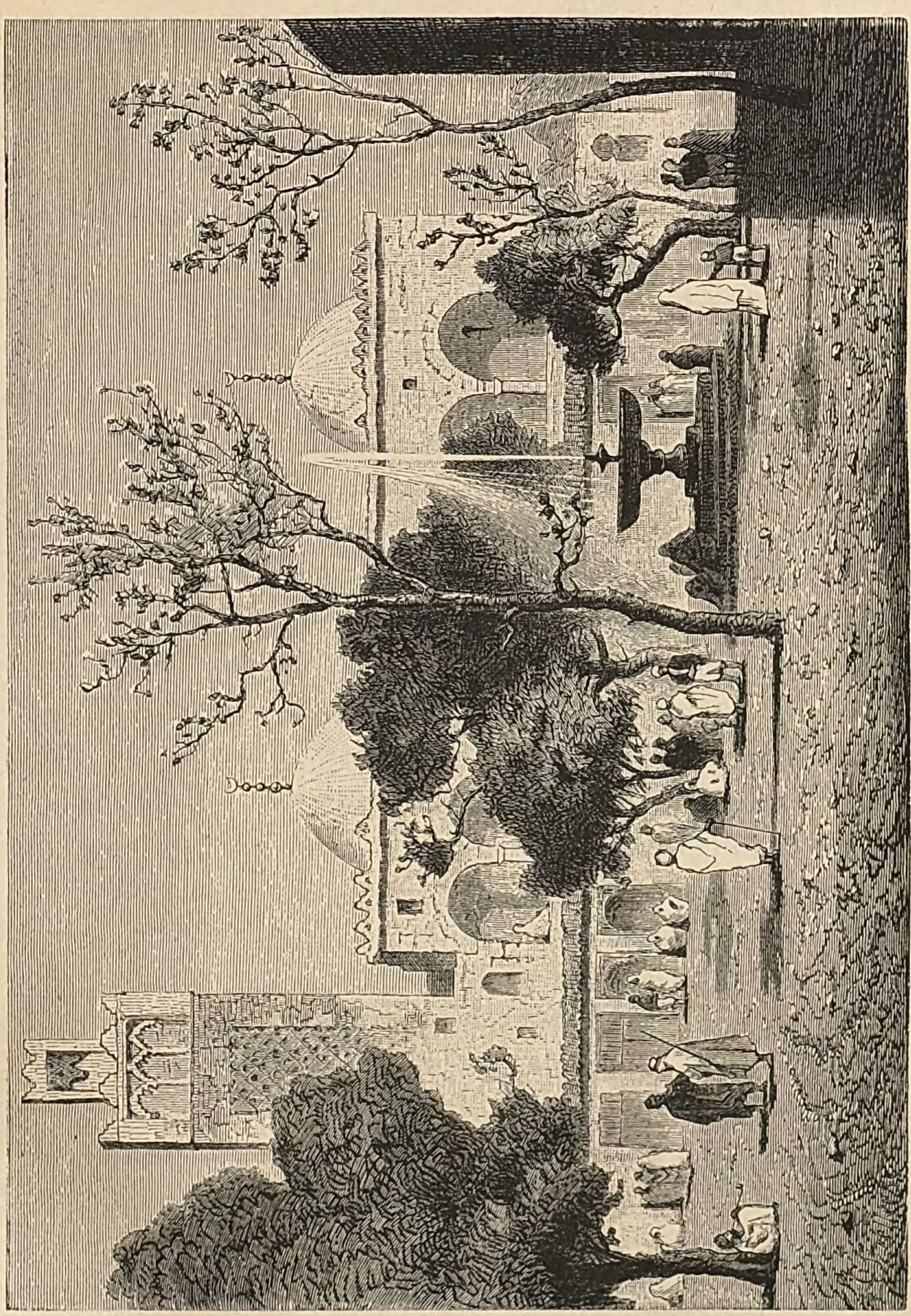
Je weiter wir uns von dem Mittelpunkte der Stadt entfernen, desto einsamer, einförmiger werden die Straßen, desto ärmlicher ihre Bewohner. Hier leben die Arbeiter, die Taglöhner, die Maurer, die Handwerker; hier lagern in den zahlreichen Ruinen verfallener Häuser Beduinenstämme, die zum Markte nach der Hauptstadt

kamen; wohnen die Wasserträger, Kuchenverkäufer und die zahlreichen Vertreter der fremden Völkerschaften, die Biskris, die Berber; hier finden auch die aus den Oasen und den Städten des Inlandes kommenden Karavanen Unterkunft; die Straßen sind ungepflastert, staubig, zur Regenzeit grundlos; weder Gas- noch Oellampen erleuchten sie zur Nachtzeit und gewiß wären sie ein Paradies für Meuchelmörder und Räuber, wenn sie sich in einer europäischen Großstadt, in Rom oder Neapel befänden. Aber hier sind sie vollkommen sicher; höchst selten wird ein Verbrechen dieser Art begangen, und wenn dies geschieht, so hat es viel eher einen Malteser oder Griechen, denn einen Araber zum Urheber.

Der vornehmste Theil der Stadt befindet sich westlich der großen, in deren Centrum gelegenen Moschee Saituna, zwischen dieser und der alten Türkenfestung der Kasba. Schon die Breite und große Reinlichkeit der dahin führenden Gassen sagt uns, daß dort der Palast irgend eines Mächtigen sein müsse, denn es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit von Tunis, daß Schmutz und Unrath nur aus jenen Verkehrsadern entfernt werden, welche das gestrenge Auge eines Ministers, Generals oder Mufti entdecken könnte. Der Orientale kennt das Wort „Spaziergang" nicht. Die Reichen fahren in ihren Equipagen nur aus, um einander zu besuchen, oder sich zu den Audienzen des Bey zu verfügen — die Kaufleute, Bazar-Eigenthümer, die Bürgerschaft mit einem Worte, verkehren nur in den zum Bazar führenden Straßen und weichen von dem directen kürzesten Wege dahin nur selten ab. Haben sie ihr Tagewerk verrichtet, so begeben sie sich in ihre Wohnung zurück und kommen nicht mehr zum Vorschein bis zum frühen Morgen des folgenden Tages. Deshalb kümmert sich die Municipalität nur darum, den Großen und Mächtigen wohlgefällig zu sein, streut ihnen Sand auf ihre Wege, hält das Pflaster in Ordnung und entfernt den Unrath daraus nur, um ihn vielleicht in irgend einer abgelegenen Straße wieder abzuladen.

Das Quartier, wo sich der Herrscher-Palast, der Dar-el-Bey befindet, ist nach jenem der Europäer das schönste der Stadt. Um von dem letzteren dahin zu gelangen, durchschreiten wir die engen, winkeligen, stets belebten Gäßchen des Bazars, der desto schöner und reicher wird, je mehr wir uns dem Dar-el-Bey nähern. Nachdem wir den Suk-el-Bey, d. h. den Bazar des Bey durchschritten haben, zeigt sich unseren Blicken durch eine hohe Pforte hindurch ein schöner weiter Platz, dessen Mitte ein wohlgepflegter Garten mit Mandelbäumen und Palmen einnimmt. Zwei Seiten dieses Squares werden von den hohen, steinernen Bogengängen des neuen Bazars Khereddin eingeschlossen, über welchem sich eine der schönsten kleinen Moscheen von

Tunis, mit den reizendsten Marmorsculpturen bedeckt, und ein zierliches sechseckiges Minaret aus gelbem Sandstein erheben. Auf der obersten uns gegenüberliegenden



Die große Moschee.

Seite des Squares sehen wir die dunklen gewaltigen Mauern der alten, aus der Türkenherrschaft stammenden Zwingburg, der Kasba, und die vierte Seite des

Squares endlich zeigt uns die stattliche Fronte des Dar-el-Bey, an dessen hoher Eingangspforte ein paar tunesische Infanteristen in zerlumpten Uniformen, den Strickstrumpf oder das Korbflechtwerk in den Händen, umherlungern.

Die Kasba ist heute noch, trotzdem sie in Ruinen liegt, nur mittelst einer vom Ministerium ausgestellten Einlaßkarte zugänglich. Noch immer steht eine Abtheilung Soldaten an ihrem von starken Thürmen flankirten Thore Wache. Wozu? — Wollte man an jede Ruine von Tunis eine Wache stellen, so würde man eine ganze Armee benöthigen, die Tunis heute wahrhaftig nicht besitzt. Das Innere der 1811 zusammengeschossenen Festung ist nichts als ein kolossaler Trümmerhaufen, und nur eine kleine Moschee mit hübschem, stuckverziertem Minaret im Giraldastyle erhebt sich unversehrt aus diesen Ruinen, die als Symbol der erloschenen Türkenherrschaft in Tunis gelten könnten.

Von den noch in ihrem Verfall stolzen äußeren Ringmauern der Kasba aus gesehen, bietet die große maurische Stadt einen ganz majestätischen Anblick dar. Oft ließ ich mich von meinem Dragoman dort hinauf begleiten, um, auf den Ruinen hingelagert, einen Einblick in das Gewirre der tausend Gäßchen und Passagen zu bekommen, aus denen diese schönste der maurischen Städte zusammengesetzt ist. Hunderte von blendend weißen oder dunkelgrünen Kuppeln überhöhen das sanft gegen den großen El Bahira abfallende Häusermeer, und schlanke Minarets ragen darüber hoch hinweg. Hie und da wird die weiße Einöde der flachen Dächer durch ein paar Palmenkronen unterbrochen, und ganz unten, nahe den sumpfigen Ufern des Sees, begrenzt einiges Grün aus den Consulatsgärten das Weichbild der träumerisch daliegenden Stadt. Nur der nordöstlich gelegene Theil des Häusermeeres von Tunis wird in seiner Einförmigkeit durch keine Minarets unterbrochen; die Häuser scheinen hier noch viel kleiner zu sein und sich enger an einander zu schmiegen; keine Kuppeln von Moscheen und Grabcapellen, ja selbst nicht einmal eine Baumkrone ragt darüber hinweg. Es ist das Judenviertel von Tunis.

Die großartigsten Gebäude befinden sich, wie gesagt, in dem obersten Stadttheile, in der Umgebung des Dar-el-Bey. Hier findet man noch Paläste aus früheren Jahrhunderten, freilich höchst verwahrlost, aber noch immer prächtig. Nach der Straße hin kahl und ohne alles Ansehen, zeigt sich ihr Reichthum erst in der Einfahrt oder in den Höfen. Ich fand manche Häuser, in denen die Säulengänge des Hofes Marmor-Monolithen mit prächtigen Capitälen waren, offenbar jenem großen Steinbruch entnommen, der in unmittelbarer Nähe von Tunis gelegen, die Bausteine schon in behauener und herrlich ornamentirter Form

in Massen enthält und — Karthago heißt. Das Ruinenfeld der antiken Stadt wurde von den Tunisiern derart geplündert, daß man in jedem zweiten Hause irgend welche römische Quadern mit Inschriften oder Sculpturen, Säulenstücke und Capitäle findet. Man müßte Tunis zerstören, dann wären seine Ruinen die Ruinen Karthagos!

* * *

Das Straßenleben von Tunis zu schildern, die Gestalten und Volkstypen zu malen, welche hier einander drängen, ist wohl die schwerste Aufgabe, die sich dem Reisenden entgegenstellt. Aus den Tausenden von Passanten die verschiedenen Racen, Stämme, Occupationen und Rangstufen herauszufinden, ihre Merkmale und Kennzeichen zu erklären, ihre Trachten und Manieren darzulegen, würde allein mehrere Capitel beanspruchen. Erst nach wochen- oder vielleicht gar monatelangem Studium gelingt es dem aufmerksamen Beobachter, einiges System in dieses Völkergewirr zu bringen.

Die Mehrzahl der Passanten sind natürlich Mauren, mit sorgfältig gewundenem weißen, zuweilen gelbgeblümtem Turban, kurzer gestickter Jacke und weiten faltenreichen Kniehosen, die um den Leib durch eine buntfarbige Schärpe zusammengehalten werden. Zuweilen werfen sie einen leichten, dünnseidenen Mantel um die Schultern; die blendend weiß bestrumpften Füße stecken in gelb oder rothledernen Pantoffeln; das Taschentuch hängt, mit einem Zipfel an den Mantel gebunden, vorn herab; eine Rose steckt hinter dem rechten Ohr, und ein Rohrstock mit silbernem Knopf vervollständigt diesen Anzug.

Zuweilen begegnet man Mauren mit rothem Turban, dem Abzeichen der Hadschi oder Mekkapilger; oder Anderen mit grünem Turban, dem Abzeichen der Abkömmlinge des Propheten, sogenannten Scherifen; bei wieder Anderen ist das weiße Turbantuch in viele eng an einander gepreßte Wülste gewunden, das Abzeichen der Kadis; diese letzteren tragen dann häufig auch zwei oder drei Paar Schuhe übereinander an den Füßen, und schlürfen gravitätisch einher. Die Juden unterscheiden sich von den Mauren nur durch ihre dunkelblauen oder schwarzen Turbans und überhaupt durch die dunkleren Farben ihrer Kleidung, welche früher obligatorisch war und trotz der in neuerer Zeit gewährten Freiheit der Tracht von ihnen vielfach beibehalten wurde; der Beduine ist völlig in seinen schmutzig weißen, mit Kapuze versehenen Burnus gehüllt. — Frauen sieht man weniger auf der Straße, ausgenommen die Beduinen- und Kabylenweiber, welche sich unverhüllten Gesichtes, ihren Körper stets mit einem blauen Tuch bedeckt, in den

Straßen zeigen; die Jüdinnen mit ihren strammen weißleinenen Beinkleidern und hellfarbigen Hemden; die Maurinnen vollständig in weiße Tücher eingehüllt; Negerinnen, und endlich Malteser- und Griechenfrauen. Es ist ein Chaos von Völkern, Trachten, Rangstufen und Kasten, das erst in den folgenden Capiteln durch eingehendere Schilderungen geklärt werden kann. Und all' dies, Häuser, Moscheen, Völkerschaften, wird von dem „Burnus des Propheten“ umschlossen! Ob es uns gelingen wird, diesen Mantel zu lüften?

III.

Mohamed es Sadock Pascha Bey.

Ohne Zweifel hat sich bis auf den gegenwärtigen Regenten des Königreiches Tunis die Dynastie der Husseiniten nicht gerade als liberal und europäischem Einfluß zugänglich bewährt. Die Hofgeschichten oder Memoiren, die ein afrikanischer Dumas künftig vielleicht über die Herrscher von Tunis veröffentlichen dürfte, werden von den „Memoiren der Familie Sanson“ nicht viel verschieden sein können. Von den einzelnen Mitgliedern der Dynastie sind seit ihrem zweihundertjährigen Bestande etwa zwei Drittel auf gewaltsame Weise umgekommen. Bis zum Beginn dieses Jahrhunderts mordete Einer den Andern, oder es waren Aufständische, welche die Regenten und königlichen Prinzen, zumeist aus Eifersucht oder um selbst an die Spitze der Regierung zu gelangen, lynchten. Es war ganz die Manier, in welcher man seit einem Jahrhundert in Mexico die „Pronunciamenti“ arrangirt.

Erst seit Mahmoud Bey, der (1814) natürlich ebenfalls durch die Ermordung seines Vorgängers und dessen beider Söhne auf den Thron gelangte, nahm das Abschlachten ein Ende, und wenn damit auch die Serie der interessanten Hofgeschichten nicht aufhörte, so ging doch seither Alles viel ruhiger und solider zu. Mahmoud und sein Nachfolger zeigten sich zu ihrer eigenen Rettung dem europäischen Einflusse viel zugänglicher. Während sich die benachbarten Beys von Algier und Constantine besonders den Franzosen widersetzten und zur Strafe hiefür aus dem Lande vertrieben und ihre Staaten confiscirt wurden, blieben die Beys von Tunis, dem Willen ihrer Unterthanen entgegen, stets jeder offenen Feindseligkeit gegen die mächtigen Eroberer fern, nahmen die ihnen von Europa dictirten Reformen an und entgingen dadurch dem Schicksal ihrer souveränen Nachbarn.

Nur in einer Hinsicht blieben die Husseiniten sich selber und den orientalischen Herrschereigenschaften treu, in der Prachtliebe, der an Verschwendung grenzenden

Gastfreundschaft und der Freigebigkeit. Noch heute spricht man in Paris von dem bis dahin unerhörten Luxus, den Achmet Bey bei seinem Besuche des Königs Louis Philipp im Jahre 1846 entfaltete. Niemals zuvor hatte Paris größere Brillanten, zahlreichere und kostbarere Geschmeide der verschiedensten Arten gesehen, und erst die Besuche des Schah von Persien und des Sultans gelegentlich der Pariser Ausstellung von 1867 verdunkelten zum Theil die Erinnerung an den ersten Aufenthalt eines orientalischen Herrschers im civilisirten Europa.

Auf den liberalen und hochherzigen Achmet folgte sein verschwenderischer Vetter Mohamed, dessen hier nur Erwähnung geschieht, weil er in seinem Reiche zum Mindesten eine europäische Neuerung — allerdings nicht die beste — einführte, nämlich die Staatsschuld. Er regierte nur vier Jahre, aber das Volk hat heute noch einen so gewaltigen Respect vor seinen unerschwinglichen Steuerauflagen und seiner Habsucht, als ob er ein halbes Jahrhundert regiert hätte. Er besaß eine ausgesprochene Vorliebe für die Mechanik, die schönen Künste und die Literatur, ohne daß er jedoch irgend eine Maschine importirte, irgend ein ordentlich gemaltes Bild kaufte oder in seinem Reiche eine Buch- oder Zeitungsdruckerei duldete. Fahrende Literaten, schlechte Maler &c. fanden bei ihm die freigebigste Unterstützung und die größten Ehren, aber da die Bevölkerung von Tunis nicht ganz aus Malern und Literaten besteht, so ist sein Andenken im Volke nicht das beste.

Der gegenwärtig regierende Bey Mohamed es Sadock ist der zweitgeborne Sohn des 1856 verstorbenen Achmet Bey, und wurde in Gemeinschaft mit seinem Bruder und Vorgänger auf dem Throne, Mohamed's, von einem fanatischen Priester Namens Ismail Sufi erzogen, der europäische Bildung und Civilisation gründlich haßte und sich deshalb mit aller Gewalt dem Vorhaben Achmet Bey's widersetzte, seine Söhne in der französischen Sprache, sowie in der Geschichte und Geographie der europäischen Staaten unterrichten zu lassen. Als demnach Mohamed es Sadock am 23. September 1859 den tunesischen Thron bestieg, war von seiner Weisheit gewiß nichts Besonderes zu erwarten. Indessen zeigte er sich den europäischen Einflüssen nicht abhold, ja es wurden viele Einrichtungen in dem Hofstaate, in der Lebensweise und den Gebräuchen europäischer Regenten, speciell jene, welche auf Aeußerlichkeiten Bezug haben, und die von Achmet Bey eingeführt worden waren, von ihm auch beibehalten.

„Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen." Man weiß hier in der That nicht mehr, wo der Orientale aufhört und der Europäer beginnt. Die Regierungsmaschine, die Armee und Marine, der Hofstaat des Bey selber, so weit er nicht den weiblichen Theil betrifft, sind in ihrem Aussehen halbeuropäisch. Die

königlichen Prinzen tragen, mit Ausnahme eines einzigen, europäische Tracht, dunkle Redingote, lichte Beinkleider und schwarze Cravate. Das einzige Abzeichen des Orientalen oder vielmehr des Mohamedaners ist der Schaschia, der rothe Fez, den kein „Gläubiger“ bisher abgelegt hat. Der Bey selbst trägt stets die Uniform eines tunesischen Generals, dunklen Waffenrock mit goldenen Litzen und schweren Epauletten, rothe Beinkleider mit goldenen Borten, die Schaschia, auf welcher eine in Gold und Edelsteinen ausgeführte Agraffe, das Wappen der Husseiniten darstellend, prangt; endlich einen an goldenem Gehänge befindlichen Krummsäbel mit sehr kostbarem, juwelenbesetztem Griff. In großer Uniform, wie z. B. am letzten Tage des Rhamadan oder beim Empfang neu accreditirter Gesandten ꝛc. trägt der Bey die Sterne einiger dreißig Großkreuze, hauptsächlich jedoch das goldene Vließ, den englischen Bathorden, den Stern der Ehrenlegion und des österreichischen Stephansordens, sowie seinen eigenen Hausorden. Eine der ersten Institutionen, die der Orient annahm, waren gewiß die Orden — in Afrika wie in Asien durchaus eine Schöpfung der Neuzeit und dem prachtliebenden Orientalen sehr willkommen. Auch der Bey von Tunis führte in seinem Reiche den „Orden des Ruhmes“ (Nischan Iftikar) ein, der heute von den ersten Monarchen Europas getragen wird.[1])

Die Minister und sonstigen Civil-Functionäre in der Hauptstadt tragen ebenfalls nur die militärische Uniform. Excellenzen gibt es in Tunis nicht, und an die Stelle dieses Titels tritt der Titel „General“. Nur der erste Minister oder Großvezier führt den Titel Excellenz. Die Functionäre in der Provinz, sowie die kirchlichen Würdenträger tragen sämmtlich noch die malerische arabische Tracht mit breitgewundenem Turban, hellfarbigen, weiten Beinkleidern, blendend weißen Strümpfen und eben solchen Burnus. In der Gürtelschärpe stecken ein Paar Pistolen mit silbernem, schön ciselirtem Knauf und ein kostbarer Dolch. Aber auch hier verschwindet die arabische Tracht immer mehr, und nur die Muftis, Kadis und Chalifen, überhaupt alle Jene, welche mit den niederen Volksclassen in unmittelbare Berührung kommen und dabei das Abzeichen ihrer Aemter und Würden auf dem Turban tragen, haben die angestammte Volkstracht beibehalten.

---

[1]) Außerdem bestehen in Tunis drei, weder im Staatshandbuch noch im „Almanac de Gotha“ genannte Orden, die im Range dem „Orden des Ruhmes“ vorangehen, jedoch nur an Mohamedaner oder zum Mindesten eingeborne Tunesier, im Dienste des Muschir stehend, sowie an die Prinzen der Regentenfamilie verliehen werden. — Das sind: der Husseinitische Familienorden, am Halse getragen und reich in Brillanten gefaßt, der Orden del Ahed, ebenfalls nur in Brillanten bestehend, und der Orden del Ahed el Aman.

Auch der präsumtive Thronerbe, Sidi-Ali Bey, der Bruder des regierenden Muschir, eine stattliche Erscheinung mit weißem, nach türkischer Manier gestutztem Schnurr- und Backenbart, hat die arabische Tracht beibehalten. Man bekommt ihn jedoch nur selten zu sehen. Die orientalische Sitte verlangt es, daß man den Nachfolger des Herrschers vollständig ignorirt. Kein Minister oder Staatsfunctionär darf ihn jemals besuchen oder mit ihm verkehren, ohne daß er dies mit dem Verluste seiner Stellung oder mit Verbannung zu bezahlen hätte. Auch die Vertreter der fremden Regierungen dürfen den Thronfolger nicht besuchen, und er ist ihnen persönlich gänzlich unbekannt. Es wird hier als Hochverrath oder bei den Consuln zum Mindesten als Rücksichtslosigkeit dem Bey gegenüber betrachtet, wenn man seinem Nachfolger irgend welche Aufmerksamkeit schenkt, da man damit vermeintlich auf die Vergänglichkeit der irdischen Macht des Regenten und dessen eventuellen Tod anspielt. Sidi-Ali Bey residirt mit seiner Familie und seinem an dreihundert Frauen zählenden Harem in einem weiten, glänzenden Palaste zu Marsa, einer Ortschaft in der Umgebung der Hauptstadt, und kommt wöchentlich nur einmal nach der Residenz des Bey, um ihm, gemeinschaftlich mit den anderen Prinzen und den Staatsfunctionären, zu huldigen.

Die unmittelbare Umgebung des Bey von Tunis ist sehr zahlreich, denn die ganze Regierungsmaschine mit den Ministern, Adjutanten, Behörden u. s. w. folgt der Person des Monarchen überall hin. Glücklicherweise beschränken sich seine Reisen alljährlich von seinem Residenzschlosse Bardo nach der Hauptstadt, und von da entweder nach Goletta, wo er in einem nahe den Ruinen Karthagos am Meere gelegenen Schlößchen den Sommer verbringt, oder nach dem Badeorte Hamman-en-Lif, wo er einen kolossalen Palast besitzt, und die vorzüglichen heißen Mineralbäder braucht. Der Großvezier, Mustapha Ben Ismail, ist sein steter, unzertrennlicher Begleiter, ja bis zur jüngst erfolgten französischen Occupation war er der mächtigste Mann im ganzen Reiche — von größerem Einfluß und größerer Macht, als der Bey selbst, da er das ganze Staatswesen leitete und seine Anordnungen dem Bey nur zur Begutachtung vorlegte. Der Großvezier ist bei allen Audienzen, welche der Bey seinen Unterthanen oder den an seinem Hofe accreditirten Gesandten und Consuln ertheilt, stets zugegen, und niemals kommt der Regent in Berührung mit seinen Untergebenen, ohne daß er die Meinung seines Ministers vorher eingeholt hätte. Mustapha Ben Ismail ist der erste geborne Tunesier, der diese hohe Stellung bekleidet. Alle seine Vorgänger waren von türkischer oder griechischer Abstammung. Mustapha Ben Ismail Chasnadar (Chasnadar ist der arabische

Name für Schatzmeister) stammt von einer wenig angesehenen Familie ab und war in seiner frühen Jugend Kellner oder Barbiergehilfe; er war ein hübscher Junge und erweckte einmal, als er am Beyramsfeste unter den Fenstern des Dar-el-Bey, der städtischen Residenz des Muschir, vorüberschritt, die Aufmerksamkeit des Letzteren. Der Bey war seit jeher ein großer Kinderfreund, obwohl er keine eigenen Kinder besitzt; er nahm den kleinen Mustapha bei sich auf, ließ ihn erziehen und gewann ihn so lieb, daß er ihm den Titel „Sohn des Bey“ verlieh, und sich nicht mehr von ihm trennte. Seit Jahren durfte Mustapha im Schlafzimmer des Bey schlafen; schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren wurde er zum General und Commandanten der Leibgarde ernannt, später, als Großsiegelbewahrer und Minister der Marine wurde er nach dem Sturze des weisen und mächtigen Chasnadars Cheir-ed-din von dem Interims-Minister Mohamed Chasnadar in die Staats- und Regierungsgeschäfte eines Premierministers eingeweiht, und endlich auch zu dieser Stellung berufen, die er heute zum größten Nachtheil des Landes noch immer bekleidet.

Bei den unglaublichen Intriguen, Verleumdungen und Nachstellungen, denen die Würdenträger eines orientalischen Hofes ausgesetzt sind, und bei der höchst gefahrvollen und unsicheren, von der Laune des Bey abhängigen Stellung eines Premiers war es nicht zu verwundern, daß Mustapha, kaum daß er zum Chasnadar ernannt war, alle bisherigen Beamten aus der Umgebung des Bey vertrieb oder verbannte und seine eigenen Verwandten und ergebensten Freunde in diese Stellen einsetzte. Er durfte zur Sicherung seiner eigenen Stellung keine ehrgeizigen Beamten oder Rivalen in seiner Nähe dulden. Um Palast-Revolutionen u. s. w. zu vermeiden, setzte er den bisherigen Basch-Chamba (Palast-Obersten), welcher der Bruder des Basch-Chamba und Günstlings von Sidi Ali Bey war, ab, und setzte seinen eigenen Schwager auf diesen Posten. Ursprünglich glaubte man nicht daran, daß Mustapha die Stellung eines Premiers lange bekleiden würde; doch täuschte man sich hierin. Er hält sich schlauer Weise vollkommen in der Mitte zwischen dem Bey und dem hier allmächtigen französischen Gesandten, theilt Gnaden aus an Jene, von welchen er etwas zu erwarten hat, und gewinnt durch seine Liebenswürdigkeit viele Freunde. Der Eindruck, den er bei meinem ersten Besuche auf mich machte, war ein recht günstiger. Ich hatte ihn gemeinschaftlich mit dem Vertreter einer europäischen Großmacht in seinem Bureau in Goletta, der Hafenstadt von Tunis, besucht, wo sich damals in Folge der Anwesenheit des Bey die ganze Regierung befand. Der Regierungspalast ist ein weitläufiges, einstöckiges

Gebäude im italienischen Styl mit großen Fenstern und grünen hölzernen Jalousien, auf einem weiten Platze unweit der Meeresküste gelegen. Ringsum waren in sehr malerischer Weise die Zelte der irregulären Beduinenleibgarde des Bey gruppirt; die Pferde, gesattelt und gerüstet, standen an Pflöcken festgebunden umher, während die Garden selbst in ihren pittoresken kleidsamen Trachten, Pistolen und Dolchmesser im Gürtel, in den Zelten lagen, ohne sich viel um uns zu kümmern. Ich wollte mir ihre mit prächtig ciselirten Handgriffen versehenen Waffen ansehen, doch weigerten sie sich, sie zu zeigen, oder die Dolche gar aus der Scheide ziehen zu lassen. Vor dem Eingange zum Palast standen ein paar Beduinen und Juden, die Ankunft ihres Kreisrichters zur Entscheidung einer Rechtssache erwartend; das weite Vestibule war ganz mit tunesischen Civil- und Militär-Functionären überfüllt; eine breite Freitreppe führt in das erste Stockwerk, wo wir einstweilen im Bureau des General Bakusch, eines der Directoren im Ministerium des Aeußern[1]), Platz nahmen, und die Ankunft des Premiers erwarteten. Von unten tönte ein Heidenlärm, ein wüstes Gewirre von Stimmen herauf, das mich lebhaft an eine orientalische Bazar-Licitation erinnerte. In der weiten Halle, in welche alle Bureaux mündeten, schritten Adjutanten und Schreiber ab und zu, die meisten in Civilkleidung mit Scheschia, als einziges Abzeichen ihrer officiellen Stellung ein kleines Messingschild auf der rothen Kappe tragend. Die officielle Sprache ist natürlich die tunesisch-arabische, von dem Türkischen und Aegyptischen sehr verschieden. Ein Staatsarchiv oder eine Bibliothek scheint nicht vorhanden zu sein, wenigstens fanden wir in dem ganzen Gebäude nichts dergleichen. Alle Documente werden, so lange man Verwendung dafür hat, im Bardo, dem eigentlichen Regierungspalast und der officiellen Residenz des Bey, deponirt und verschwinden mit der Zeit. Angestammte Bureaukratie, Adel, Verdienste 2c. gibt es hier nicht. Talente, Kenntnisse, hohe Geburt kommen nicht zur Geltung, ja werden sogar von den eifersüchtigen, unwissenden Machthabern möglichst unterdrückt, um nicht ihre eigene Stellung zu gefährden. All' die Beamten, Directoren, Minister u. s. w. wurden aus den niedersten Stellungen aus den untersten Volksclassen zu den hohen Functionen, die sie bekleiden, berufen; man weiß nie, ob nicht der erste beste Beduine, dem wir heute in der Straße begegnen, morgen irgend eine einflußreiche Stellung einnimmt, und das ist die Ursache, warum man in Tunis den Kastengeist, die

---

[1]) General Bakusch ist mittlererweile abgesetzt und zum Gouverneur von Susa ernannt worden.

Ueberhebung der Einen über die Andern nicht kennt. Wohl sieht man häufig auf den Straßen und anderswo, daß manchen Functionären oder Reichen von ihren Untergebenen die Hände geküßt werden, allein dies ist nur die Begrüßung, während der Verkehr selbst höchst frei und ungezwungen ist. Es herrscht unter dem Volke bis hinauf zu den höchsten Beamten eine fast republikanische Gleichheit, die den Fremden und mit den Verhältnissen nicht Vertrauten für den ersten Moment sehr überrascht. Wie gesagt, war der Premierminister mit dem pompösen Titel „Sohn des Bey" als Knabe ein Barbiergehilfe; General Bakusch, der Sohn eines Sklaven, war selbst noch in seinem zwanzigsten Jahre Commissionär. Merkwürdigerweise besitzen aber die Mauren ein ganz erstaunliches Geschick, sich in diese höheren Stellungen zu fügen und sich ihnen entsprechend auch zu benehmen. Das beste Beispiel ist hier der Großvezier oder Chasnadar selbst. Er kam eben in seiner mit zwei feisten, glänzend geschirrten Maulthieren bespannten Equipage angefahren. Drei Adjutanten ritten dem Wagen, ebenfalls auf Maulthieren, voran, während ihm eine Anzahl Garden folgte. Sofort trat lautlose Stille ein und der Minister schritt mit einer glänzenden Suite, von den Functionären durch ehrerbietigen Handkuß begrüßt, die Treppe hinauf nach seinem Bureau. Unmittelbar darauf wurden wir in einen mit europäischem Luxus möblirten Saal geführt, wo uns der Premier empfing. Er ist ein hübscher junger Mann mit entschieden orientalischen, etwas weichlichen Gesichtszügen und freundlichem, zuvorkommendem Wesen, der auch in der Conversation, wenn nicht Geist, so doch scharfe Auffassung und richtiges Urtheil bewies. Mustapha Ben Ismaël ist ein schlauer Kopf, habsüchtig und intriguant. Während seiner noch kaum drei Jahre zählenden Regierung scharrte er sich schon Millionen Piaster zusammen; seine größte Freude sind Orden und Brillanten, von welch' letzteren er ungezählte Mengen besitzen soll. Er ist von der Unsicherheit seiner Stellung und den Gefahren, denen sein großes Vermögen im Falle seines Sturzes ausgesetzt wäre, zu sehr überzeugt, um nicht alle Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen zu haben. Er stellte sich einfach unter französischen Schutz, d. h. er ließ sich auf der Liste der französischen Gesandtschaft eintragen und steht so außerhalb der tunesischen Jurisdiction. Von seiner Habsucht und Naivetät zeigen einige drastische Beispiele. Der General Mohamed Bakusch ließ sich auf der Marina, der schönsten und reichsten Straße des europäischen Stadttheils von Tunis, ein großes Wohnhaus bauen. Der Chasnadar erfuhr dies, sah sich eines Tages das Haus an, und meinte zu Bakusch: „Sidi, Dein Haus gefällt mir, gieb es mir!" „Jiatik essacha!" (daß es Dir wohl bekomme, Herr!) antwortete ihm Bakusch, „aber Du siehst, das Haus ist nicht

vollendet, ich will es erst vollenden! Der Chasnadar gab sich zufrieden, und Bakusch hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich unter französischen Schutz stellen zu lassen, und den Hausbau gerade so weit fortzuführen, daß es bewohnbar war, ohne es jedoch zu vollenden. So wartet denn Se. Excellenz der Premier schon seit geraumer Zeit auf das Haus seines Cabinets-Directors.

Während meines Aufenthaltes in Mater, einer kleinen Provinzialstadt, etwa eine Tagreise von Tunis entfernt, war ich Zeuge eines zweiten amüsanten Vorfalls, der die Gewinnsucht des Premiers und die Art und Weise der tunesischen Amtshandlung recht heiter illustrirt. Der Kaid von Mater war in Ungnade gefallen und wurde abgesetzt. Der Premier hatte ihm, der die Reichen wie die Armen seiner Provinz nach Kräften ausbeutete, einige Contributionen auferlegt, deren letzte von 40.000 Piaster der Kaid nicht zahlen wollte. Der Premier brauchte Geld. Er wußte, der Kaid besaß ungezählte Summen, auf unrechtmäßigem Wege erworben. So wurde er abgesetzt und eingesperrt. Mittlerweile citirte man aus den Gebirgen seiner Provinz ein paar Beduinen-Chefs, die für Geld und gute Worte bezeugen mußten, der Kaid hätte sie um 40.000 Piaster betrogen. In Folge dessen wurde er zur Zahlung dieser Summe verurtheilt. Die treuen Beduinen erhielten ein Goldstück zur Belohnung ihrer Wahrheitsliebe und Sidi Mustapha strich die Tausende ein.

Ich bin weit entfernt, anzunehmen, dem Kaid von Mater sei damit ein Unrecht geschehen. Im Gegentheile. Seine unfreiwillige Contribution zeigt die Größe seiner Reichthümer. In Europa hätte es eines kostspieligen, Aufsehen erregenden Processes bedurft, um den Beamten zu verurtheilen.

Der Bey selbst ist ein liebenswürdiger, gutmüthiger Fürst, und wenn es auf manchen Gebieten dieses orientalischen Staatswesens noch ein wenig afrikanisch hergeht, so ist dies wahrhaftig nicht ganz seine Schuld. Die Leitung der Finanzen des Landes liegt schon seit Jahren in den Händen einer europäischen Commission, welcher er nahezu sämmtliche Staatseinnahmen zur Tilgung der von seinen Vorgängern gemachten Schulden abgetreten hat. Die ihm verbleibenden ein bis zwei Millionen per Jahr reichen für seinen bescheidenen Haushalt vollständig hin. Er bereiste sein ausgedehntes Reich noch als „Bey du Camp“, d. h. Fürst des Feldes oder Thronfolger, und lebt seitdem stets in seinem Residenzschloß, dem Bardo, während der heißen Sommermonate jedoch in einer reizenden, am Meere gelegenen Villa, wo es mir möglich war, ihn zu sehen. Ein festungsartiger Wall und Graben, mit großen Kanonen gespickt, umschließt hier, an die Hafenstadt Goletta angrenzend,

einen weiten Plan, in dessen Mitte, auf Piloten in's Meer hinausgebaut, die fürstliche Villa steht. Schildwachen und Garden mit scharlachrothen, reich mit Gold verbrämten Uniformen, Krummsäbeln und Pistolen bewachen die Zugänge. Eine lange Brücke führt über den seichten Meeresstrand zu der breiten Veranda des Gebäudes, auf welcher große Strauße einherstolziren. Auf den Divans in den Vorzimmern ruhen die Adjutanten und der Basch-Chamba, der uns zur Privataudienz anmeldet. Bald darauf kommt uns ein Dragoman entgegen und führt uns in einen weiten, mit Pariser Luxus möblirten Saal, an dessen einem Ende auf einem niedrigen Thronsessel der Bey sitzt. Er erhebt sich bei unserem Eintritt, geht uns einige Schritte entgegen und reicht uns die Hand. In angemessener Entfernung vom Thron werden Stühle gesetzt, und wir werden eingeladen, Platz zu nehmen. Der Großvezier befindet sich bereits im Saale und steht zur Rechten des Thrones. Wir tauschen die vorgeschriebenen orientalischen Höflichkeitsformeln aus, die der Dragoman, in militärischer Haltung zwischen uns und dem Throne stehend, wiederholt. Während der nun folgenden Conversation zeigt sich der Bey mit den europäischen Verhältnissen sehr vertraut. Er lenkt das Gesprächsthema auf dies und jenes und hat für Alles eine zutreffende, mitunter sehr witzige Bemerkung. Mohamed es Sadock ist ein schöner Mann von vornehmem, intelligentem Aussehen; ein grauer gestutzter Voll- und Schnurrbart umrahmt sein Gesicht.

Seine Lebensweise ist, den Mittheilungen des Oberküchenmeisters zufolge, sehr einfach. Er genießt des Morgens Kaffee und etwas Bisquit und nimmt dann den Vortrag des Premierministers und des Palast-Commandanten entgegen, empfängt Besuche und erledigt seine Staatsgeschäfte. Mittags speist er stets mit dem Premier allein. Das Menu besteht der Hauptsache nach aus europäischen Speisen, Suppe und dem bei jeder tunesischen Mahlzeit in Palast und Hütte unvermeidlichen Kuskussu, einer Art Mehlspeise mit Geflügel und allerhand Gewürz, das türkische „Pilaf“ vertretend. Dazu trinkt er trotz der Vorschriften seiner Religion ein Glas Bordeaux, und denkt sich dabei wahrscheinlich, daß der Prophet das edle Getränk gewiß nicht verboten hätte, wenn es ihm bekannt gewesen wäre. Nachher trinkt er nach französischer Manier ein Täßchen Kaffee mit Cognac und giebt sich der Mittagsruhe, dem süßen, jedem Bewohner des Orients unentbehrlichen Kef hin. Nachmittags gegen vier Uhr besucht er seinen Harem, der in einem eigenen, auf den Trümmern des einstigen Kriegshafens von Karthago erbauten Palast untergebracht ist, jedoch nur aus — einer einzigen Gemahlin mit einer Anzahl von Wärterinnen und Eunuchen besteht. Mohamed es Sadock

Pascha Bey — dies ist sein voller Titel — giebt sich in seinen Mußestunden dem Lesen von arabischen Büchern und der Photographie hin, in der er es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Früher war er, man könnte sagen: bis zur Verschwendung freigebig. Kein Europäer, den er in Audienz empfangen, ging unbeschenkt von ihm, und ich selbst erhielt noch eine kostbare emaillirte Silber-Agraffe und sein Porträt aus seiner Hand; den Consuln schenkte er prachtvolle Paläste, den europäischen Monarchen die kostbarsten edelsteinbesetzten Waffen, Rüstungen und Sattelzeuge; erst vor zwei Jahren machte er dem König von Spanien einen prächtigen Araberhengst zum Geschenk und übersandte dem Kronprinzen von Oesterreich das Großkreuz seines Nischan Iftikar-Ordens in Brillanten, welch' letztere einen Werth von 25.000 Francs besaßen. Doch seit Mustapha Ben Ismaël sein Minister wurde, hält der Letztere ihn aus eigenem Interesse ein wenig von solcher Freigebigkeit zurück.


Mohamed es Sadock Pascha Bey.

Außer dem Premier besteht die nächste Umgebung des Bey aus seinen drei Imams, d. h. Vorbeter oder Priester, einem Corps von drei Generaladjutanten, neun Oberst- und fünf Majoradjutanten, drei Dragomanen, zwei italienischen Aerzten und den zwei Gardecorps, von denen das eine irreguläre, beritten, stets mit dem Bey herumzieht, während das zweite, die Hamba, unter dem Commando des Aga Sidi Hussein, sozusagen die Palastgarde des Regenten ist. Der religiöse höchste Beirath des Letzteren ist der Scheik-ul-Islam, Sidi Mohamed Muania, dessen Einfluß und Gewalt etwa jenem eines Cardinals in streng katholischen Ländern gleichkommt. Als Beispiel dessen sei hier ein Opfer aus der unmittelbaren Umgebung des Bey, der Oberstlieutenant Oberküchenmeister X., von den Europäern Signor Naso genannt, angeführt. Der Letztere wollte sich die Verlassenschaft eines Mannes aneignen, der sein Vermögen dem Chbeß oder Kirchenfonds verschrieben hatte. Er wurde vor das kirchliche Tribunal, das aus den Muftis und dem Scheik-ul-

Islam besteht, gebracht, und von diesem aller seiner Güter, Würden und Orden verlustig erklärt und an den Pranger gestellt, wo ihn die Vorübergehenden anspucken mußten. Hierauf wurde er auf die ihres ungesunden Klimas wegen bekannte Insel Dscherba verbannt. Zum Glück für ihn wurde einige Monate hierauf Mustapha Ben Ismaël, mit dem er entfernt verwandt ist, erster Minister. Er wurde sofort zurückberufen und in all' seine einstigen militärischen und — culinarischen Würden eingesetzt, die er noch heute mit Geschick versieht. In allen weltlichen Dingen ist der Bey der oberste und absolute Richter. Jeden Samstag hält er in einem großen Saale des Ministeriums zu Goletta, oder im Winter im Bardo öffentliche Gerichtssitzung, zu welcher alle seine Unterthanen, die ihn sehen wollen, oder die eine Streitfrage unter einander haben, frei kommen und ihr Anliegen vorbringen können.

Vor der Gerichtssitzung findet jedesmal der Handkuß der Minister, Officiere und Beamten statt. Hierzu versammeln sich alle Prinzen, den Thronfolger und Bruder des Bey mit inbegriffen, in einem Saale und küssen der Reihe nach die Rechte des Herrschers. Die königliche Familie besteht gegenwärtig außer dem Bey noch aus seinen beiden Brüdern Sidi Ali Bey und Sidi Mohamed Ettajeb Bey, den zwei Söhnen des vorigen Regenten, den fünf Söhnen des Sidi Ali Bey und noch sieben Prinzen der zweiten und dritten Linie. Die Damen werden im orientalischen Staatshandbuch bekanntlich nicht mitgezählt, ja gar nicht erwähnt.

Ich war überrascht, die echt orientalische Würde eines Pfeifenstopfers von einem Europäer im Frack und mit weißer Cravate bekleidet zu sehen. Wie ich nachher erfuhr, stammt diese Sitte von einem Vorgänger des Bey, dem großen Hamuda, der von den Tunesiern mit denselben Augen betrachtet wird, wie etwa Harun al Raschid von den Bagdadern. Hamuda wurde nach einer zweiunddreißigjährigen glorreichen Regierung durch vergifteten Tabak getödtet, den ihm ein ungetreuer Pfeifenträger in den Tschibuk prakticirt hatte. Seit jener Zeit ist es am tunesischen Hofe Sitte, daß die Stellung der Pfeifenstopfer und Köche nur von Europäern bekleidet werde, da ein Europäer nicht so leicht von Verschwörern in's Vertrauen gezogen und von ihnen auch durch keine hohe Stellung bestochen werden könnte, denn als Christ dürfte er eine solche doch nicht einnehmen.

Der Bey ist ein Damenfeind, und selbst mit der einzigen Frau, die er besitzt, unterhält er schon seit etwa zwanzig Jahren nur sehr lockere Beziehungen. Des Decorums wegen macht er ihr wohl täglich Nachmittags in ihrem Schlosse einen Besuch und verweilt eine Stunde daselbst, jedoch ohne sie auch nur zu sehen. Ge-

wöhnlich fällt seine Besuchsstunde mit der mohamedanischen täglichen Zeit der Andacht zusammen. Er begiebt sich also in ein kleines Erkerzimmer des Palastes, um hier zu beten. Ein Eunuche zieht das verschiebbare Dach dieses Gemaches hinweg, um dem Bey den Ausblick auf den Himmel zu ermöglichen, und bald darauf ist der Bey in das Gebet versunken. Die Gattin des Letzteren hat alle Ursache, auf den Propheten eifersüchtig zu sein.

IV.

Die Paläste des Bey.

Obschon Tunis an Größe und Einwohnerzahl unter den Städten Afrikas nur von Kairo übertroffen wird, und an Alter wie an historischen Reminiscenzen dort nicht seines Gleichen hat, so entbehrt es doch vollständig jener großartigen Denkmäler maurischer Baukunst und maurischer Pracht, wie wir sie in so großer Zahl im südlichen Spanien und selbst in Algier und Marokko vorfinden. Vergebens suchen wir dort einen Palast oder eine Moschee, die sich auch nur annähernd mit den Bauten von Sevilla oder Tlemcen vergleichen ließe. Wir finden zahlreiche, recht hübsche Moscheen, reiche Paläste, köstliche Bruchstücke maurischer Architektur in diesem oder jenem Bauwerke vertheilt, aber nirgends hat sie sich rein erhalten. Die alten, traumhaft schönen Kunstwerke sind in Trümmer zerfallen und kein Mensch kümmert sich um sie; bei den neueren Bauten hingegen macht sich der europäische und zunächst französische Einfluß auf so banale und aufdringliche Weise geltend, daß man denselben nur bedauern muß. Man bekommt in Europa in neuerer Zeit durch die so zahlreich entstehenden maurischen Bauten, herrlichen türkischen Bäder, Synagogen u. s. w. viel Vorgeschmack vom Orient; kommt man endlich nach dem Sitz, der eigentlichen Heimat dieser Architektur, so wird man nur grausam enttäuscht. Um maurischen Styl in seiner vollsten Pracht zu sehen, darf man heute beinahe nicht mehr nach dem Orient gehen, sondern muß in Europa bleiben. West und Ost scheinen ihre Geschmacksrichtungen mit einander vertauscht zu haben. In Europa maurische Bauten, orientalische Teppiche, türkisch und persisch eingerichtete Wohnungen; im Orient, und speciell in Nord-Afrika hingegen ist die europäische Cultur auf orientalischem Stamme ungeschickt aufgepfropft worden, und statt auf persischen Teppichen inmitten der uns traumhaft vorschwebenden Erzeugnisse des Orients dahin zu wandeln, stoßen wir abermals auf Pariser Lack, Pariser Patschouli, billige

Papiertapeten und schauerliche Kupferstiche. Der Orientale, der Araber ist gerade so wie alle halbcivilisirten Völkerschaften. In Haity sah ich einst einen halbnackten, nur mit Lendenschürze bekleideten Neger einen alten Cylinder und eine europäische alte Weste tragen; dasselbe findet man in Nord-Afrika in hundertfachen, allerdings nicht so auffallenden Beispielen in's Arabische übersetzt. Der Araber, besonders der intelligentere, der mit den Europäern in Berührung gekommen und sich einen vornehmeren Anstrich geben will, wird seine Wohnung im europäischen „Geschmack" einrichten und europäische Kleidungsstücke zum Theile annehmen — seine Europäisirung fängt von außen an, und dringt nicht tiefer ein; er wird seinen orientalischen Sinn bei der Wahl europäischer Möbel oder Kleider u. s. w. geltend machen und darum ein so trauriges Resultat erzielen, daß man heute auf der Reise durch die Berberstaaten bei jedem Schritt durch irgend eine derartige Geschmacklosigkeit abgestoßen wird. Tunis hat seinen orientalischen Charakter unter allen Großstädten des Orients am reinsten bewahrt; dort fängt die Koketterie mit europäischen Handelsartikeln erst bei den tunesischen Großen und bei den Juden an. Der verstorbene Achmet Bey, der in den Vierziger-Jahren als der erste orientalische Fürst den Boden des christlichen Europa betrat, und am Pariser Hofe fêtirt wurde, war der Erste, der, von dem Glanze der Tuillerien geblendet, sofort seine Residenzstadt in ein zweites Paris umwandeln wollte. Seine arabischen malerischen Truppen mußten in den französischen Soldatenkittel gezwängt, seine herrlichen maurischen Residenzen in Pariser Boulevards-Boutiquen umgewandelt werden. Von da an datirt auch in Tunis der verderbliche Einfluß Europas auf den äußeren Charakter der schönen pittoresken Maurenstadt.

Das deutlichste Beispiel davon sind die Residenzen und Schlösser Mohamed es Sadock's, des regierenden Bey. Es ist von hohem Interesse, diese Paläste, diese Bollwerke maurischer Cultur und Pracht, zu durchwandern, und die traurigen Breschen zu beobachten, die Europa auch selbst da schon gelegt! Unter den fürstlichen Palästen, welche der Bey in der Stadt und Umgebung von Tunis besitzt, ist der Bardo der größte und bedeutendste — ein zweites Versailles oder noch besser ein Windsor von Tunis, die englische wie die französische Residenz an Größe weit übertreffend. Ungefähr eine Wegstunde von den Thoren der Hauptstadt, in einer weiten Ebene gelegen, macht dieser echt orientalische Herrscher-Palast auf den Besucher einen imponirenden Eindruck. Große Palastfronten, Terrassen, Balcone, Erker, Thürme und Veranden vereinigen sich hier in höchst malerischer Weise; obschon jeder Flügel, jedes Stockwerk beinahe eine andere Zeitepoche, einen anderen Styl

repräsentirt und jeder Zubau das Vermächtniß irgend eines der tunesischen Herrscher bildet, die im Laufe der Jahrhunderte hier residirt.

Dieses bunte Conglomerat von Palästen wird von einem tiefen, gemauerten Graben umschlossen und bildet so eine Art befestigte Stadt für sich, die sich um so imposanter ausnimmt, als sich in der Umgebung weder Haus noch Baum erheben.

Von Tunis kommend und mit dem Amr=Bey, d. h. dem Befehlschreiben des Bey versehen, hätten wir wohl das Recht gehabt, mit unseren Equipagen bis in den Palast selbst zu fahren. Wir zogen es vor, schon auf dem weiten, kahlen Vorplatz auszusteigen, in dessen Mitte eine hübsche Bronze=Fontaine in Renaissance=Styl glänzende Wasserstrahlen in die Lüfte stäubt — eine wahre Erquickung in der trockenen, staubigen Gegend. Uns gegenüber befindet sich die Hauptfronte des Bardo mit dem durch einen massiven Wachtthurm geschützten Eingang. Dahinter flattert auf hoher Flaggenstange die bunte, mit zahlreichen Emblemen geschmückte Standarte des Bey. Zur Linken, zwischen dem Thurme und den sich hoch über einander aufthürmenden Palastfronten sehen wir einen durch starke Gitter abgeschlossenen Hof, vor welchem eine Batterie leichter Feldgeschütze aufgefahren ist, die ihre Mündungen gegen uns richten. Sie sind ein Geschenk des Königs von Italien an den Bey, denn die tunesische Armee kennt keine Feldgeschütze. Zwischen ihnen schreiten Schildwachen mit dem Strickstrumpf in der Hand auf und nieder, oder kauern, das Gewehr an die Mauer gelehnt, auf der Erde. Dieser Theil ist die Kaserne des Infanteriebataillons, das die Besatzung des Bardo bildet. Er enthält auch die sogenannte Militär=Schule, aus welcher die Officiere der Armee hervorgehen, und das Militär=Gefängniß. In einem Winkel des Umfassungsgrabens wiegt sich hier eine vereinsamte Palme im Winde; ihr alter hoher Stamm verräth, daß sie schon so manchen Bey überlebt, so manchen Veziersturz gesehen!

Wir schreiten zwischen den Wachen des Hauptthores hindurch und haben eine lange gerade Gasse vor uns, die eben breit genug ist, um einen Wagen durchzulassen. Zur Linken erheben sich gewaltige, in einer Mischung von orientalischem und Renaissance=Styl erbaute Marmorpaläste, aus köstlichem Material mit reichverzierten Eingangspforten und hohen Fenstern mit grünen Jalousien oder mit hervorspringenden bauchigen Gittern; es sind die Paläste der Prinzen des regierenden Hauses und des Ministers, die, der orientalischen Sitte gemäß, sämmtlich in der unmittelbaren Nähe der Regenten verweilen müssen.

Und diesen prächtigen Residenzen gegenüber, kaum drei Schritte vor ihren Thoren, sehen wir eine lange Reihe von gewöhnlichen Kramläden mit weit hervor=

ragenden Colonnaden, ein wahrer orientalischer Bazar für] die Inwohner dieser Palaststadt, die zur Winterszeit, wenn der Hofstaat des Bey hier residirt, an zweitausend Einwohner zählt. Am Ende der an drei- bis vierhundert Schritte langen Gasse gelangen wir durch mehrere stille, vereinsamte Höfe, von hohen Palastfronten umschlossen. Die Thüren sind hier klein, die Fenster mit grünen Jalousien und Holzgittern fest verschlossen; sie enthalten die mysteriösen Räume des fürstlichen Harem. Der letzte Hof führt endlich zu den auch uns zugänglichen Empfangsräumlichkeiten des maurischen Herrschers. Es ist der vielleicht nicht ganz mit Unrecht berühmte Löwenhof, der seinen Namen von acht, ziemlich grimmig ausgeführten Marmorlöwen herleitet, welche auf den Absätzen der breiten, in den Palast führenden Treppe ruhen. Diese Seite des Hofes wird von wahrhaft malerischen, in doppelter Reihe aufeinander stehenden Arkaden eingeschlossen. Sie gehören zweifellos zu den schönsten architektonischen Kunstwerken von Tunis. Die Marmorblöcke, welche die Rundbogen bilden, sind abwechselnd weiß und schwarz angestrichen und ruhen auf herrlichen Säulen, Monolithen mit reichgegliederten Capitälen — offenbar in den Trümmern des dritten Karthago gefunden und hierher verpflanzt. Welch' billiger Steinbruch war doch Karthago für die Tunesier! Wie leicht konnten sie sich aus diesen Reichthümern Paläste bauen! Und diese steinernen Zeugen römischer Cultur tragen ein Gewölbe, das wieder eine der herrlichsten Proben des maurischen Styles bildet. Dieselben Stuckverzierungen, die wir in der Alhambra und in der alten Moschee von Tlemcen bewundern und die an Feinheit der Zeichnung und Correctheit ihrer Ausführung an die zartesten Spitzendessins erinnern, bilden hier den Plafond, daß man kaum müde wird, ihn zu betrachten, und die zahllosen, in einander zu einem doch so harmonischen Labyrinth verschlungenen Stäbchen zu verfolgen!

Die Wände dieser Colonnaden und der sich hinter ihnen öffnenden Räume sind bis nahe an die Decke mit jenen kleinen, gleichfalls dem Orient angehörigen Glasurziegelchen bekleidet, in welchen sich die Geschicklichkeit und Geduld der Arbeiter in ähnlicher Weise offenbart, wie in den „Noksch Chadid", den Stuckarbeiten. Jedes dieser Ziegelchen ist mit zarten Ornamenten in verschiedenen Farben, jedoch in demselben Dessin übermalt; aber wenn man sie untereinander vergleicht, so sieht man erst, daß den Arbeitern keine Schablone, kein Vordruck geholfen, sondern daß jeder Ziegel von dem andern in einzelnen Details abweicht, daß jeder von Anfang bis zu Ende äußerst mühsame, kunstvolle Handmalerei zeigt. Und nun denke man sich ganze Mauerflächen, ja die meilenlangen, hohen Corridore dieses Palast-

Conglomerates mit solchen Fliesen bekleidet, und denke an die Arbeit, die das gekostet haben mag!

Die anderen Fronten des Löwenhofes enthalten Gefängnisse und kleinere Gerichtssäle; das oberste Gericht, welchem der Bey in höchst eigener Person vorsteht, befindet sich hinter dem Löwenhof, in einem der schönsten Säle des Orients. Wir durchschreiten einige kahle Vorhallen und treten in einen hohen, durch marmorne Säulenreihen in drei Schiffe getheilten prachtvollen Saal, an dessen entgegengesetztem Ende sich auf einer Estrade der von einem Thronhimmel überhöhte reich vergoldete Thron des Bey befindet. Zu den Seiten stehen rothsammtene, verschlissene



Der Bardo: Ansicht des Löwenhofes.

Divans für die Minister und Generäle. Die Wände sind über und über mit dem kostbarsten, verschiedenfarbigsten Marmor-Mosaik bekleidet, und sehr gut erhalten. Längs der Decke sehen wir an den Wänden arabische Inschriften — die auf die Gerichtspflege bezugnehmenden Koransprüche bedeutend. Aber wie sich das Banale in jedem noch so prächtigen Bauwerk des modernen Orients vorfindet, so hat es sich selbst auch hier eingeschlichen. Die Marmorsäulen, köstliche Monolithen, wurden wahrscheinlich noch in Karthago ohne die dazu gehörigen Capitäle gefunden, und so setzten denn arabische Bildhauer neue Capitäle auf, plumpe Steinquadern, in welche sie Halbmonde oder Kanonenrohre meißelten!

Durch lange einsame Corridore, leerstehende verwahrloste Säle mit aufgebrochenem Fußboden und zertrümmerten Fenstern führt uns der wachthabende Capitän zu dem erhabensten Raume des Palastes, zum Thron-Saal. Nach dem Gesehenen zu schließen, dachten wir in eine maurische Halle zu gelangen, und waren deshalb nicht wenig enttäuscht, statt dessen in einen allerdings gewaltig großen und hohen Saal, aber in echtem Pariser Geschmack eingerichtet, einzutreten! Statt der herrlichen Teppiche, die in Tunis verfertigt werden, fanden wir den Boden mit großblumigen, geschmacklosen Pariser Fabricaten bedeckt; von der Decke hängen krystallene Lustres, an den Fenstern Pariser Vorhänge; zwischen ihnen waren die Wände mit langen verblaßten Spiegelscheiben bekleidet. Auf den Wandtischchen davor standen Rococco-Armleuchter, Sèvres-Vasen und auf jedem Tischchen überdies noch eine Bronze-Pendule mit verbogenen Zeigern.

An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand hängen die lebensgroßen Porträts europäischer Regenten, die der Bey zum Geschenk erhalten hatte, darunter ein wahrhaft prachtvolles Gobelinbild, Louis Philipp in Lebensgröße darstellend. Der Saal enthält keine Möbel, sondern nur an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand einen Thron mit hohem Thronhimmel und rothsammtenen Draperien.

Der dahinterliegende Saal ist der Saal des Handkusses, wo die Prinzen, Minister und Würdenträger dem Bey vor jeder Ceremonie die Hand küssen müssen, gleichsam zum Zeichen ihrer Unterwerfung.

Viel schöner und prächtiger als der Thronsaal ist der sogenannte Krystallsaal, zu welchem wir abermals durch ein Labyrinth verwahrloster Gänge, kahler Gemächer und Treppen gelangen. Er ist kleiner als der Thronsaal, aber ein wahres Kunstwerk maurischen Styles; Wände und Decke sind hier ganz mit kleinen Ziegelchen bekleidet, über welche eine Gold-Verstäbung in ähnlichen Figuren wie bei den Stuckarbeiten angebracht ist. Der Effect ist glänzend. Ein Thron und weite Divans, mit orientalischen Stoffen überzogen, bilden das Meublement. Durch die mit kunstvollem Gitterwerk verkleideten Fenster sieht man über die Landschaft hinweg bis nach Tunis und dem El Bahira, dem Meerbusen der Stadt; zur Rechten die herrlichen Palmenhaine und Orangengärten von Manouba, zwischen denen die stattlichen Paläste und Villen der maurischen Großen emporragen.

Ganz in der Nähe zur Rechten steht ein einstöckiges langgestrecktes Gebäude von ziemlich vornehmem Aussehen, inmitten eines mit Mauern umgebenen Gartens. Dies ist die eigentliche Residenz Mohamed Es Sadock's, des regierenden Bey. Die großen glänzenden Räume des Bardo behagen ihm nicht. Er überläßt sie

den Prinzen und seinem Harem. Der Bey erscheint nur einmal in der Woche im Bardo, und auch das nur, um in dem Gerichtssaale über seine Unterthanen Recht zu sprechen, oder einen der Consuln oder Geschäftsträger der Großmächte zu empfangen. Dann ändert sich auch das Bild mit einem Schlage. Die öden verlassenen Räume, die vielen Höfe, der Vorplatz des Bardo und die ganze Straße entlang bis in's Herz der Hauptstadt zeigen das regste Leben. Glänzende, in Gold und Sammt strotzende, von reich geschirrten Maulthieren gezogene Carrossen bringen die maurischen Großen herbei. Auf stattlichen, langgeschwänzten Pferden reiten die in lange weiße Burnusse gehüllten, reich bewaffneten Beduinenchefs; die rothuniformirte Leibgarde des Bey, mit Lanzen und Krummsäbel, marschirt unter dem klingenden Spiel der türkischen Musikbande auf; die Minister und besternten, in glänzende Uniformen gekleideten Generäle, mit ihrer Suite von Adjutanten und Dienern, kommen der Reihe nach angeritten, und den ganzen Weg entlang ziehen sich die Kameel-Karavanen, Reiter und Fußgänger, die Alle für den einzigen Tag nach dem Bardo wollen. In solchen Momenten erhält man ein gar stattliches Bild von dem orientalischen Hofe, dessen Residenz Tunis ist. Aber es ist nur äußerlich so glänzend, und vermag den Besucher kaum über das Elend zu täuschen, das in diesem Maurenreiche herrscht.

* * *

In der Hauptstadt seines Reiches selbst besitzt der Bey nur einen Palast, den Dar-el-Bey, der sich jedoch durch große Pracht in seinem Innern auszeichnet. Er liegt in dem obersten Stadttheil, dem Faubourg St. Germain von Tunis, denn rings um ihn erheben sich die Paläste der tunesischen Großen.

Während einer der am Thore wachenden Gardisten unsere ministerielle Erlaubniß zum Besuche des Dar-el-Bey abnimmt, um den Major und Schloß-Commandanten herbeizuholen, betrachten wir uns das Aeußere des Palastes — ein einstöckiges Gebäude mit hohen Fenstern und langer, die ganze Seite des Squares einnehmender Fronte, von einer Flaggenstange überhöht. Die einfache italienische Architektur läßt uns kaum die herrlichen Arabesken erwarten, mit welchen das Innere dieses Gebäudes in feenhafter Weise geschmückt ist. Der Major, gefolgt von einer Anzahl Adjutanten, führte uns zunächst durch die hohe Pforte in einen großen, von einfachen Arkaden eingefaßten Hof oder Patio, und von da über eine breite Marmortreppe in das erste und zugleich einzige Stockwerk des Palastes. Durch zwei in europäischem Style möblirte große Säle, welche einst der Deputirtenkammer und

dem Senat der nur kurze Zeit währenden tunesischen Constitution als Sitzungslocale gedient hatten, gelangten wir in einen Patio mit graciösen Rundbogen aus abwechselnd weißen und schwarzen Marmorstücken, die auf sechzehn weißen Säulen aus demselben Material ruhen und ein Glasdach tragen. Rings um diesen Patio liegen kleine Gemächer für die Minister und Adjutanten des Bey, mit europäischen Möbeln versehen, die nur wenig mit dem wahrhaft prächtigen, rein maurischen Wand- und Deckenschmuck harmoniren. Schon der kleinere Rundsaal des Senats wird von einer Kuppel überhöht, deren Arabesken ich ohne Zögern mit den wundervollen Werken der Mauren in Granada und Sevilla vergleichen möchte. Der Umstand, daß diese Kuppel erst im gegenwärtigen Jahrhundert hergestellt wurde, zeigt uns, in welcher Reinheit sich die Traditionen in Bezug auf die Architektur bei den Mauren erhalten haben, und welche Prachtbauten wir noch von ihnen zu gewärtigen hätten, wenn nicht der unglückselige Einfluß Europas und die Sucht der tunesischen Reichen nach Pariser Luxus und Pariser Styl sich ihnen so gebieterisch aufdrängen würden. Um wie viel schöner sind doch diese zarten, phantastischen und doch so regelmäßigen Spitzengewebe, als der schönste europäische Deckenschmuck! Je mehr man sich in diese Arabesken vertieft, je länger man sie bewundert, desto schöner erscheinen sie, desto mehr gleichen sie einem luftigen Nebelschleier, zwischen dessen Gewebe man in die Unendlichkeit zu sehen vermeint. Ebenso reizend, verführerisch, geheimnißvoll ist die Ausschmückung der kleinen Nebengemächer des Patio; glasirte Fliesen mit der schönsten Ornamentik, buntes Holzgetäfel und die prächtigen Stuckarbeiten bedecken hier Wände und Decke und lassen uns ahnen, welch' zauberhafte Räume diese Gemächer sein könnten, wenn nicht der verderbte Geschmack eines rohen Tunesiers die orientalischen Teppiche, die Divans und maurischen Tischchen daraus entfernt und Rococco-Fauteuils, eine Unzahl vergoldeter Stockuhren und billiger Lithographien an ihre Stelle gesetzt hätte.

Die daranstoßende Reihe von Gemächern könnte ebensogut dem ersten Stockwerk eines Pariser Boulevard-Hôtels entnommen sein, denn bis auf Kellner und Stubenmädchen ist hier Alles gerade so eingerichtet. Es sind die Räumlichkeiten, welche gewöhnlich auswärtigen Prinzen als Absteigequartier angeboten werden, und wo auch vor einigen Jahren Prinz Carl von Preußen einige Zeit residirte. Durch eine Folge kleiner orientalischer Gemächer gelangen wir endlich in einen mit Ausnahme des Fußbodens ganz aus Krystall hergestellten Saal, mit Divans und Fauteuils, halb orientalisch, halb europäisch möblirt. In einem kleinen Nebengemach sehen wir ein Himmelbett mit gelbem Damastüberzug. Diese zwei Gemächer sind

die eigentlichen Wohnräume des Bey, in denen er während des Rhamadan die Tage zubringt. Zur Nachtzeit kehrt er jedoch stets nach seiner Villa in Manouba zurück, denn er schläft nur einmal im Jahre, in der dritten Nacht des Beyram-Festes, in seiner Hauptstadt.

Den Sommer über residirt der Herrscher von Tunis in einer allerliebsten kleinen Villa, zwischen den Ruinen Karthagos, dieser altrömischen Colonie, und ihrer Nachfolgerin, der Stadt Goletta, hart am Meeresstrande gelegen. Gegen Goletta hin ist die Residenz und ihr weiter Vorplatz durch hohe, kanonengespickte Festungsmauern abgeschlossen, und der aus Europa kommende Fremde, der in der Regel in Goletta landet, würde kaum vermuthen, daß sich innerhalb dieser modernen Festung die Wohnung des Bey befände. Man schreitet an starken Wachposten, Kanonen-Batterien, Casematten und Kugelhaufen vorüber und sieht endlich die reizende Villa vor sich, die auf Piloten über dem hier ziemlich ruhigen Meerspiegel ruht, und auf ihrem Dache die Standarte des Herrschers zeigt. Die Einrichtung der inneren Räumlichkeiten ist ganz modern europäisch. Der Palast der Beyesse (der Frau des Bey) hingegen, der sich, eine Viertelstunde weit davon entfernt, an der Stelle des einstigen Kriegshafens von Karthago erhebt, ist ganz in orientalischem Style eingerichtet, und von einem prachtvollen Garten umgeben, dessen Bassins und Weiher die einstigen Hafen-Bassins der Karthager sind, und dessen Wälle heute schlanke Palmen und Mandelbäume schmücken. Auch dieser Palast steht unmittelbar am Rande des Meeres, und die Fürstin kann direct aus ihren Gemächern über eine breite Marmortreppe in's Meer hinabsteigen.

* * *

Von Goletta aus kann man den wundervollen, an Großartigkeit und Lieblichkeit vielleicht nur mit Neapel vergleichbaren Golf in seiner ganzen Ausdehnung übersehen, und von hier wird man auch auf der gegenüberliegenden Seite des Badeorts Hamman-en-Linf gewahr, welcher, wie überhaupt jeder größere Ort im tunesischen Reiche, ein Dar-el-Bey, ein Schloß des Bey, birgt. Auch dieser Palast liegt nahe dem Meeresstrande, und da der Herrscher hier gewöhnlich einige Wochen im Jahre zubringt, so führt auch von Tunis eine ganz vortreffliche Straße dahin. Der Gebäudecomplex, welcher zum Dar-el-Bey gerechnet wird, ist von sehr bedeutender Ausdehnung, obschon von wenig ansprechendem Aeußern. Seine kolossalen Mauern, Erker, Galerien, Thore und Terrassen erinnern an den Bardo, nur ist er noch viel verwahrloster, wie dieser. Was ihm einigen Reiz verleiht, sind die

ganz unregelmäßig über die gewaltigen Fronten vertheilten, bald großen, bald kleinen Fenster und Erker, fest mit grünen Jalousien verschlossen und vergittert, daß man den reizendsten Harem dahinter vermuthen könnte. Aber dem ist nicht so. Die Riesen-Karavanserai steht ganz leer, ja sogar die Teppiche und Möbel werden in jedem Jahre nach der Abreise des Bey wieder weggebracht. Bewohnbar ist dieser „Herrscherpalast" nur dann, wenn der Fürst mit seinem Hofstaat zu kommen beabsichtigt, und dann ist auch das Leben ein sehr reges. Von dem Tage seiner Abreise an bis zum nächsten Jahre dient der Palast den Viehheerden und herumziehenden Beduinenbanden als Stallung. In den mit kostbaren Fliesen belegten und mit reizenden Decken-Arabesken geschmückten Schlafsälen herrscht unglaublicher Unrath; in den breiten, hohen Corridoren, ja selbst in den Dachräumen liegen Dünger und Strohhaufen zu kleinen Bergen aufgethürmt. Thüren und Fenster sind zerschlagen, zerbrochen; die Wände beschmutzt, die schönen Marmortafeln des Fußbodens aufgerissen. Und doch sind Wärter da, welche für die Reinhaltung des Palastes zu sorgen hätten! Ist jedoch der Besuch des Bey in Aussicht gestellt, so wird mit dem größten Kostenaufwand der ganze Palast vom Dach bis zum Boden renovirt, neu angestrichen, mit guten Fensterläden und Schlössern versehen — mit einem Worte: der Viehstall in eine Herrscher-Residenz verwandelt! Wie unendlich einfacher und kostenloser wäre es, die Thore des Palastes zu sperren und eine Militärwache davor zu stellen! Es ist eben der alte orientalische Schlendrian, der in allen einst unter türkischer Herrschaft gestandenen Ländern derselbe ist. Der Bey selbst hat wohl keine Ahnung von dem wahren Zustand seiner Besitzthümer. Vor ihm zeigt sich Alles im schönsten, reichsten Glanz, hinter ihm in — verwahrlosten Trümmern!

In Hammam-en-Linf tritt diese grenzenlose Nachlässigkeit der Araber noch nicht so sehr zum Vorschein, als in den Provinzialschlössern des Fürsten, wie z. B. in Biserta, Porta Farina und Zaghuan. Die allerdings dort viel kleineren und ärmlicheren „Paläste" liegen buchstäblich in Trümmern, die auf den Europäer einen um so traurigeren Eindruck machen, als es moderne Ruinen sind, die nicht das Alter, sondern die Nachlässigkeit der Orientalen zur Ursache haben. Der Bey kam früher höchst selten — seit zwanzig Jahren jedoch gar nicht mehr in die Provinz, und so sind denn diese „Douar" kaum noch bewohnbar. Für sie wäre es am besten, wenn der Bey alle acht Tage wieder käme, dann würden sie in gutem Zustande bleiben müssen.

Außer den genannten Palästen finden sich in Tunis selbst wie in der Umgebung der Stadt mehrere andere von kolossaler Ausdehnung und großer Schönheit und

Pracht vor. Aber sie entpuppen sich bei näherer Nachfrage wieder nur als Paläste ehemaliger Beys, welche von deren Nachfolgern den Consuln der Großmächte, oder tunesischen Günstlingen zum Geschenk gemacht wurden. Eine unglückselige Hofsitte in Tunis verbietet es nämlich dem jeweiligen Herrscher, in einem Palaste zu wohnen, in welchem einer seiner Vorgänger gestorben. Nun ließ sich begreiflicherweise auch keiner von ihnen beim Herannahen des Todes auf die Straße transportiren, und die Folge davon war, daß es heute in Tunis mehr als ein Dutzend von den Beys unbenützbare fürstlicher Paläste giebt. Wohin würde diese Sitte führen, wenn sie in Frankreich oder England bestünde, und man für jeden Herrscher ein neues Versailles, ein neues Windsor hätte aufführen müssen! — Das traurigste Beispiel dieses modernen Vandalismus ist Mohamedia, die einstige prachtvolle Residenz Ahmet Beys, der sie vor etwa fünfunddreißig Jahren mit dem Aufwand von zehn Millionen Francs aufführen ließ. Der Palast, mit seiner Anzahl Nebenbauten und Villen der Minister und Würdenträger, lag etwa zwei Meilen außerhalb der Stadt, und als nun Ahmet Bey starb, wurden die Möbel einfach daraus entfernt, die Fußböden, Wandfliesen, Thüren und Fenster ausgebrochen und nach einem andern Palast verschleppt. Die viel zu schweren Marmorcolonnen, Statuen, Brunneneinfassungen u. s. w. blieben mit dem Mauerwerk zurück, und wer heute an dieser imposanten Ruinenstätte vorüber kommt, könnte meinen, Jahrtausende seien über diese Mauern hinweggezogen. So wüthet noch heute die Hand des Arabers in tiefem Frieden in gleicher Weise, wie es seine Vorgänger, die Vandalen, vor Jahrhunderten nur in Kriegszeiten gethan! Das ist ein Beispiel orientalischer Cultur!

V.

Die Stadtbehörden und öffentlichen Anstalten.

Bei meinen Wanderungen durch die Hauptstadt wie durch die Regentschaft verfiel ich unwillkürlich auf die Frage, wie es denn möglich sei, Staat und Stadt durch die bestehenden Behörden verwalten zu können, und welche Institutionen es hier doch geben möge, um den Staat, die Gesellschaft, die Ordnung zu erhalten? Die Staatsbehörden waren, das konnte man wohl sehen, hierzu ganz unvermögend. Gesetz, Autorität, Ehrlichkeit und Unparteilichkeit erscheinen dem Beobachter hier als gänzlich abwesend. Das Geld ist die gesetzgebende Gewalt, die ausübende Macht im Staate, und wenn die Dinge sich trotzdem durch die Jahrhunderte bis

auf den heutigen Tag in derselben Form erhalten konnten, so ist dies der mächtigsten Triebfeder in den orientalischen Staaten, der Religion zuzuschreiben. Sie allein hält das altersschwache, morsche Gebäude, dessen Verfall sie theilweise selbst verschuldet, doch noch in seinen Ruinen aufrecht. Wer eine billige, bequeme Reise nach dem Orient machen will, lese den Koran; er wird dem Forscher einen tieferen



Volkstypen: Kuchenverkäufer.

Einblick in die Sitten und die Lebensweise der Orientalen gewähren, als es lange Reisen und die eigene Anschauung zu thun im Stande sind. Die Religion, die religiösen Gesellschaften und Behörden, sowie ihre Vorschriften sind nicht nur für den Einzelnen und die Familie, sondern auch für die ganzen Gemeinden die maßgebenden Factoren. In ihnen liegt das Geheimniß, daß sich der Einzelne und die Familie trotz der verlotterten Staatswirthschaft noch so vortrefflich erhält. In neuester Zeit fanden sich in Tunis die fremden Mächte durch ihre Vertreter veranlaßt, nicht nur in die Regierungsgeschäfte, sondern auch in das Gemeindewesen ein Wörtchen mitzusprechen, in die Räder des im Sumpfe steckenden Staatswagens miteinzugreifen und ihn wenigstens theilweise vor dem gänzlichen Versinken zu bewahren. So wurde auch die Municipalität der an hundertdreißigtausend Einwohner zählenden Hauptstadt einer gründlichen Reform unterzogen, und ihre Autorität durch die Consularscheere gewaltig zugestutzt. Dazu kamen auch fremde Unternehmer, welche auf eigene Faust und eigenes Risico hin einzelne der Stadtverwaltung zukommende Fächer in die Hand nahmen und Werke ausführten,

welche gewiß unter anderen Umständen noch Jahrhunderte unausgeführt geblieben wären; so z. B. die Beleuchtung der Stadt. Rein mittelalterlich, wie der ganze Orient es ja noch immer ist, wäre es keiner Seele auch nur eingefallen, Lampen an den Straßenecken anzubringen, die Stadt zu beleuchten. Wer zur Nachtzeit ausgehen wollte, mußte seine eigene Straßenlaterne mitnehmen, und noch heute ist die ganze arabische Stadt, mit Ausnahme einiger Hauptstraßen, zur Nachtzeit in die vollständigste Dunkelheit gehüllt, so daß auch der Europäer zur Mitnahme seiner eigenen Straßenlaterne gezwungen ist. Das europäische Stadtviertel hingegen



Volkstypen: Brotverkäuferinnen.

wird durch Gas erleuchtet, das von einer englischen Gesellschaft hergestellt wird. Auch einzelne reiche Mauren ließen an ihren Häusern Gaslaternen anbringen, aber dem eigentlichen Volk, dem Bürgerstand bleibt diese Neuerung noch immer vorenthalten.

Ebenso geschah es mit dem Wasser. Die Stadt war bis vor wenige Jahre ganz auf das Cisternenwasser angewiesen, das mitunter in trockenen Sommern gänzlich ausging, und so die größten Gefahren mit sich brachte. Die alte kolossale Wasserleitung Karthagos steht wohl heute noch, und zeigte den Tunesiern Jahrhunderte hindurch, wo sie frisches, reines Quellwasser in Fülle finden würden. Aber von den Millionen Mohamedanern fiel es auch nicht einem Einzigen im

Traume ein, daß man mit ganz geringen Kosten die Wasserleitung herstellen und dadurch der Stadt eine unbegrenzte Wohlthat erzeugen könnte. Wieder blieb es den Europäern vorbehalten, die römischen Quellen von Zaguan nach Tunis zu leiten, und die Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser zu versehen, das denn auch heute aus vielen, in den Straßen errichteten Brunnen reichlich hervorquillt. Vernachlässigung drohte vor zwei oder drei Jahren dieses Werk wieder unbrauchbar zu machen, und da bedurfte es wieder erst der Initiative der europäischen Consuln, im obersten Stadttheile, nahe der Kasba, große Reservoirs und eine Art Wasserschloß erbauen zu lassen. Beiläufig bemerkt, wählte der Baumeister die noch heute erhaltenen Reservoirs von Karthago zum Vorbild für das neue Werk.



Volkstypen: Arabische Violinspieler.

Ebenso geht es mit der Straßen- und Localreinigung, den communalen Bauten u. s. w. Ueberall muß eine Consularbehörde mit dem Corporalstock hinterher sein, um die Stadt in einem bewohnbaren, in sanitärer Hinsicht günstigen Zustande zu erhalten.

In einer von der Kasba in nördlicher Richtung ausgehenden, gut gehaltenen und reinlichen Straße befindet sich mitten unter alten maurischen Palästen ein kleines, unansehnliches Haus. Eine lange, mit Menschen gefüllte Vorhalle führt zu einer engen Treppe, an deren oberem Ende einige der Mehrzahl nach leerstehende Zimmer ausmünden. In einem daranschließenden Patio mit Glasdach steht ein langer, mit zwei oder drei Büchern und einigen Tintenfässern bedeckter Tisch, an welchem zwei europäische Beamte arbeiten. Dieses Gebäude ist das Hôtel de Ville,

das Rathhaus von Tunis. Hier in diesen leeren Räumen ist der Sitz der städtischen Behörden und Aemter, die Residenz des Präsidenten der Stadtverwaltung und seiner Unterbeamten! Einfachheit der Geschäftsgebahrung ist gewiß eine große, unbestreitbare Tugend, allein diese Simplicität wird in Tunis ein wenig zu weit getrieben. Die drei oder vier Geschäftsbücher, die ich auf dem erwähnten Schreibtisch umherliegen sah, bilden gleichzeitig auch das städtische Archiv von Tunis, denn man könnte das Haus demoliren, und alle Möbel umstürzen, ohne ein weiteres Stückchen Papier oder gar einen Stadtplan, ein Buch zu entdecken. Es muß allerdings bemerkt werden, daß die Thätigkeit und der Wirkungskreis der Stadtbehörde ein sehr beschränkter ist, da es ja gar keine städtischen Anstalten, keine öffentlichen Gebäude zu verwalten giebt, weder Gas noch Wasser zu besorgen sind, und Tunis bis heute auch noch keine Feuerwehr besitzt. Sogar die Straßenreinigung ist den Händen des beturbanten Bürgermeisters entzogen. Sie untersteht einem eigenen Consortium, welches durch seine Angestellten des Morgens und Abends die Straßen mit Wagen befahren, oder wo dies nicht möglich, abschreiten läßt. Ihre Aufgabe ist es, allen Unrath von den Straßen fortzuschaffen, und daß sie damit genug zu besorgen haben, geht schon aus der gänzlichen Abwesenheit von Cloaken in der Stadt hervor. Aller Mist, Dünger, Unrath, Aas u. s. w. wird von den Hausbewohnern vor ihre Thüren auf die Straße geworfen. Dafür muß jede Familie per Jahr sechs Piaster (= vier Francs) an die Stadtbehörde entrichten, aus



Volks.ypen: Wasserträger.

welcher Steuer das Straßenreinigungs-Consortium besoldet wird. Ebenso sind einzelne Commissäre verpflichtet, von Haus zu Haus zu gehen, und die Senkgruben zu untersuchen, welche in Tunis an Stelle der Cloaken dienen. Finden sie diese Gruben nicht gereinigt, so haben sie das Recht, den Unrath fortschaffen zu lassen, und die Hausbewohner zur Zahlung der Kosten zu verhalten.

Die Herstellung und Erhaltung der Straßenpflasterung wird aus der Wagentaxe bestritten, welche jährlich an dreißig- bis vierzigtausend Piaster einträgt. Natürlich sind damit nur die Straßen des europäischen und zwei oder drei Straßen des arabischen Quartiers gemeint, da ja die anderen nicht befahrbar sind. Vor Einführung dieser Wagentaxe, welche hauptsächlich die maltesischen Fuhrleute (sie haben dieses Metier ganz in Händen) trifft, oblag die Erhaltung der Straßen dem Chbeß oder Moscheenfonds, welcher in Tunis unermeßliche Reichthümer besitzt. Dieser Chbeß, von einem Comité der Ulemmas verwaltet, besteht theils aus Baarmitteln, theils aus Baulichkeiten und sehr umfangreichen Grundstücken, welche den Gesetzen zufolge nie veräußert werden dürfen, und es ist höchstens gestattet, dieselben mit der Erlaubniß des Bey in andere Grundstücke von gleichem Werthe einzutauschen. Liegt jedoch irgend ein Heiliger darauf begraben, so darf der Boden niemals auch nur angetastet werden, sondern muß in demselben Zustande belassen werden, selbst wenn er sich inmitten der belebtesten Verkehrsstraße oder vor dem Palaste des Bey befinden sollte. Diese Grundstücke des Chbeß sind eines der Haupthindernisse der freien Entwicklung der Stadt, die Erklärung der zahllosen Ruinen, welche man hier findet, ebenso wie der krummen und winkeligen Gassen. So lange das Gesetz besteht, wird Tunis niemals Cloaken, gerade Straßen und andere Einrichtungen moderner Städte erhalten können. Die vielen Grabsteine, bemalten Sarkophage, welche man zuweilen mitten in den Bazarstraßen antrifft, sind derartiges Eigenthum des Chbeß, und wehe, wer sie berührt! Ein Jude, der vor einigen Jahren den Fuß auf einen derselben setzte, um sich den Schuh zu schnüren, wurde von den fanatischen Moslims auf der Stelle ermordet.

Religiöse Unduldsamkeit ist überhaupt eine der Haupteigenschaften des Tunesiers. Wehe dem, der eine Moschee auch nur betrachtet! Ich war selbst Zeuge, wie eine deutsche Malerin, welche sich gleichzeitig mit mir in Tunis befand, und mit dem Skizziren einer Häusergruppe beschäftigt war, von einem Fanatiker mit Vitriol übergossen wurde, weil er der Meinung war, sie zeichne eine Moschee.

Das einzige Spital, welches die Araber in Tunis besitzen, reicht für die Bedürfnisse lange nicht hin, denn es faßt nur hundert Personen; zumeist sind es

arme Personen, welche hier Zuflucht suchen, und da die Räumlichkeiten in der That gut und reinlich gehalten werden, dies von den Arabern jedoch nicht zu behaupten ist, so wird jeder noch so todtkranke Ankömmling zuvor einer gründlichen Reinigung unterzogen und gebadet, wie immer es ihm auch bekommen mag. Die Aerzte des Hospitals sind zum Theil Tunesier, welche im medicinischen Collegium von Algier oder gar in Paris ausgebildet wurden. Die Frauen besitzen eine eigene Abtheilung des Hospitals.

Das untere Stockwerk des Spitalgebäudes bildet das Narrenhaus von Tunis, wo alle tobsüchtigen Narren untergebracht werden. Gutmüthige Verrückte werden bekanntlich in mohamedanischen Ländern als Heilige angesehen, und laufen frei umher.

Das Schulwesen von Tunis ist noch immer größtentheils in Händen der Ulemmas und Muftis. Jede Moschee hat noch ihre Koranschule, in welcher den kleinen Knaben der Koran mechanisch eingebläut wird.

Die arabische Universität oder Hochschule des Koran, in welcher jedoch auch nichts Anderes, als der Koran gelehrt wird, befindet sich in der heiligen Stadt Kairuan. Kereddin, dem intelligentesten der modernen Tunesier, gelang es vor mehreren Jahren, die Gründung einer arabischen Hochschule, des Collegiums Sadiki, durchzusetzen, das aus dem confiscirten Vermögen des Mustapha Chasnadar, eines früheren Premierministers und Schwiegervaters Kereddin's, unterhalten wird. Das Collegium enthält sieben Jahrgänge, und der Andrang von Schülern ist so bedeutend, daß für die nächsten Jahre alle Vacanzen besetzt sind. Der Unterricht (größtentheils europäischer Professoren), die Kleidung, vortreffliche Kost und Wohnung, werden aus dem Schulfonds bestritten, und es dürfte auch mit Rücksicht auf das in geistiger Beziehung Gebotene im ganzen Orient kaum eine Schule geben, welche sich mit dem Colleg Sadiki vergleichen ließe. Die Unterrichtsgegenstände sind die eines europäischen Gymnasiums, und nach dem, was ich persönlich in den einzelnen Classen erfahren, erwerben sich die Schüler in der That sehr bedeutende Kenntnisse, die mehr als irgend etwas Anderes dazu beitragen werden, mit der Zeit die Vorurtheile und die religiöse Unduldsamkeit der Tunesier zu brechen. Mit der Gründung dieser Schule hat Kereddin seine hohe Weisheit und Einsicht am deutlichsten bewiesen, und es ist nur zu bedauern, daß er die Regierung schließlich jenem Intriguanten überlassen mußte, der heute Minister und Favorite des Fürsten ist.

VI.

Curiosa aus der tunesischen Land- und Seemacht.

Die alte Streitmacht des einst so gefürchteten Raubstaates ist heute längst schon gebrochen, und während sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts sogar von den stärksten Mittelmeerstaaten gefürchtet wurde, kann sie heute kaum mehr als Mitleid erwecken; ja man könnte sie nicht besser kennzeichnen, als indem man die hier herrschenden Zustände mit der Coulissenwirthschaft einer Offenbach'schen Operette vergleicht.

Meine erste Bekanntschaft mit den dortigen Helden machte ich unmittelbar nach der Landung in Goletta, dem Hafen von Tunis. Dort stand ein tunesischer Wachtposten vor einem Schilderhaus. Eine kurze schwarze Jacke mit rother Verschnürung, schwarze bis zur halben Wade reichende Beinkleider, ein rother Fez mit Bronzeschild, und — (wahrscheinlich) ein Hemd bildeten seine Kleidung. Die nackten Füße staken in gelbledernen Pantoffeln; an seiner Seite hing ein Säbel in Lederscheide, der jedoch die Spitze fehlte, und sein Gewehr — es lehnte an dem Schilderhäuschen — zeigte ein altes verrostetes Percussionsschloß. Der Posten selbst hatte einen Strickstrumpf in der Hand und war eifrig an der Arbeit. Ein Officier schritt an ihm vorüber. Er legte den Strumpf zur Seite, nahm das Gewehr, präsentirte und stellte es alsbald wieder in den Winkel, woraus ich entnehmen konnte, daß die genannte weibliche Nebenbeschäftigung in Tunis den Soldaten auch im Dienste gestattet sei. Vor dem Kriegs- und Marine-Ministerium lungerten die Wachtposten in ähnlicher Weise umher; und selbst in der Hauptstadt, vor dem Palais des Bey, hatten die Posten statt des Gewehres den — Strickstrumpf in der Hand. Das Sonderbare war dabei, daß kein einziger der Soldaten Strümpfe an den Füßen hatte. In den Straßen der großen Stadt begegnet man hie und da Patrouillen; an den Stadtthoren stehen Wachen, aber alle stecken in derselben verwahrlosten Uniform. Keine Jacke, kein Beinkleid ist ganz, ja manche Kleidungsstücke sind derart zusammengeflickt, daß man die ursprüngliche Farbe kaum zu erkennen vermag. Bei meiner ersten Wanderung durch die Straßen kam ich zufällig Mittags gerade zur Ablösung der Hauptwache. Die Soldaten hatten altmohamedanischer Sitte gemäß ihre Schuhe in Reih und Glied vor den Arcaden des Wachtthores aufgestellt und saßen oder lagen unter dem letzteren auf Strohmatten. Die Einen strickten, die Andern flochten Hanfseile oder flickten Schuhe. Ein oder

zwei Cavalleristen, die ich bei sonst gleicher Uniform nur an den Ledergamaschen und dem verrosteten Schleppsäbel erkennen konnte, lungerten schläfrig an einer Barrière. Da hörte man plötzlich aus einer der Nebenstraßen eine Anzahl Trompeten und Trommeln von solcher Stärke, als ob ein Infanterie-Regiment heranmarschiren würde. Es war einfach ein Zug Soldaten mit zwei Officieren und einem Dutzend Spielleuten. Die wachthabende Mannschaft erhob sich langsam, legte die Strickereien und die sonstige Handarbeit zurecht, schlüpfte in die Pantoffeln und stellte sich nun ohne Commando des Officiers auf dem Platze in zwei Reihen auf. Die Trompeter der neuantretenden Wache machten kehrt, stellten sich an die Spitze der abziehenden Truppe und fort ging's mit einem Lärm, als ob das Heil von Tunis von den Trompetern abhinge. — Beim Marschiren machen die Soldaten einen womöglich noch kläglicheren Eindruck, da ihnen ihre schlappigen Pantoffel ein ordentliches Auftreten gar nicht gestatten. Anschließende Schuhe sind dem Orientalen ein Gräuel, und da überdies die Gebräuche des Landes es bei vielen Gelegenheiten, zum Beispiel beim Betreten eines Zimmers oder Kaufladens, erfordern, die Schuhe zurückzulassen und in Strümpfen oder barfuß einzutreten, so verwandeln die P. T. Militärs vom Unterofficier abwärts ihre Schuhe durch Niedertreten des Fersenleders in schlappende Pantoffeln. Die Officiere verbinden militärische Strammheit und islamitische Sitten dadurch, daß sie zwei Paar Stiefel anziehen, deren unterer dann den Strumpf vertritt.

Ich machte diese Bemerkung gelegentlich meines Besuches des „Dar-el-Bey", d. h. des damals allerdings unbewohnten Palastes des Regenten, vor dem sich ebenfalls eine Anzahl wachthabender Soldaten befand. Einer von ihnen nahm mir den Erlaubnißschein ab und entfernte sich, um bald darauf mit drei Officieren ohne Waffen zu erscheinen, einem Major und zwei Capitäns, deren Ersterer einen Schlüsselbund in den Händen trug. Alle drei führten mich persönlich durch die Räumlichkeiten. Beim Abschied wollte ich ihnen dankbarst die Hand drücken, doch Karoubi, mein Dragoman, meinte, ich möge ihnen doch mein Trinkgeld geben.

„Mein Trinkgeld? Wem?"

„Dem Major," meinte Karoubi ganz harmlos.

„Trinkgeld? Einem Major?" Ich hatte kaum Geld genug bei mir, um einem so hohen Militär ein seinem Rang würdiges Geschenk zu machen.

„Geben Sie ihm doch zwei Francs!" meinte Karoubi. Ich drückte ihm ziemlich verlegen drei Francs in die Hand und zog meinen Hut. Doch der Major und die Hauptleute ließen es sich nicht nehmen, mich bis zum Ausgang zu begleiten und grüßten mich nachher jedesmal, so oft ich ihnen begegnete.

All' diese seltsamen Vorkommnisse erweckten meine Neugierde bezüglich der Stellung und der Verhältnisse des tunesischen Militärs. Dank der Vermittlung einflußreicher Bekannter, hatte ich bald einen „Amr-Bey", d. h. einen Erlaß des Bey erwirkt, der mir sämmtliche Kasernen und militärischen Anstalten öffnete und mir den Rang und die Ehren eines Obersten (Amir Alay) zusprach. Durch diesen Amr-Bey erlangte ich einen gewissen Einblick in die Zustände der Armee. Den Herrscher selbst trifft diese Mißwirthschaft schon deshalb nicht, weil er davon, dank der barocken orientalischen Sitten, keine Kenntniß hat. Der erste Minister ist in den mohamedanischen Staaten der eigentliche Herrscher, und zu den Ohren des Fürsten gelangt nichts, was der Minister nicht vorher gestattete. Der Minister ist bei den Audienzen stets und unter allen Verhältnissen zugegen, so daß der Bey bei etwaigem Unwohlsein des Letzteren gar keine Audienzen ertheilt. Ich wollte diese Bemerkung voranschicken, um die Person des Fürsten gegenüber der Mißwirthschaft und dem Raubwesen seiner Untergebenen in das rechte Licht zu stellen.

Ueber die Organisation der Armee ist wenig bekannt. Der Gotha'sche Almanach giebt uns 7 Infanterie-Regimenter, 4 Artillerie-Regimenter und eine Abtheilung Cavallerie in einer Gesammtstärke von circa 20.000 Mann an. Nach den Mittheilungen, die ich im tunesischen Kriegsministerium erhalten, bestünden nur 5 Infanterie-Regimenter und 1 Artillerie-Regiment. Die Cavallerie ist nur auf dem Papier zu finden. In Wirklichkeit besteht sie aus ein paar Obersten und circa zwanzig Mann ohne Pferde. Der Effectivstand der ganzen Armee beträgt etwa zwei- bis dreitausend Mann, von denen eintausend in der Hauptstadt und der Rest in der Provinz garnisoniren [1]).

Auf den Listen im Ministerium fand ich nur die Officiere angegeben, während man von dem Effectivstande der Truppen selbst keine Ahnung hatte. Es giebt gegenwärtig für diese Armee etwa hundert Generale und tausend Officiere aller Grade, vom vierzehnjährigen Lieutenant (Molassen) bis zum Oberst, die früher in der Regel gemeine, nicht näher zu bezeichnende Pagendienste beim Bey versahen und hiefür befördert wurden, ohne auch nur jemals ein Gewehr oder eine Trommel gesehen zu haben. Eine Militär- oder Officiersschule giebt es hier nicht, ausgenommen, man betrachtet den Harem als solche. Von den daraus hervorgehenden Officieren bleibt ein Theil beim Hofstaat des Bey, andere Günstlinge werden in den Ministerien und Hofämtern verwendet, und der große, etwa drei Viertel

---

[1]) Die Garnisonen der regulären Armee sind: Tunis, Sfax, Monastir, Susa, Kernan, Gafsa und Gabes.

betragende Rest wird in die Armee „eingereiht“, um dort bis zum Lebensende in der gleichen Charge, oder doch nur selten zum Avancement gelangend, zu verbleiben.

Die Bezahlung dieses tapferen Heeres ist dessen Diensten vollkommen entsprechend, d. h. etwas mehr als nichts. Sämmtliche Officiere und Mannschaften erhalten von der Regierung Wohnung, Kleidung und Kost, ja außerdem noch eine nominelle Besoldung [1]), was bei den geringen Bedürfnissen der Orientalen auch ausreichen würde, wenn nur der Sold wirklich bezahlt, Kost und Kleidung wirklich geliefert würden. Daß sie auf das genaueste verrechnet werden, ist Thatsache. Aber all' das läuft durch die Hände so vieler Generale, Oberste und Capitäne, daß vom Solde nichts, von der Kleidung alte Fetzen und von der Kost Brot und schlechtes Oel übrig bleiben.

Mit meinem Amr-Bey versehen, stattete ich auch den Kasernen meinen Besuch ab, wobei mich zwei deutsche, als Touristen in Tunis weilende Cavallerie-Officiere [2]), mit welchen ich noch zahlreiche andere Ausflüge in der Umgebung von Tunis unternahm, begleiteten. Unser Besuch war vom Ministerium aus dem Kaserncommandanten notificirt worden, und als wir, begleitet von unseren Dragomanen und dem Consulats-Kawassen, in der Infanteriekaserne ankamen, trat die ganze Mannschaft in's Gewehr (soweit eben Gewehre vorhanden waren), mir die für Oberste vorgeschriebenen Ehren erweisend. Die Kaserne liegt in der Nähe der alten, in Ruinen liegenden türkischen Zwingburg, der Kasba, an die Stadtmauern angrenzend, und ist selbst ein ganz stattliches, in vorzüglichem Zustand erhaltenes Gebäude, das man sich ebensogut von europäischen Soldaten bewohnt denken könnte. — Der Belegraum dürfte für anderthalb tausend Mann genügen. Die Kaserne ist ein im Viereck angelegtes ebenerdiges Gebäude mit einem ausgedehnten wohlgepflasterten Hofe. In der Mitte des letzteren befindet sich eine gedeckte Fontaine mit vortrefflichem Wasser, das den Soldaten nicht nur als Trinkwasser, sondern auch zu den für jedes Gebet

---

[1]) Nach der mir vorgezeigten Liste sind die monatlichen Baarbesoldungen folgende: Der Divisionsgeneral (Ferik) erhält 1060 Piaster, gleich 270 fl., der Generalmajor (Liwa) 115 fl., der Oberst (Amir Alay), 250 Piaster gleich 65 fl., der Oberstlieutenant (Kaimakam) 32 fl., der Major (Bimbaschi) 25 fl., der Major II. Classe 20 fl., der Hauptmann (Yüsbaschi) 10 fl. und der Lieutenant (Molassen) 6 fl.; von den Mannschaften erhält der Feldwebel (Schauschbaschir) monatlich 12 Piaster (3 fl.), der Schausch oder Sergeant 8 Piaster (2 fl.), der Onbaschi (Corporal) 6 Piaster und der gemeine Soldat 5 Piaster. Die Sölde sind jedoch mitunter viele Monate, ja jahrelang im Rückstande und werden selbst im besten Falle nur theilweise ausbezahlt.

[2]) Die Herren Barone v. Prittwitz und Gaffron und v. Stietencron.

vorgeschriebenen Waschungen dient. Die vier Seiten des Hofes bilden schöne byzantinische Bogengänge oder Loggien mit breiten Galerien. Unter jedem Bogen befindet sich der Eingang zu einem langen schmalen Schlafsaal, deren es mindestens 150 giebt, und deren jeder Raum für 12 bis 15 Mann enthält, obschon kaum die Hälfte thatsächlich belegt sein dürfte. Der Oberst und Kaserncommandant, begleitet von einem Major und ein paar Adjutanten (gleichzeitig auch die Hausdiener und Stiefelputzer ihres Obersten), zeigte uns in eigener Person die Räumlichkeiten. Jeder Schlafsaal enthielt an den Längswänden je eine lange, roh gezimmerte Pritsche ohne irgend welche Matratzen oder Kissen, ja ohne die geringste Bagage oder Wäsche, mit Ausnahme eines alten zerrissenen Mantels; an manchen Kopfgestellen hing ein verrosteter Säbel, hie und da auch ein Gewehr. Aber an Kleidung und Wäsche besaßen die armen ausgedorrten Kerle in der That nichts Anderes, als was sie auf dem Leibe trugen. Ihre Uniform ist, wie schon erwähnt, aus schwarzem Tuch mit rother Verbrämung und Fez mit Messingschild. Im Sommer erhalten sie statt der Tuchuniformen solche aus Segeltuch. Die Auszeichnungen bestehen aus Sternchen auf den Kragen und kleinen messingenen Brustschildern. — Der Oberst zeigte uns unter Anderm auch den Schlafsaal der Musikanten, die ihre sonderbaren orientalischen Instrumente, mit Roßschweifen und Fähnchen verziert, auf ihren Kopfbrettern liegen hatten. Wie mir der Commandant versicherte, wurde die Mannschaft täglich im Hofraum eine Stunde lang einexercirt, und er erbot sich, einige Exercitien vornehmen zu lassen, was wir jedoch mit Rücksicht auf den sichtlich elenden Zustand der armen Teufel dankend ablehnten. Beim Verlassen der Kaserne wurden uns abermals militärische Ehren erwiesen. Man konnte es den Officieren recht wohl ansehen, daß sie froh waren, so leichten Kaufes die Visitation überstanden zu haben.

Einer der nächsten Tage wurde dem Besuch der Militärforts und des Artilleriedepots und Arsenals gewidmet, welch' letzteres außerhalb der Stadt auf der Route nach dem Residenzschloß des Bey gelegen ist und früher selbst einmal eine fürstliche Residenz war. Wir fuhren durch die festen kanonengespickten Thore der Stadt in's freie Land zwischen mohamedanischen Begräbnißstätten und unter den majestätischen Bogen des alten Aquäducts von Karthago hindurch und gewahrten bald den imponirenden Häusercomplex des Centralwaffenplatzes der Regentschaft. Eine Mauer umschließt die hohen, auf zwei Terrassen über einander liegenden Bauten, doch schien uns der Zustand der dahinführenden Wege, in denen schon unsere leichten Equipagen bis an die Achsen versanken, kaum für Artillerietransporte

geeignet. Wie wir uns später überzeugten, kamen derlei Transporte auch schon seit einem Jahrhundert nicht mehr vor. Am Eingang in das Arsenal wurden wir abermals von dem Commandanten und seinem Officierscorps en grande tenue empfangen; die Mannschaft trat in's Gewehr und wir wurden zunächst in den Empfangssalon des Generals geführt, wo der obligate Kaffee in kleinen Täßchen herumgereicht wurde.

Die ganze Artillerie des Königreichs Tunis besteht aus den alten verrosteten Geschützen auf den Wällen der Stadtmauern und aus einer leichten Batterie von sechs Geschützen, das Geschenk Victor Emanuel's an den Bey. Einige Mörser, Haubitzen, Hinterlader &c. sind gleichfalls größtentheils das Cadeau von europäischen Herrschern, zunächst von Louis Philipp; Reglements, Dienstvorschriften u. s. w. existiren nicht, ja die Officiere verstanden uns gar nicht, als wir darnach frugen. Ebenso fiel uns der Mangel an Bronzegeschützen auf, aber unser Kawasse erklärte uns dies durch den großen reellen Werth der Geschützbronze und die hohen Preise, welche die tunesischen Juden dafür zahlen. Das Bronzematerial war einfach — verkauft worden!

Nach eingenommenem Kaffee begannen wir unseren Rundgang durch das Arsenal. Der Commandant führte uns zunächst in einen großen Saal im vordersten Gebäude, in welchem einige tausend Gewehre und Säbel, sowie ein paar hundert Pistolen und Bajonnete auf das geschmackvollste in Trophäen zusammengestellt waren, und die für den ersten Moment den Laien wirklich frappiren konnten; aber all' diese Waffen stammten aus früheren Jahrhunderten, besaßen weite Mündungen und Percussions- oder Luntenschlösser. Alles sah recht reinlich und geputzt aus, doch brauchte man nur ein Gewehr zur Hand zu nehmen, um den Schmutz und Rost zu sehen, der Schlösser und das Innere der Läufe bedeckte. Ebenso zeigten auch die Säbel und Pistolen nicht den geringsten historischen oder reellen Werth, da sie offenbar sonst schon längst verschwunden wären.[1])

Nachdem wir einen Rundgang durch diese Waffenkammer unternommen und man uns überdies noch ein paar uralte türkische Kanonen- und Mörserröhre ohne Laffeten gezeigt, schien der Commandant Miene zu machen, uns den Abschied zu geben. Wir waren aber so neugierig, mehr sehen zu wollen. So wurden wir denn durch die leerstehenden Kasernen und Hofräume geführt, die sich mindestens durch große Reinlichkeit auszeichneten, ein Umstand, der im Lande der schmutzigen

[1]) Die einzige interessante Waffe, die sich hier befand, war ein entschieden sehr altes Revolvergewehr mit einer Trommel von sieben Kammern, aber für Feuersteinzündung eingerichtet.

Orientalen nicht hoch genug anzuschlagen ist. Das Monturdepot oder Kleidermagazin der ganzen Armee von Tunis war ein kleiner Saal, an dessen Wänden Gestelle mit einigen Kleidungsstücken, einigen Paar Stiefeln, alten Pistolen, Trompeten, Fez und Fahnen aufgestellt waren. Die Fahnen bestanden aus rother Seide und zeigten zwei gekreuzte Kanonenrohre mit je einer Granate und einem Halbmond an den Seiten. Ich glaube, das Monturmagazin einer österreichischen Infanterie-Compagnie enthält mehr Kleidungsstücke, als das dieser curiosen Armee. — Ein anderer Raum war mit alten Beduinenschwertern in Leder- oder Holzscheiden, mit Kreuzgriff, gefüllt. So schlecht und plump diese Schwerter auch aussahen, so vortrefflich zeigten sich die Klingen — eine darunter war von solcher Schwere und Größe, daß sie offenbar nur mit beiden Händen geführt werden konnte. Einige, wahrscheinlich absichtlich dunkel gehaltene, Räume enthielten ein paar Beduinensättel und Satteldecken, von denen die untersten ganz zerrissen und schmutzig waren, während die obersten in Neuheit strahlten.

Ich hatte mehrere Fragen nach dem Kaliber der Feldkanonen, der Stärke der Bespannung u. s. w. auf dem Herzen, allein mein Dragoman flüsterte mir zu, sie wüßten es selber nicht, ich möge sie doch nicht in Verlegenheit bringen. Es war auch in der That nicht ein einziges Pferd in den Stallungen. In den Höfen lagen eine Anzahl Kanonenkugeln in Pyramiden aufgespeichert, vor denen ein Artillerist mit einer ganz sonderbaren Waffe auf und ab spazierte. Er trug anscheinend eine lange Lanze, und eben als ich im Begriffe war, zu fragen, ob denn die Artillerie mit Lanzen bewaffnet wäre, stellte es sich heraus, daß es ein Besenstiel war, auf dem ein Bajonnet saß. Der wackere Posten kam, als wir vorbeischritten, offenbar in Verlegenheit, was er zu thun habe. Den Besenstiel konnte er nicht präsentiren; so ließ er ihn denn ruhig an der Seite und legte die Hand salutirend an den Fez.

An Munitionsvorräthen, die im Bedarfsfalle von Europa kommen, war in diesem Central-Rüstdepot der tunesischen Armee nichts vorhanden. Wie glücklich sollte dieses Land sein, daß es seiner Wehrkraft so wenig Aufmerksamkeit zu schenken braucht!

Die Tunis umgebenden Anhöhen werden sämmtlich von ganz gewaltigen Forts mit steinernen Mauern und Wällen gekrönt, aus deren Schießscharten große schwarze Kanonen hervorlugen. Als Prinz Friedrich Carl von Preußen vor einigen Jahren die Militäranstalten von Tunis besichtigte, frug ihn der Kriegsminister, der auf seine Forts ganz unbändig stolz war, allen Ernstes, ob er wohl schon so starke Forts gesehen hätte? — Die Antwort des preußischen Feldmarschalls ist leider unbekannt geblieben.

In der Regentschaft sind hie und da noch kleine Forts zerstreut, zumeist ruinenhafte Castelle aus der spanischen Epoche, mit alten eisernen Kanonen und ein paar ausgehungerten, in Lumpen gehüllten Soldaten, die seit Jahren keinen Sold mehr erhielten.

Die Tunis umgebenden Forts befinden sich in etwas besserem Zustande, aber auch das nur der fremden Officiere wegen, die zeitweilig als Touristen hierherkommen und die militärischen Institutionen des Bey besichtigen. In einem der Forts ist der Capitän-Commandant ein Neger.

Von einer festen Militärdienstzeit oder geregelten Conscription ist unter den herrschenden Verhältnissen keine Rede. Sie ist vollständig der Willkür des Kriegsministers und seiner Officiere überlassen. Alljährlich werden von diesem Central-Erpressungsbureau aus Erkundigungen über diejenigen jungen Leute eingezogen, die das Alter erreicht haben, um Militärdienste zu verrichten und dabei auch reich genug sind, um sich loszukaufen. Wenn nun die Werbe-Officiere das Land durchziehen, so wird auf diese das Hauptaugenmerk gerichtet und sie nicht früher freigelassen, bis sie nicht eine schwere Summe Geldes — je nach ihrem Reichthum — erlegt haben. Diese Summe wird dann zwischen den Werbe-Officieren und dem Kriegsminister getheilt, denn eine feste Loskaufssumme giebt es nicht.

Da die einmal recrutirten Soldaten ihr ganzes Leben lang dienen müssen und erst durch Krankheit oder Alter davon befreit werden, so geben die jungen reichen Leute mit Freuden große Summen her, die noch alljährlich bei den wiederkehrenden Werbungen erneuert werden. Zunächst trifft diese Willkür der Officiere die Stadtbevölkerung, da die nomadisirenden Beduinen vom Lande nur zu den irregulären Truppen gesteckt werden, die größere Freiheiten genießen.

Wie man sieht, führt der tunesische Soldat kein beneidenswerthes Leben. Hunger und Entbehrungen sind sein Los und es ist auch gar keine Hoffnung vorhanden, daß sich diese internen Zustände der Regentschaft ändern, so lange die letztere in mohamedanischen Händen ruht.

Größeren Werth als auf die ausgehungerten, disciplinlosen und apathischen „regulären" Truppen könnte man vielleicht auf die irregulären, die Spahis, Zuaven und Kuruglis legen, die für den Guerillakrieg wie geschaffen sind, und bei Ueberfällen oder kleinen Scharmützeln mit ihren echt orientalischen Waffen noch immer etwas leisten können. Dazu kämen noch die Beduinenhorden des Tell und des Dscherid, falls es dem Bey gelingen sollte, sie gegen irgend einen Feind anzufachen. Aber selbst wenn er sie unter ein Commando vereinigen könnte, so fehlt ihm selbst zu der kleinsten militärischen Expedition das Wichtigste: das Geld.

Nun zur Kriegsmarine, die doch vorhanden sein müßte, da Tunis einen Marineminister, ein großes Ministerium in Goletta und ebendaselbst auch ein Marine-Arsenal besitzt. Aber hier sieht es noch schlechter aus, als in der Armee. Die beiden Dampfer, welche die Regierung vor einigen Jahren einer italienischen Schifffahrts-Gesellschaft um schwere Summen abgekauft, sind unbrauchbar; ein dritter Dampfer liegt in Porta Farina auf dem Trocknen und dient als Quarantaine-station. Im Arsenal- und Marinedepot sieht man nur einige Anker, Seile und große Ruderboote, von denen das schönste immer benutzt wird, um irgend einen Consul oder eine Notabilität nach den Passagier-Dampfern der italienischen Gesellschaften zu rudern. Die zwölf Matrosen, die es dann bemannen, dürften im Verein mit zwei Admirälen und einigen Capitänen das ganze Marine-Corps bilden. Eine schöne, mit guten Werkzeugmaschinen versehene Reparaturwerkstätte ist ganz verödet und das Material verrostet.

So steht denn Tunis heute gerade so wie zur Zeit der Maltzan'schen Reisen in der Regentschaft nahezu machtlos da, und wer die Schilderungen dieses berühmten Reisenden mit den vorstehenden vergleicht, der wird sehen, daß sich die tunesischen Machthaber mit echt orientalischer Conservativpolitik in ihrer Mißwirthschaft gleich geblieben sind. Die Erfahrungen des letzten Aufstandes gegen die Franzosen haben dies neuerdings bewiesen.

VII.

Leben und Sitten der vornehmen Gesellschaft in Tunis.

Wohl in keiner Hinsicht bewegt sich der Orient in so strengen Gegensätzen zu Europa, wie bezüglich des gesellschaftlichen Lebens, und es ist vielleicht ganz widersinnig, den Namen „vornehme Gesellschaft“ an die Spitze dieser Zeilen zu setzen. Eine solche giebt es in Tunis noch viel weniger als in Kairo, Konstantinopel und Algier, wo europäische Sitten mit allerhand modernen Geschossen, mit Lackstiefletten, Monocles, Fracks, weißen Cravaten, ja sogar schon mit weiblichen Toilette-Artikeln in die (mohamedanisch)-chinesische Mauer eine gewaltige Bresche geschossen. Die commerzielle und gesellschaftliche Eroberung des Orients ist in der That mit der Erstürmung von Festungen zu vergleichen, von denen so manche schon der genannten Beschießung und dem Anstürmen der diplomatischen und commerziellen Armee zum Opfer gefallen; nur Tunis, der alte Raubstaat, setzte diesen

Eroberungs-Versuchen bis auf das letzte Jahrzehnt den passivsten Widerstand entgegen. Es ist ein gewaltiges Bollwerk, in welchem das Mittelalter und religiöse Unduldsamkeit die Commandanten sind, und über eine ebenso stumpfsinnige als strenggläubige Armee, die Einwohner, gebieten. An den Thoren der Festung hält der Islam Wache und weist jede Neuerung, jeden Umsturz des seit Jahrhunderten Bestehenden mit der Gewissenhaftigkeit eines preußischen Zollwächters zurück. Emancipation der Frauen, Zeitungswesen, Maschinen, freier Handel, Excellenzen, gesellschaftliche Unterhaltungen, Theater, Rennsport, Diners, Soiréen stehen noch immer draußen vor dem Thore und können weder durch List, noch Gewalt den Einzug in die mohamedanische Festung erreichen. Drinnen, innerhalb der Mauern, haben vielleicht diese Neuerngen so manche Anhänger, und speciell unter der Frauenwelt, die ja seit Eva's Jugendzeit immer auf Verrath sinnt, aber die mohamedanischen Frauen sind zu sehr Sklavinnen der mittelalterlichen Moden, zu beschränkt in ihrem Thun und Lassen, als daß sie ihren Bundesgenossen draußen das Hinterpförtchen öffnen könnten.

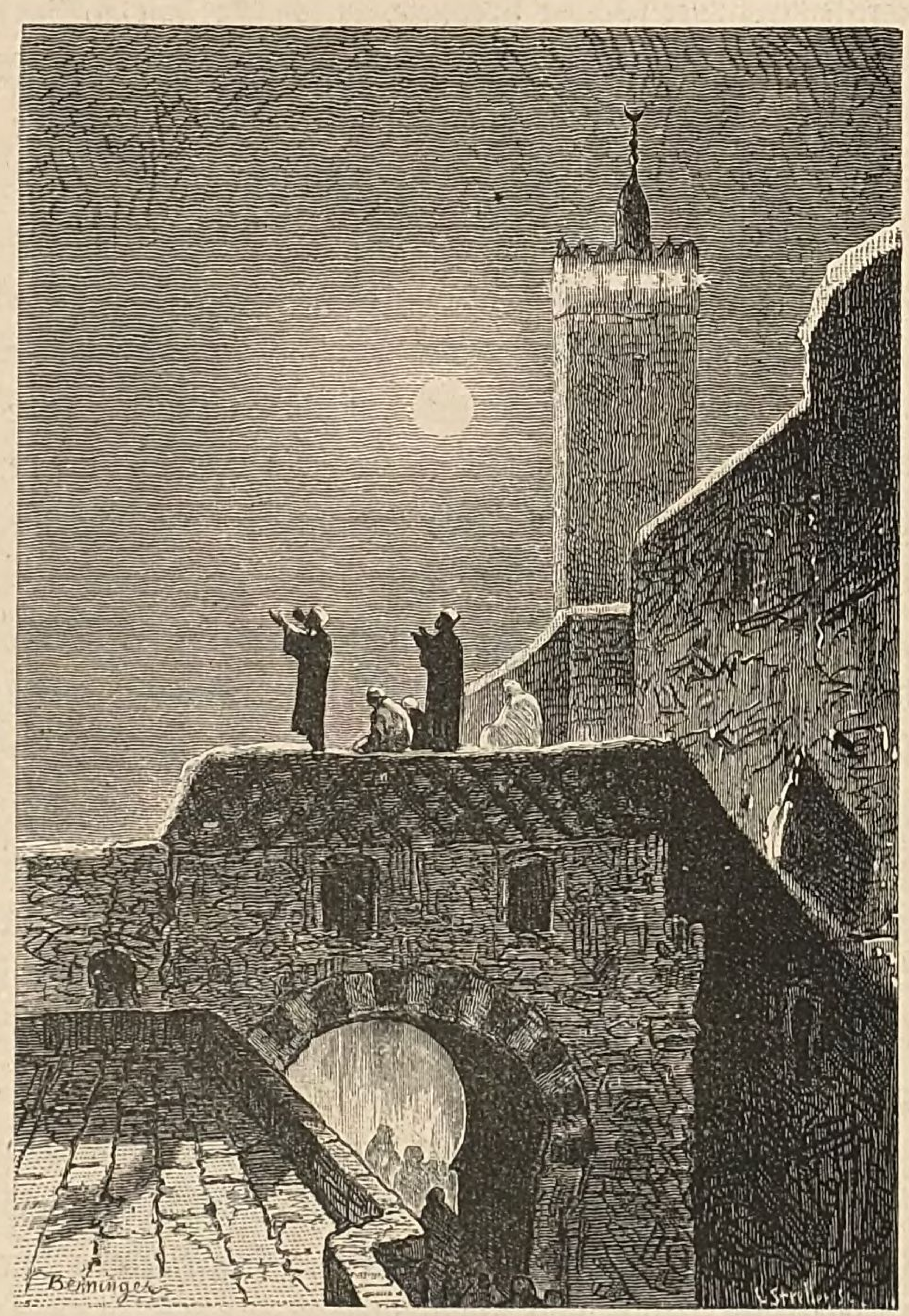
Hoffentlich hat der Einzug der Franzosen dazu beigetragen, diese Festung zum Fall zu bringen; heute jedoch wäre es noch immer unmöglich, einen „Saisonbericht aus Tunis" zu schreiben, dieses oder jenes Skandalgeschichtchen zu erzählen, Sport, Toiletten und dergleichen zu schildern, denn hierzu fehlt vor Allem die — Gesellschaft und deren wichtigstes und einflußreichstes Element: die Frau. Sie ist in den Harems, in diesen goldstrotzenden Kerkern eingesperrt, wird hier geboren, lebt und stirbt in denselben Räumen. Für sie existirt das öffentliche Leben nicht. Niemals bekommt sie je ein Mann, ausgenommen der eigene, und vielleicht ihre nächsten männlichen Anverwandten, zu Gesicht, ja selbst der eigene Gemahl lernt sie erst kennen und erblickt ihr Antlitz erst, nachdem die Heirat vollzogen! Es ist ein Verstoß gegen alle guten Sitten, einen Araber nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen, und er würde diese Frage etwa in derselben Weise auffassen, als wenn uns Jemand über die intimsten Geheimnisse unserer eigenen Frauen oder über die Höhe unserer Schulden oder andere Privatfragen ausforschen würde.

So beschränkt sich denn das öffentliche Leben, selbst in der vornehmsten Gesellschaft, nur auf die Männer, und daß es deshalb nicht gerade abwechslungsreich und interessant für sie sein kann, ist wohl leicht zu verstehen. Was wäre das Leben wohl für uns, z. B. in Wien, wenn plötzlich sämmtliche Damen aus der Oeffentlichkeit vollständig verschwinden würden? Wenn wir auf den Promenaden, in den Theatern, den Soiréen, Unterhaltungen nur stets Männern, aber nicht

einer einzigen Frau begegneten? Wenn bei einem Diner oder einem Empfange der Hausherr zuvor Frau und Töchter, Cousinen und Tanten in ein Dachkämmerlein sorgfältig einsperren würde? Und dies jahraus jahrein bis an unser Lebensende! Das Härteste währe wohl, sich eine Lebensgefährtin, eine Braut, eine Frau zu nehmen, und sie erst nach vollzogener Trauung — zu Gesicht zu bekommen! — Vielleicht würden sich Junggesellen eine Zeitlang damit zu trösten wissen, daß sie Cafés, Theater, Restaurants, Circus desto eifriger besuchten, oder auf Reisen gingen. Wie aber, wenn man ihnen auch diese Locale nehmen würde und wenn sie auf Reisen gleichfalls keiner Frau begegneten? Unter solchen Betrachtungen kann man erst die wenig beneidenswerthen Verhältnisse im Orient, und speciell in Tunis gehörig würdigen. Sie wären indessen noch leidlich, wenn die maurischen Damen, und auch nur die vornehmsten unter ihnen, ein Fünkchen Verstand oder Witz besäßen, wenn sie das Heim ihres Gemahls wenigstens in derselben Weise verschönern könnten, wie so manche junge Europäerin, die mit ihrem Gemahl in irgend einem trauten, verborgenen Lustschlößchen lebt. Aber die wenigsten der tunesischen Haremsdamen können lesen oder singen, oder gar schreiben, und Alles, was sie dem Gemahl anbieten können, ist ihr Körper. Da jedoch der Orientale, wie erwähnt, „die Katze im Sacke kauft", d. h. seine Braut ungesehen heiratet, so sind ihm bei diesen Gelegenheiten häufig genug Enttäuschungen vorbehalten, über die er sich nachher sein ganzes Leben lang zu ärgern hat.

Nicht genug mit diesen häuslichen Mißständen. Tunis besitzt weder Cafés noch Restaurants im europäischen Sinne, keine Theater, Circus, Soiréen oder andere Vergnügungen und es ist deshalb für Jeden, der den Orient zum erstenmal besucht, ein wahres Räthsel, mit was sich der Maure eigentlich seine Zeit vertreibt. Zu Hause leidet es ihn nicht. Er kann seines Harems wegen hier Niemanden empfangen, es sei denn unter dem Hausthore. Will er seine Freunde und Bekannten sehen, so muß er nach dem Bazar. Hier bleibt er auch den ganzen Tag. Ein paar Täßchen Kaffee, einige Cigarretten, ein Stückchen Kuchen oder Fleisch, mit den Händen und stehend verzehrt, genügen ihm für den ganzen Tag. Erst des Abends kehrt er nach Hause zurück, wo er das ihm vorgesetzte Mahl, gewöhnlich aus ein bis zwei Speisen bestehend, allein einnimmt. Dann begiebt er sich vielleicht in eine der kleinen Kaffee- oder Haschisch-Spelunken, um sich durch den Genuß dieses berauschenden Krautes zu betäuben, oder er wohnt einer der vielen Orgien bei, die in diesen Localen von Tänzerinnen und Jongleurs der gemeinsten Art abgehalten werden. Vielleicht setzt er sich zu irgend einem der Märchenerzähler in die

Straße und lauscht ihren Aufschneidereien. Einen großen Theil seiner Zeit vertreibt er endlich mit Beten, und es muß ihm bei reiflichem Nachdenken als ein wahres Glück erscheinen, daß ihm Mohamed täglich so viele Gebete vorgeschrieben. Sie dienen ihm gleichzeitig als Zeitvertreib wie als Turnübung, denn als orthodoxer Moslim muß er sich täglich fünfmal acht, also vierzigmal auf den Boden niederwerfen und ihn mit der Stirne berühren. Er muß, was schwerer ist, natürlich auch ebensovielemale wieder aufstehen, die Hände ausbreiten u. s. w. Fühlt er also Langeweile, so zieht er seinen kleinen Teppich aus der Tasche seines faltenreichen Schlafrockes, breitet ihn über den Boden und verrichtet sein Gebet. — Mit seinen Geschäften macht er sich's bequemer und ist darin viel glücklicher als die Europäer. Bei uns, wo die Zeit mit Locomotiven-Eile vorwärts und immer vorwärts rollt, geht uns beim Mitlaufen gar häufig der Athem aus, und es kostet gewaltige Anstrengung, mit ihr auf gleicher Stufe zu bleiben. Beim Moslim aber ist die Zeit schon seit dem Mittelalter ruhig sitzen geblieben und er braucht sich also nur zu ihr zu setzen. Der Rest kommt von selbst.



Straßenbilder: Abendandacht

Merkwürdigerweise hegt er gegenüber dem Europäer nicht den geringsten Neid, zollt seinen Errungenschaften, seinen Erfindungen und Schöpfungen nicht den

geringsten Beifall. Selbst Derjenige, der Europa bereist hat, der Wien und Paris und die Welt gesehen, kehrt doch wieder gern in seinen beturbanten Orient zurück und verlangt nicht wieder nach Europa. Der Mohamedaner, ob hier in Tunis oder anderswo, betrachtet die Europäer nicht etwa als eine höherstehende, cultivirtere und ihm geistig überlegene Race, sondern sieht sie trotz ihrer wunderbaren Fortschritte, trotz der schönen Producte, welche sie ihm zuführen, doch mit einem gewissen Mépris, ich möchte sagen, mit Verachtung an. Es herrschen bei ihm bezüglich der Europäer etwa dieselben Anschauungen, wie wir selbst sie gegenüber den Zauberern, Taschenspielern und anderen Jahrmarktskünstlern hegen. Wir bewundern vielleicht ihre Kunststücke, sehen mit Staunen ihre Geschicklichkeit und Findigkeit an, aber verabscheuen sie doch gewöhnlich als Menschen. In ähnlichem Maßstab erscheinen die europäischen Händler und Colonisten dem Mohamedaner. Was nicht Moslim ist, kann niemals Seinesgleichen werden, niemals seine Achtung erwerben. Und das ist einer der Hauptgründe, weshalb der Orient den Europäern sich so sehr entgegenstellt, und warum eine Vermischung der Mohamedaner mit Andersgläubigen ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Man betrachtet in Tunis irrthümlicherweise gewöhnlich die Mauren als die herrschende Race. Sie, die im Laufe der Jahrhunderte zu wiederholtenmalen eine so große Rolle gespielt und mit die Hauptträger der Cultur und Bildung gewesen, fanden nach ihrer Vertreibung aus Spanien in der That auch in Tunis eine neue Heimat, und noch heute wird ein Stadttheil dort mit dem Namen „El Andalus" bezeichnet. Aber mögen sie auch ihren Namen behalten haben, ihren tapferen kriegerischen Charakter, ihre hohe Bildung und Bedeutung von ehedem haben sie längst eingebüßt, und heute sind nicht sie, sondern die Türken und Mameluken das herrschende Element, die vornehme Gesellschaft von Tunis. Die Türkenherrschaft trug daran Schuld. Die Beys und Paschas mit ihren Janitscharenhorden rissen die Herrschaft an sich, besetzten alle einflußreichen und einträglichen Stellen mit ihren eigenen Creaturen und überließen den Mauren nur den Handel. Das ruhige Krämerleben konnte nun gewiß nicht dazu beitragen, den kriegerischen Sinn der einst ihrer Tapferkeit wegen weltberühmten Race zu erhalten, und so sehen wir denn heute die directen Nachkommen der Könige von Andalusien — Rosenwasser verkaufen! — Daß sie in der That sich dieser Abstammung rühmen können, beweisen ihre Familienpapiere, welche die Araber im Allgemeinen sehr sorgfältig aufbewahren und höher ehren als die Europäer ihre Adelsdiplome. So können auch die vielen „Scherife", das heißt, Nachkömmlinge des Propheten, ihre Abstammung von Mohamed

nachweisen und genießen durch ihre Zugehörigkeit zu dieser heiligen Familie nicht geringes Ansehen im Lande, ja diese, nach vielen Tausenden zählenden Scherife bilden die eigentliche Aristokratie der mohamedanischen Staaten. Als äußeres Abzeichen tragen sie um den Fez einen grünen Turban gewunden, und wenn man ihnen in allen Städten so häufig begegnet, so hat dies seinen Grund darin, daß sich auch die weiblichen Nachkommen und deren Sprossen als „Scherife" bezeichnen können.

* * *

Die Mauren bilden den Mittelstand von Tunis; das, was man hier die „Gesellschaft", die vornehme Welt bezeichnen könnte, sind, wie gesagt, die Mameluken. Sie haben die Zügel der Regierung in den Händen, sie bekleiden alle Minister- und sonstigen einflußreichen Stellen, sind Generale, Kaids, Richter. Der größte, natürlich zumeist gestohlene oder erpreßte, Reichthum wird durch sie repräsentirt, und es geschah in der Geschichte der Regentschaft zum erstenmale, daß in dem gegenwärtigen Premierminister ein geborner Tunesier an die Spitze der Regierung gelangte. Sonst waren es durchwegs Mameluken.

Die Träger dieses Namens haben durchaus keine Ursache, darauf stolz zu sein, denn wörtlich übersetzt, bedeutet er „Sklave", und in Wirklichkeit sind die Mameluken nichts Anderes als Griechen und Syrier, welche in ihrer frühen Jugend Sklaven des Bey oder der Paschas waren und sich durch ihre angeborne Schlauheit, ihre Kriecherei und Findigkeit in die Fürstengunst eingeschlichen hatten. Manche unter ihnen wurden mit den Kindern ihres Gebieters erzogen und überholten nachher, wenn einmal in irgend eine Carrière eingetreten, selbst diese Letzteren. Als Erbe hatten sie von ihren gewöhnlich unbekannten Eltern keinen Namen, dafür jedoch jene Habgier und Schlauheit geerbt, welche den Griechen und Armenier in der ganzen Levante so sehr auszeichnen, und welche in einem so geist- und fortschrittslosen Lande, wie Tunis, die beste Mitgift bilden, um zu Ehren und Reichthümern zu gelangen.

Diese Mameluken und hie und da auch vielleicht einige Syrier und Candier bilden die „vornehme Gesellschaft", wenn in einem Lande, wo jeder Sklave oder Friseurgehilfe am nächsten Tage ein Günstling des Fürsten und damit vielleicht bald Minister sein kann, überhaupt „Vornehmheit" möglich ist. Dazu wissen diese schlauen Machthaber nur zu gut, daß Leutseligkeit und Herablassung sie auch in der Volksgunst erhalten, und deshalb besteht in Tunis eigentlich weniger Kastengeist, als in irgend einem anderen Lande. Der Minister verkehrt mit seinem Friseur-

gehilfen, der General sitzt bei seinem Schneider im Laden und unterhält sich oder spielt „Dame“ mit ihm. Schon der Umstand, daß in Tunis die Hauptträgerin des europäischen Kastengeistes, die Frau, im öffentlichen Verkehr fehlt, läßt diesen fast ganz verschwinden.

Nur bei den Begegnungen zeigen die Tunesier diesen Machthabern gegenüber Unterwürfigkeit, indem sie ihnen die Hände oder sogar den Saum ihres Kleides küssen. Indessen thun sie dies auch bei älteren Leuten und so vielen Anderen gegenüber, daß die Bedeutung dieses Handkusses nicht überschätzt werden darf. Merkwürdigerweise besitzen diese aus dem Staub hervorgezogenen, bildungslosen, mamelukischen Würdenträger, je höher sie auf der bureaukratischen Stufenleiter emporklettern, den Anschein eines desto vornehmeren Benehmens. Zu Hause bleiben sie wohl dieselben rohen, halbthierischen Geschöpfe; wie sie jedoch aus dem Hause treten, sind sie in große Herren verwandelt, denen man wahrhaftig nicht ansehen kann, daß sie noch jetzt — ihrem nächst Höheren die Hände küssen, oder, wenn er es verlangt, sogar die Stiefel putzen; diese sklavische Unterwürfigkeit und Gefallsucht erhält sie auch auf ihrem Posten, den sie natürlich zunächst als Mittel zu ihrer persönlichen Bereicherung ansehen.

Innerhalb weniger Jahre haben sie sich in der Regel genug erworben, um sich ein Haus zu bauen oder eine Villa in der Umgebung von Tunis zu kaufen. Dann ist aber auch der Moment gekommen, sich außerhalb der Machtsphäre der tunesischen Minister, ihrer Vorgesetzten, zu stellen. Sehen die Letzteren, daß sich einer ihrer Generale oder Kaids zu große Reichthümer zusammengescharrt, oder sich ein hübsches Gut gekauft, so wird dasselbe häufig entweder als Geschenk erbeten oder einfach weggenommen, wie es erst kürzlich mit einem Hause des General Bakusch geschah, welches der erste Minister gern haben wollte. Für diese, auf unrechtmäßigem Wege erworbenen Vermögen ist also stets Gefahr im Verzuge. Nun machen es ihnen die losen Zustände in Tunis, ihre eigene fremdländische Abstammung und die Bestechlichkeit einiger Herren des Consularcorps möglich, sich als Unterthan irgend eines europäischen Staates, z. B. Griechenland, Spanien &c., einschreiben zu lassen. Damit sind sie vollständig der Machtsphäre der Minister, ja selbst des Bey entrückt, und der betreffende Consul ist ihr alleiniger Gebieter und Richter. Nun könnten sie den Ministern wohl die lange Nase drehen, aber sie hüten sich, früher die Krippe zu verlassen, als sie nicht fortgejagt und durch einen anderen Günstling ersetzt werden.

Dies ist in der Regel die Laufbahn der Mameluken. Betrachten wir sie nun in ihrem Hause, in ihrer Umgebung. Familienleben und Familienglück, wie wir es

in Europa in so hohem Maße genießen, kennt man im Orient nicht. Der Mameluke besitzt, wie jeder vornehme Maure, auch seinen Harem, nur sind die Frauen nicht so zahlreich, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Das Viergespann von Frauen, welches der Koran gestattet, dürfte selten erreicht werden, ja, es ist sogar unter den vornehmen Tunesiern, zum Beispiel bei den Generalen Kereddin, Bakusch, Elias und Anderen, Sitte geworden, sich nur eine Frau „zu halten". Diese ist die „officielle" Frau, welche sie gern als „Madame Kereddin", „Madame Bakusch" ꝛc. anreden lassen, und welche auch in den Besuchen der Consulsfrauen ausersehen ist, das Haus des Generals zu repräsentiren, die Honneurs zu machen. Aber dafür haben diese Missethäter desto mehr Sklavinnen, welche ihnen eheliche Freuden gewähren, ohne selbst eheliche Rechte zu genießen. Es ist also die alte Geschichte, nur trägt sie einen anderen Namen.

In ihrer Kleidung und ihren Manieren trachten diese fürstlichen Günstlinge so viel als möglich die Europäer zu copiren und kleiden sich gewöhnlich entweder in die tunesische Generalsuniform oder in die schwarze Civilkleidung mit obligater weißer Cravate und Fez. Besonders gelten Lackschuhe als der „Comble" eines wahren Bureaukraten; da es eigene Bureaustunden nicht giebt und sie doch nichts zu thun haben, so lungern diese jungen Secretäre und Diplomaten gewöhnlich unter der großen Einfahrt des Ministerpalastes umher, lehnen an den Säulen, verpuffen eine Cigarrette nach der anderen und harren der Befehle des Ministers. Fährt dieser zum Bey, so stürzen sie dem Wagen in größter Hast voraus, um rechtzeitig vor der Pforte zu erscheinen und dem Minister die Hand küssen zu können. Ihre freie Zeit bringen die Mamelukensöhne auf die möglich tollste Weise zu und es dürfte kaum Fünf von Hundert geben, die sich mit ernsten Arbeiten beschäftigen würden. Autorität giebt es für sie keine, mit Ausnahme ihrer Väter oder älteren Verwandten, vor denen sie einen heillosen Respect haben — vielleicht der einzige Rest des Mohamedanerthums, der ihnen geblieben.

Das Quartier der vornehmen Mameluken von Tunis liegt im oberen Theile der Stadt, in der Nähe der „Kasba", der jetzt freilich in Trümmern liegenden Zwingburg aus der türkischen Paschazeit. In einem der dortigen stillen, engen Gäßchen, inmitten der „Großen des Reiches", einen Palast zu haben, war bisher der Traum jedes Parvenus. Er verschwendet unermeßliche Summen auf Einrichtung dieses Palastes; kauft sich Pariser Teppiche, Pariser Möbel, vergoldete Bilderrahmen, Spiegel, Luster und Vasen und pfropft diese modernen, schlecht gemachten, geschmacklosen Artikel in seinen Salons zusammen. Ein Theil seines Hauses,

gewöhnlich das Parterre und die Frontzimmer des ersten Stockwerkes, bleiben für ihn zu Empfängen reservirt. Die rückwärtigen, gänzlich abgesperrten Räumlichkeiten gehören dem Harem, den er auf noch viel luxuriösere Weise einrichtet. Von den köstlichen Producten des Orients, den Teppichen, Filigranarbeiten, Divans, kleinen Rauchtischchen, maurischen Schränken u. s. w. ist hier keine Spur zu erblicken; er verwendet Unsummen darauf, es vermeintlich den Parisern gleich zu thun, wird von den Lieferanten betrogen und bestohlen und von den ihn besuchenden Consuln oder Europäern nachher überdies tüchtig ausgelacht. So wird er beispielsweise in einen ganz kleinen Salon drei oder vier große Gaslüster hängen (ein Geschmack, welcher der böhmischen Industrie sehr zu statten kommt), er wird außerdem noch auf dem Spiegeltischchen Candelaber anbringen und mindestens zwei oder drei Pendulen zwischen sie stellen, die jedoch alle zusammen nicht gehen. (Sie sind übrigens nur das getreue Bild von Tunis, das ebenfalls einer stillstehenden Uhr gleicht, die von den Europäern erst aufgezogen werden muß.)

Am köstlichsten ist ihr Geschmack bezüglich der Bilder. Sie halten es für besonders vornehm, von dem jeweiligen Regenten nicht etwa ein Bild in ihrem Salon hängen zu haben, sondern zum mindesten drei, jedoch stets dasselbe. Ein Kupferstich wird also in drei (wenn nicht mehr) Exemplaren gekauft, mit prächtigem breiten Goldrahmen umgeben und diese drei Bilder dann neben einander aufgehängt.

Vor den Thoren dieser Mamelukenpaläste lungern gewöhnlich eine Anzahl Neger oder Kawassen, in glänzende, goldgestickte Costüme gehüllt, und kümmern sich den Teufel um die Besucher ihres Herrn, es sei denn ein Consul oder sonst ein vornehmer Europäer. Entschließen sie sich endlich, vielleicht durch einen „Bakschisch“ bestochen, eine Antwort zu geben oder nachzusehen, ob der „Sidi“ (das ist die Bezeichnung eines vornehmen Herrn in Tunis) zu Hause ist, so erfolgt in neunundneunzig Fällen von hundert eine Zurückweisung. Besonders scharf haben sie es auf die ihnen wohlbekannten Gläubiger ihres Herrn abgesehen und es braucht wochenlanger Belagerungen, bevor sie zu ihm dringen können. Haben sie das erreicht, so steht ihnen doch die gewöhnliche Enttäuschung bevor, denn der vornehme Tunesier hat, wenn er auch noch so reich ist, niemals Geld. Was er damit thut, wo es hinkommt, ist ein Räthsel, kurz, selbst der Reichste unter ihnen ist in fortwährender Geldverlegenheit; er besitzt Millionen Werth in Feldern, Vieh, Pferden, Kameelen, kann aber selten auch nur die Löhne seiner Diener bezahlen; deshalb muß auch immer der Geldjude her, der ihm gegen gewaltige Interessen die nöthigen

Baarmittel vorstreckt. Es sind Zustände, die vielfach an jene der „petits Seigneurs" in den russischen Provinzen erinnern.

Natürlich giebt es auch unter diesen Mameluken einzelne rühmenswerthe Ausnahmen, wie z. B. der einstige türkische Großvezier, der vielgenannte Kereddin, der General Bakusch u. s. w. Obschon Mameluken im vollsten Sinne des Wortes, d. h. einstige Sklaven, haben sie durch wiederholte Reisen in Europa und eifrige Studien sich einen nicht geringen Bildungsgrad erworben, sprechen französisch und verkehren vielfach mit den vornehmen Europäern, aber sie bilden, wie gesagt, nur Ausnahmen, die von der orthodoxen moslemitischen Gesellschaft nicht gerade goutirt werden.

Die Türken nehmen in Tunis wohl noch einzelne hohe Stellen, speciell im Militär ein, sind jedoch der großen Mehrzahl nach, ebenso wie ihre mit Araberinnen gezeugten Nachkommen, die Kuluglis, vollständig verarmt. Aus ihnen recrutiren sich die stolzen, faulen, unfähigen „Janitscharen" oder „Kawassen" der fremdländischen Consulate, der Banken und Hofämter. Der Rest genießt nach altem Herkommen noch immer das Gnadenbrot der Regierung, d. h. täglich einen Laib schlechten Brotes per Kopf und vielleicht freie Unterkunft in einer der leerstehenden Kasernen. Im Sommer wandern die Mameluken dem Bey überall hin nach, wie Schafe dem Leithammel. Der liebste Aufenthalt sind ihnen jedoch die „Manouba" oder „Ariane", zwei Villenstädte in der Umgebung von Tunis, wo die Mehrzahl der Vornehmen inmitten von Orangengärten und Palmenhainen ihre Lustschlößchen besitzen. Aber auch hier besteht kein wechselseitiger Verkehr und ihre gestohlenen Reichthümer bringen ihnen keinen Genuß. Sie kennen die richtige Verwendung des Geldes nicht.

VIII.

Maurisches Haremsleben.

In sehr vielen Schilderungen des Orients und orientalischer Sitten und Gebräuche werden auch Tunis, Algier und Tripolis mit einbezogen und mit den anderen orientalischen Ländern sozusagen über einen und denselben Leisten geschlagen. Nichts kann unrichtiger sein, als diese Vermischung der Ost- und Weststaaten des Orients. Ich habe von der Türkei angefangen bis Marokko die mohamedanischen Gebiete der drei um das Mittelmeer herum gelagerten Welttheile zu wiederholtenmalen und längere Zeit bereist, aber in jedem einzelnen Lande verschiedene Sitten

und Gebräuche angetroffen, die für die meisten Touristen unter dem Deckmantel einer scheinbaren äußerlichen Gleichheit verborgen bleiben. Wie können auch unter den Mauren und Kabylen von Oran und Tlemcen dieselben Sitten herrschen, wie unter den über tausend Meilen entfernten, und durch Wüste, Meer und Gebirge getrennten Völkerstämmen Kleinasiens und Arabiens? Mehr noch als es Wasser und Wüste zu thun im Stande sind, trennen bevölkerte Länder, wie in diesem Falle Aegypten, die verschiedenen Stämme. Nur eine Sache verband sie bisher: der Koran. Gewiß enthält derselbe in Bezug auf die Religion, auf das häusliche Leben, auf Gebräuche &c. so viele Vorschriften, daß schon diese allein eine gewisse Gleichförmigkeit hervorbringen müßten; allein kein Buch wurde bisher so verschieden ausgelegt und enthält so orakelhafte Rathschläge, wie diese Bibel der Orientalen. Mehr noch als die Männer beeinflußten diese Unklarheit der Vorschriften und ihre schwere Ausführbarkeit die orientalischen Frauen, die in Folge des geringen Verkehrs mit der Außenwelt und ihrer gänzlichen Unkenntniß anderer Länder, ja auch nur ihrer nächsten Umgebung, die ihnen eigenthümliche Lebensweise auch am wenigsten verändern können. Wohl wird Jeder auf den großen, die Mekkapilger enthaltenden Dampfern, die so häufig das rothe Meer befahren, die verschiedenen orientalischen Völker, selbst wenn er nicht arabisch spräche, schon an Kleidung und Aussehen auf den ersten Blick erkennen. Kommt er nun erst durch längere Reisen mit ihnen in nähere Berührung, dann wird ihm ihre Verschiedenheit in Sprache, Gebräuchen und Trachten noch klarer werden. Unter den christlichen Nationen Europas wird diese Verschiedenheit desto größer und auffallender, je tiefer die Bildungsstufe der Volksclassen ist und je weiter man von den großen Hauptstädten in die Landgemeinden eindringt. Dort herrschen verschiedene Trachten, Dialekte, Sitten, während sich diese letzteren in den Hauptstädten aller europäischen Länder ziemlich ausgleichen. Im Orient ist das Gegentheil der Fall. Dort ist die Landbevölkerung sich überall, bis auf kleine Nuancen, gleich, und die Verschiedenheit wird desto größer, je mehr man nach den großen Städten gelangt.

Tunis ist ein ganz besonderes Beispiel hiervon. Es ist die zweitgrößte Stadt des afrikanischen Continents, vielleicht dessen älteste zugleich, und dabei vom europäischen Einfluß viel weniger afficirt, als die ägyptischen und algerischen Städte. Hier hat sich das orientalische oder, besser gesagt, tunesische Leben in seiner ursprünglichen, Jahrhunderte alten, Form erhalten und man stößt in der That bei längerem Aufenthalt auf viele, in anderen Ländern des Orients unbekannte Eigenthümlichkeiten. Das gilt in gleichem Maße von beiden Geschlechtern. Wohl

kann ich mich nicht rühmen, während meines längeren Aufenthaltes in Tunis in ein Harem gedrungen zu sein, so lange sich dessen Bewohnerinen darin befanden. Doch war ich so glücklich, alles Wissenswerthe hierüber aus dem Munde europäischer Damen zu vernehmen, welche durch langjährigen Aufenthalt in Tunis und durch ihre intimen Beziehungen zu der ansässigen Damenwelt mehr als irgend Jemand berufen waren, über die Lebensweise der Letzteren Aufschluß zu geben. Meine eigenen Erfahrungen beschränkten sich auf den allerdings höchst interessanten Besuch mehrerer von den Damen verlassener Harems und auf das Straßenleben.


Volkstypen: Vornehme Araberfrau.

Die Frauen werden in Tunis viel strenger gehalten als in Aegypten und der Türkei. In Konstantinopel und Kairo erfreuen sie sich einer gewissen Freiheit. Sie dürfen einander Besuche machen, ausfahren, und in den Bazars ihre Einkäufe selbst besorgen. Die Stadt ist zu groß und das Leben zu bewegt, als daß man ihnen dort ebenso sehr auf „die Finger" sehen könnte, wie hier. Die Mauresken vornehmen Standes zeigen sich in Tunis niemals auf der Straße, und es giebt Tausende von Frauen, deren einziger Ausgang in ihrem Leben der Weg von ihrem Elternhause in das ihres Gemahls war. Die ärmeren Frauen sind wohl wegen des mangelnden eigenen Bades gezwungen, in ein öffentliches Bad zu gehen, wie auch ihre Einkäufe an Kleidungsstücken und Lebensmitteln selbst zu besorgen, doch sind sie dabei so dicht verschleiert und mit Tüchern und Shawls verhüllt, daß man von ihnen kaum

die Fingerspitzen zu sehen bekommt. Unter hundert Mauren, denen man in den engen Gassen von Tunis und in den „Suks" (Bazars) begegnet, giebt es vielleicht eine Maureske, und diese ist in der Regel, nach ihren Bewegungen zu urtheilen, alt und gebrechlich. Alle tragen den schwarzen, aus Pferdehaar geflochtenen Schleier oder Yaschmak, eng an das Gesicht angedrückt, dasselbe oft ganz bedeckend; selten lassen sie auch nur die Augen frei, es müßten denn Bettlerinnen oder Frauen leichten Schlages sein; die Frauen der mittleren Stände gehen bei ihren Einkäufen nicht nur in Yaschmak und Haik (eine Art leichten weißen Burnus) gehüllt, aus, sondern sie halten sich ein dunkles schweres Seidentuch mit beiden Händen derart vor das Gesicht, daß sie durch den Schleier hindurch nur etwa zwei oder drei Schritte vor sich auf den Boden sehen können, um sich in den unreinlichen Gäßchen nicht zu beschmutzen. Von ihrem Körper sieht man demnach nur die in kleinen, entweder reich in Gold gestickten oder glanzledernen Pantoffeln steckenden Füße, und vielleicht ein Stückchen Wade, von blendend weißen Strümpfen umhüllt und mit silbernen oder goldenen M'sais (Fußspangen) geschmückt, die bei jedem Schritte wie Sporen klirren. Höchst selten sieht man die Maureskeu in Begleitung von Kindern. Gewöhnlich huschen sie raschen Schrittes, an die Mauer gedrückt, an uns vorüber, oder kehren vor den Europäern sogar um und wählen einen anderen Weg, um nicht in die Nähe der verhaßten Giaurs zu kommen. Wehe dem Europäer, der eine maurische Frau auf der Straße im Beisein von Männern zu scharf betrachtet oder sie gar anzusprechen wagte! Die Mauren sind in Bezug auf ihre Religion wie auf ihre Frauen die schlimmsten Fanatiker, und eine Frau verfolgen oder eine Moschee betreten, kann Einem noch heute den Tod bringen.

Der Europäer, der, irregeführt durch romantische Schilderungen, hier prächtige Odalisken, schön wie der Tag und zur Liebe bereit, vorzufinden hofft, wird arg enttäuscht werden. Nichts von jenen stillen träumerischen Palästen mit obligaten Balconen, auf denen die „Holde" ruht! Nichts von den verführerischen Augen hinter dunklen vergitterten Fenstern und der romantischen Fortsetzung der Liebesaffaire! Dem Europäer, ja selbst dem Eingebornen, ist mit Ausnahme des Rhamadanfestes jede Gelegenheit zu verliebten Abenteuern genommen, und sollte er sie sich durch Gold und Vermittelung dennoch verschaffen, so setzt er seinen Kopf dabei auf's Spiel. Der Mann, der seine Frau beim Ehebruch ertappt, hat das Recht, sie sowohl wie den Friedensstörer ohne Weiteres zu tödten, und es kommen derlei Fälle nicht gerade selten vor.

Im Frühjahr, zu Beginn der heißen Tage, sah ich häufig lange Reihen hermetisch verschlossener Equipagen mit bewaffneten Eunuchen auf dem Kutschbock

und berittenen Garden aus der Stadt nach den Seebädern oder den Landsitzen in der Umgebung der Stadt fahren — die Harems der Reichen, die für einige Monate ihren Wohnort wechselten. — An Stelle der Wagenfenster befanden sich rothbemalte Brettchen ohne jede Oeffnung, oder im besten Falle rothe Gardinen, die hier und da ein wenig gelüftet wurden und vielleicht einen Arm oder die Umrisse eines Gesichtes in der dunklen Equipage erkennen ließen. Ich bedauerte oft, mich damit begnügen zu müssen; noch mehr jedoch mußte ich die armen Frauen bedauern, denen es nicht gegönnt ist, die tropische Natur zu genießen, die sich im Frühjahre hier so entzückend entfaltet. Wie grausam die Männer in das Walten der Natur eingreifen! Der Koran sagt nichts von dieser Einschränkung der Frauen; die Religion gebietet sie nicht, es sind Gebräuche, welche die Eifersucht der Männer den Frauen dictirte. Ebenso wenig ist es den Frauen ein Gebot, sich auf der Straße so zu verhüllen; es ist nur Mode, gerade so wie der Schleier der Europäerinnen. Doch wehe Derjenigen, welche diese Mode nicht beachtete! In Algier genoß ich wiederholt das zweifelhafte Glück maurische Frauen unverhüllten Gesichtes zu sehen, in Tunis jedoch war mir dies nur einmal vergönnt: Es war mir durch die Verwendung des Premierministers der Besuch des prachtvollen Residenzschlosses von Sidi Ali Bey, Marsa, bewilligt worden; ich hatte die Palmen- und Orangenhaine seines Parks durchstreift und war unversehens in den an den Harem grenzenden Theil desselben gekommen. Einzelne Fenster waren weit geöffnet und an einem derselben saß der Thronfolger mit einer, anscheinend der jüngsten, seiner Frauen. Beide erwiderten meinen Gruß, ohne daß sich die Frau, eine Brünette von wahrhaft blendender Schönheit, zurückgezogen hätte. Der Tact verbot es mir, mehr als einen


Volkstypen: Arme Araberin.

flüchtigen Blick nach jenem Fenster zu werfen — ein hartes Verbot, denn die Frau war schön genug, um sie länger — darf ich sagen: stundenlang? — zu betrachten! —

Nun zu dem Leben in den Harems selbst. Der Einlaß in dieselben ist jedem Manne, mit Ausnahme des Herrn und Gebieters, wie den nächsten Verwandten, absolut verboten; die Leser müssen demnach mit den Andeutungen vorlieb nehmen, die ich aus zweiter Hand empfangen.

Um auf der Höhe der tunesischen Etiquette zu stehen, muß der erste Besuch dem Harem des Bey gelten. Im Winter ist derselbe stets im Bardo, der officiellen Residenz der tunesischen Herrscher, untergebracht. Zur Rechten der schon häufig abgebildeten, ziemlich bekannten Riesentreppe befindet sich ein kleines, verriegeltes und vergittertes Pförtchen, das der Uneingeweihte kaum erblickt, oder doch kaum beachtet. Es ist die Haremspforte. Wir klopfen. Das Gesicht eines schwarzen Eunuchen erscheint an dem dicht vergitterten Fensterchen. Er betrachtet aufmerksam die Gesichter der Besucher, ob sich nicht etwa ein Mann unter den Damengewändern verberge, wirft einen Blick über den Hofraum und öffnet endlich die Pforte eben nur so weit als nöthig, um uns einzulassen. Eine Anzahl Eunuchen, ebenso schwarz und höflich wie der Cerberus, stehen auf der Treppe Garde und verschwinden, nachdem wir dieselbe erklommen haben. Wir befinden uns in einem viereckigen, ringsum von Säulengängen eingeschlossenen und mit Glas eingedeckten Hof, auf den eine Anzahl innerer Gemächer mündet. Zwischen den Säulen, auf den Thürschwellen, an den Mauern stehen, sitzen oder hocken ein halbes Hundert Weiber, Kinder, junge Mädchen, Greisinnen; alle Racen scheinen hier vertreten zu sein, von der bleichen, weißen Tscherkessin bis zur ebenholzschwarzen Negerin, die Einen häßlich, die Anderen schön. Ein heilloses Durcheinander von allen möglichen Frauentypen des Orients in allen Altersabstufungen von zehn bis achtzig Jahren, in den verschiedenfarbigsten Costümen, Alle mit irgend einer Arbeit, Stricken, Nähen, Waschen, Plätten beschäftigt, und dabei alle Blicke ebenso neugierig auf uns geheftet, wie die unserigen auf sie. Ihre Kleidung war bei Jung und Alt von gleichem Schnitt. Blendend weiße Strümpfe, weiße, weite Pantalons und bis über die Lenden reichende bauschige Hemden aus blauer, rother, hochgelber, hellgrüner Seide, ohne einen Gürtel. Das rabenschwarze Haar ist glatt am Kopfe nach rückwärts festgebürstet und endigt in einen dicken Zopf, an dem zwei verschiedenfarbige, mit Goldstickereien verzierte Seidenbänder hängen. Auf dem Kopf sitzt ferner eine ganz eigenthümliche goldgestickte Sammtkappe oder Kuffia, dem Cerevis unser Studenten

vergleichbar und spitz zulaufend. Was diese Frauen jedoch noch mehr als ihre Kleidung verunstaltet, ist das Schminken und Bemalen der Gesichter, der Augenbrauen, Augenlider und Lippen, sowie das Färben der Finger und Fußspitzen mit dem kastanienbraunen Henna, eine Mode, welche im ganzen Orient



Araberinnen aus dem südlichen Tunis. (Mutter und Tochter.)

verbreitet ist und ohne die eine Frau nicht für schön gilt. Erst in der neuesten Zeit gaben die Frauen einiger tunesischer Großen diesen einfältigen Gebrauch auf.

Der Raum, in dem wir uns befinden, ist der einzige Aufenthaltsort der Haremsfrauen von ihrem Eintritte bis zu ihrem Tode. Hier werden alle für die Kleidung und das Leben nothwendigen Artikel angefertigt. Mit Ausnahme der

Stoffe und des Rohmaterials, dann der Möbel und Schmucksachen, welche der Hausherr kauft, wird Alles im Harem selbst erzeugt. Die Dienerinnen der „Beyesse" sind gleichzeitig auch die Sklavinnen des Bey. Manche von diesen haben ihr Leben lang den Hof nie verlassen, in welchem sie heute sind; ihre Schlafzimmer haben keine Fenster und das einzige Licht dringt durch die matten Glasscheiben des Daches zu ihnen! Hier essen, arbeiten und schlafen sie, tagsüber, nachtsüber, jahraus, jahrein, in vollständiger Unkenntniß der Außenwelt, die sie niemals oder doch nur als Kinder gesehen! Ob sie deshalb unglücklich sind? Wir vermuthen es, aber sie sind es nicht. Sie haben vielleicht eine Ahnung von dem Leben, den Vergnügungen der Europäerinnen, die sie manchmal in ihrer Einsamkeit aufsuchen, ohne jedoch bestimmt zu wissen, was für ein Leben dies sein mag. Und diese Ahnungen, diese Sehnsucht, das Suchen nach dem Unbekannten, drückt ihren Zügen in ihrer Jugend eine große Melancholie auf, die sie auch in ihren Bewegungen und Manieren begleitet. Langsam nähern sie sich uns und betrachten uns mit einer naiven, stummen Neugierde, vielleicht vermengt mit Vermuthungen über unser Leben und Lieben.

Die Mehrzahl dieser Sklavinnen sind Negerinnen, heiterer, lärmender, kindlicher als die Weißen. Sie werden auch freier gehalten. Während der Bey der weißen Sklavin seines Harems niemals erlaubt, ihn zu verlassen, wechselt er häufig die Negerinnen, die dann nicht selten heiraten und bei ihrer angebornen Fröhlichkeit das Leben doch von einer angenehmeren Seite kennen lernen.

Wir durchschreiten den einen mit Möbeln im Style Louis' XVI. spärlich eingerichteten zweiten Hof und gelangen endlich an eine Pforte, vor welcher wieder zwei Eunuchen Wache halten. Einige Stufen führen von hier nach einem großen, fensterlosen Salon, der sein Licht durch Glasluken im Plafond erhält. In zwei geräumigen, einander gegenüber befindlichen Alcoven stehen zwei breite, pompöse Himmelbetten aus vergoldetem Holz mit Schnitzereien; vor ihnen französische Sofas und Fauteuils; auf dem Boden liegen einige Matratzen, auf denen ein paar junge, bildhübsche Mädchen im Negligée herumkugeln und mit einander schäkern. Es ist der Empfangssaal der „Beyesse", die mit verschränkten Beinen auf einem der Sofas sitzt und uns bei unserem Eintritt ceremoniös begrüßt. Sie ist eine alte, beleibte Frau mit nichtssagendem Gesicht, an dessen Seiten das kurzgeschnittene Haar über die Ohren herabfällt. Hals, Arme, Beine und Finger sind mit kostbaren Schmucksachen, Bracelets, Ringen buchstäblich bedeckt. Sie trägt eine rothseidene Blouse und weiße, leinene Pantalons, die unten eng zulaufen und in

seidene Socken endigen. Alle Thüren und Nischen sind von Haremsfrauen besetzt, die neugierig die Toiletten und Manieren der europäischen Damen betrachten. Man sitzt eine geraume Weile, ohne daß ein Wort fallen würde. Endlich scheint die „Beyesse", eine überhaupt sehr launenhafte Dame, über die stille Betrachtung von Seite ihrer Besucher ungehalten zu werden. Eine der Damen, des Arabischen mächtig, zollt der schönen Ausstattung ihres Salons einige schmeichelhafte Bemerkungen. Das heitert die eitle Frau ein wenig auf und lächelnd zeigt sie ihre Ringe, ihre gestickten Kleider, ihre Perlen. Trotzdem bleibt die Conversation selbstverständlich ein wenig im Stocken. Endlich ersuchen wir um die Erlaubniß, ihr Schlafzimmer besuchen zu dürfen. Die „Beyesse" erhebt sich, kreuzt ihre Hände über den Rücken und schlenkert nachlässig auf eine Pforte im Hintergrunde des Salons zu. Das Schlafzimmer, in welches wir treten, ist ganz à l'européenne möblirt. Ein Himmelbett aus Palisanderholz, eine Commode mit großem Spiegel, Fauteuils. An einer Wand befindet sich ein lebensgroßes Porträt des Bey, ihres Gemahls, und wir beeilen uns, die Frau über die Schönheit desselben zu beglückwünschen.

„O ja," sagt sie, „er ist schön: Er besucht mich jeden Abend!" Wir schweigen, denn wir wissen, daß Mohamed es Sadock schon seit Jahren jeden Nachmittag nur des Decorums wegen den Palast besucht, ohne sie auch nur zu Gesicht zu bekommen.

Wir treten in den Salon zurück, wo junge, bildschöne Mädchen Kaffee serviren. Noch einige Worte der Höflichkeit und wir ziehen uns zurück, von mehreren Eunuchen bis an die Thüre geleitet.

* * *

Die Harems der Minister und Großen von Tunis sind jenen des Beys ähnlich, nur geht es hier viel lärmender und lustiger her. Der größte und prachtvollste Harem ist der des Sidi Ali Bey, der außer sechs legitimen Frauen etwa 300 Sklavinnen und Dienerinnen beherbergt, doch gewinnt in der vornehmen Welt in Tunis ebenso wie in Konstantinopel und Kairo die Mode, nur eine Frau zu haben, immer mehr Anhänger. Verstehen wir dies wohl. Nicht daß die Herren sich etwa mit einer Frau „begnügen" würden, wie wir Europäer. Im Gegentheil. Es handelt sich ihnen nur um den Anschein der europäischen Civilisation. Sie wählen unter den Frauen ihres Harems eben eine aus, die sie mit allem möglichen Pomp und dem Hausstaat einer großen Dame umgeben und sie als „Madame ꝛc." in der Gesellschaft der Europäerinnen präsentiren.

Ich habe während der Abwesenheit der Inwohner mehrere Harems der vornehmen Welt besucht, und den schönsten und reichsten in dem Palast des ehemaligen türkischen Großveziers und tunesischen Premiers, General Kereddin, zu Manouba gefunden. Der in der That höchst sehenswerthe, von herrlichen Gärten umgebene Palast ist in zwei Hälften getheilt, von denen die eine ganz den Frauen gewidmet ist und mit der anderen nur durch eine einzige Thüre im Schlafzimmer des Generals in Verbindung steht. Eine zweite große Pforte führt vom gemeinschaftlichen Vestibul zu einer nur Damen zugänglichen Treppe, an deren oberem Ende der „arabische Salon" liegt, unzweifelhaft der am reichsten ausgestattete Raum, den ich in der ganzen Regentschaft gesehen. Er ist der Empfangssalon der Generalin. Wie im Harem der „Beyesse" stehen auch hier zwei mit vergoldeten Schnitzereien überladene ungeheure Himmelbetten in geräumigen Nischen einander gegenüber. In der Mitte dieser mit Teppichen, Spiegeln und Bronzeverzierungen im Style Louis' XVI. möblirten Saales steht ein runder Divan mit kleinen Zierpflanzen und Topfpalmen. Auf den marmornen Consolen stehen überall Pendeluhren und Armleuchter, schwer vergoldet. Am prächtigsten ist die sich in orientalischer Kuppelform wölbende Decke, ganz mit kleinen, hinter maurischer Goldstabverspreizung steckenden Spiegelchen bedeckt. Im Hintergrunde führen zwei kleine Thüren zu zwei kleineren Gemächern, die ebenfalls je eine Schlafzimmereinrichtung enthalten. Dies sind die Empfangsräumlichkeiten, die von den Frauen niemals bewohnt werden. Die Wohnräume befinden sich im zweiten Stockwerk. Die Treppe mündet auf einen viereckigen, mit Glasfenstern eingedeckten Hof, um welchen herum die Schlaf- und Wohnzimmer der an hundert Personen zählenden weiblichen Dienerschaft liegen. An einer Seite des Hofes befindet sich ein kleiner Speisesaal, in welchem die Generalin in der Regel allein, oder nur mit wenigen Frauen ihre Mahlzeiten einnimmt. Niemals ist hierbei der Mann zugegen, und obschon die Orientalen Pariser Meublement und sonstige Pariser Aeußerlichkeiten angenommen haben, scheinen sie doch an den charmanten „petits diners à deux" von Bignon und Riche keinen Geschmack zu finden. Madame Kereddin bedient sich gerade so wie alle anderen vornehmen Damen von Tunis des Eßbestecks; die orthodoxen Damen und die Damen der Mittelstände essen nach wie vor mit ihren Fingern.

An den Speisesaal stößt ein großer, rings mit breiten rothsammtenen Divans umgebener Salon, der in etwa 20 bis 30 großen bemalten Truhen die Garderobe der weiblichen Familienglieder des Generals enthält. Daran schließt sich das Schlafzimmer von dessen Gemahlin, mit blauen Tapeten und Spiegeln behangen. In der

Mitte des Gemaches und die Hälfte desselben einnehmend, steht ein breites, großes Himmelbett, mit blauen Gardinen, und dahinter führt eine Thüre zu der Toilette; eine andere, kaum erkennbare, zum Schlafzimmer des Generals. Den Aerzten ist diese Unsichtbarkeit ihrer Patienten natürlich in ihrem Berufe sehr hinderlich. Ist der Besuch eines Arztes angesagt, so werden die Gardinen über dem Krankenlager zugezogen. Soll einer maurischen Dame der Puls gefühlt werden, so verdeckt ein Eunuche die Hand sowohl wie den Arm und läßt nur das Gelenk frei. Soll sie die Zunge sehen lassen, so bedeckt der Eunuche das Gesicht der Kranken mit seinen Händen und die Aermste muß ihre Zunge zwischen seinen Fingern hindurch herausstrecken. Ist sie pockenkrank, so wird der Eunuche die Pocken zählen und die Zahl ebenso wie das Aussehen dem Arzte mittheilen.

So schwer die Anschuldigung auch sein mag, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die schönen Orientalinnen am Ehebruch ungemein viel Geschmack finden. Vielleicht haben sie auch durch die Kälte und zwischen mehreren Frauen getheilte Liebe ihrer Männer ein gewisses Anrecht auf die volle Ausnutzung der wenigen freien unbewachten Momente, die sich ihnen darbieten. Daß außereheliche Liebschaften nicht gerade selten sind, kann man aus den Worten eines arabischen Dichters entnehmen, welcher sagt: Die Maureske verläßt selten ihr Haus, doch wenn sie es verläßt, so ist es mit der wohlüberdachten Absicht, ihren Gemahl zu hintergehen.

Der Monat der galanten Abenteuer ist in der Regel der Rhamadan. Während dieses Festes, an welchem die Mohamedaner die Nacht zum Tage machen, genießen die Frauen einer verhältnißmäßig größeren Freiheit, und diese wird nach Herzenslust benützt. Es ist eigenthümlich, daß die Maureske gegen ihren Gatten kaum mehr als gleichgiltig ist, während sie für den Amant in Liebe und Sehnsucht entbrennt. Der Gatte hingegen, der seiner Frau nichts als Gleichgiltigkeit und Geringschätzung zeigt, ist der zärtlichste und heißeste Liebhaber anderer Frauen! Die Verschleierung und Verhüllung der tunesischen Damen außerhalb ihrer Gemächer erleichtert ungemein diese curiose „Wahlverwandtschaft". Die Frauen brauchen nur ihre Haik und Ueberwürfe zu verwechseln, um sich ihren eigenen Männern unkenntlich zu machen.

* * *

Indessen giebt es speciell unter der gesitteteren maurischen Bevölkerung von Tunis viele ehrenwerthe Ausnahmen. Unter den Mauren ist die Vielweiberei überhaupt nicht so verbreitet, wie unter den Beduinen. Schon eine Frau allein

kostet dem Mauren heidenmäßige Geldsummen, während sie bei den Beduinen eine Arbeitskraft, eine Erwerbsquelle des Mannes ist. Mit Ausnahme der husseinitischen Prinzen und der Großen des Reiches giebt es nur wenige Mauren in Tunis, welche sich den Luxus eines wirklichen Harems gestatten. Die Abschaffung der Sklaverei und der europäische Einfluß lassen diese afrikanischen Zustände immer seltener werden. Wohl giebt es noch Krösusse, die sich im Kaukasus eine Tscherkessin um schweres Geld kaufen oder auf ihren Landgütern Mädchen für sich erziehen lassen, doch dies sind Ausnahmen. Die Frauen sind mehr an ihren Herrn und Meister gebunden und er hat auch nicht mehr das Recht, sie schlecht zu behandeln, zu schlagen u. s. w. Nur der Bey allein besitzt Gewalt über Leben und Tod seiner Frauen; bei den Anderen schirmt das Gesetz die Frauen. In vielen Fällen nahmen die Mauren diese neue Gestaltung ihres Ehelebens mit Freuden auf und räumen wie schon vorerwähnt, der Mutter ihrer Kinder gern eine höhere gesellschaftliche Stellung ein. Vor Uebergriffen der einen oder der andern Seite schützt dafür wieder die Leichtigkeit, mit welcher Ehen gelöst werden können.

Sonderbar sind bei den maurischen Damen die Vorbereitungen zu ihrer Verheiratung. Es ist bekannt, daß der Bräutigam seine Zukünftige erst nach erfolgter Vermählung von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommt, aber dann ist nach europäischen Begriffen ihre Schönheit schon vorbei. Die Maureska ist als Mädchen von 10 bis 12 Jahren, also kurze Zeit vor ihrer Vermählung, am hübschesten. Dann beginnt jedoch die Zeit ihrer künstlichen Mästung, und damit hört die europäische Schönheit auf, während sie dann nach tunesischen Begriffen erst beginnt. Die armen Mädchen werden hierzu in feuchte, dunkle Räume gebracht, wo ihnen alle Bewegung unmöglich ist. Hier werden sie ausschließlich mit dem pilafähnlichen Kuskussu, dann mit dem Fleisch junger Hunde, mit Pferdelebern ꝛc. gefüttert, die nach dem dortigen Glauben zur Ausmästung der tunesischen Damen am meisten beitragen. In dieser Lebensweise werden sie mehrere Monate hindurch erhalten, während welcher sie die meiste Zeit auf weichen Federkissen schlafen. Haben sie den gewünschten manchmal phänomenalen Embonpoint erreicht, dann sind sie heiratsfähig!

Es würde hier zu weit führen, die vielen ergötzlichen Ceremonien zu schildern, die bei den maurischen Hochzeiten gebräuchlich sind. Hat die junge Frau einmal das Haus ihres Gemahls betreten, dann beginnt für sie eine kurze Zeit des Glückes, in welcher sie, vorausgesetzt, daß sie wirklich hübsch ist und ihren Mann beim ersten Anblick nicht enttäuscht hat, von seiner Seite nur Zärtlichkeiten und

Liebkosungen zu erwarten hat, aber damit ist es gar bald vorüber! Der sinnliche Maure wendet sich anderen Frauen zu, und das einförmige Haremsleben beginnt. Die Mauresken bringen ihre Zeit hauptsächlich mit Baden, Toilettemachen und Schlafen zu, und die einzige Zerstreuung, die ihnen gestattet ist, sind Musik, Erzählungen und Tänze, wobei sie jedoch stets nur das Auditorium bilden. Die Erzähler, zumeist alte Beduinen- und Negerfrauen, treiben noch heute ein sehr einträgliches und gesuchtes Metier, obschon die Ammenmärchen, die sie erzählen, stets dieselben sind, oder doch auf ein und dasselbe ausgehen. Ebenso werden die Haremsmusikbanden aus drei oder vier alten Negerinnen gebildet, die mit der zweisaitigen Violine, der Tarbouka (Topftrommel), den Castagnetten und dem baskischen Tambourin ihre einfachen orientalischen Weisen vortragen und mit ihrer kreischenden Stimme vielleicht dazu singen. Das aufregendste Vergnügen für die Haremsdamen ist jedoch der Tanz der orientalischen Ballerinen, der bei Festlichkeiten, wie Hochzeiten, Beyram u. s. w., stets auf dem Programm steht, eine sinnliche Orgie, die durch Musik und geistige Getränke immer toller wird, und mit allgemeiner Ermattung endet. Zuweilen wird es den Frauen gestattet, hinter vergitterten Fenstern die Kriegstänze der Beduinen und irregulären Truppen, die sogenannten „Fantasia", mit anzusehen, aber im Ganzen genommen steht auch das Leben der ersten tunesischen Dame an Reiz und Abwechslung hinter jenem einer ganz bescheidenen europäischen Ladenmamsell zurück. Man würde noch viel eher zu dieser Ueberzeugung kommen, wäre es mir gestattet, das in den vorstehenden Zeilen entworfene Bild noch weiter auszuführen. Doch schon das Gesagte wird genügen, um das Los der Frauen im Lande der Mauren nicht als glänzend erscheinen zu lassen.

IX.

Streifzüge durch die Bazare von Tunis.

In den Städten des weiten Orients bilden die Bazare für den europäischen Reisenden das interessanteste Ziel seiner Wanderungen. Erst durch die Bazare erhalten die sonst wenig belebten Städte Leben und Charakter. Sie bilden das Herz, die Hauptschlagader des städtischen Lebens, den Probirstein des Reichthums und der Größe der Stadt. — Zudem sind die mohamedanischen Interieurs, die Paläste und Wohnungen so schwer zugänglich, der Straßenverkehr ist im Allgemeinen so gering, daß nur die Bazare mit ihren unendlichen Reihen von Kauf-

läden, den in ihnen auf- und niederwogenden Menschenmassen und den feilgebotenen mannigfachen Waaren dem aufmerksamen Europäer ein Bild von der Lebensweise der Orientalen, ihren Bedürfnissen und Neigungen geben können. In Konstantinopel, in Kairo und Algier ist dies weniger der Fall. Dort hat die europäische Cultur in die althergebrachten Sitten der Mohamedaner schon eine gewaltige Bresche geschlagen. Nicht so in Tunis, wo sich der Islam mit einem großen Theile des einstigen Fanatismus und der alten stolzen Zurückgezogenheit erhalten hat und wo der europäische Reisende anfänglich in der That nur auf den Besuch des Bazars angewiesen ist.

Großartiger und schöner als die Bazare in Konstantinopel und Kairo können jene von Tunis wohl nicht genannt werden, aber sie sind eigenartiger und interessanter. Wie sie vor Jahrhunderten waren, so sind sie noch heute, und nur eine Neuerung haben sie in sich aufgenommen: die Juden. — Bis vor wenigen Jahrzehnten war das Judenviertel von dem maurischen vollständig abgesperrt und die Juden besaßen ihre Bazare für sich. Mit dem Wachsen des europäischen Einflusses wurden ihnen größere Freiheiten gewährt, worunter auch vor Allem jene der freien Concurrenz fungirte. Bald hatten sie einen großen Theil des Handels aus den Händen der apathischen conservativen Mohamedaner an sich gerissen und bilden in der That schon das bedeutendste und wohlhabendste Element unter den Bazar-Kaufleuten. Doch haben die Bazare durch diese Invasion an ihrem echt orientalischen Charakter nur gewonnen, denn die Juden von Tunis unterscheiden sich in Tracht und äußeren Sitten nur wenig von den Mauren.

Im Herzen von Tunis gelegen, präsentiren sich die Bazare beim ersten Besuche als ein unentwirrbares Labyrinth von Gassen und Gäßchen, die in allen erdenklichen Winkeln und Krümmungen sich verlaufen, unzählige Sackgassen, Höfe und Laubengänge aufnehmen, als ob man bei ihrer Erbauung jeden regelmäßigen Plan, jede gerade Linie absichtlich vermieden hätte. Dazu bietet der Stadtplan von Tunis selbst eine solche Fülle von unmöglichen Gassen und Straßen dar, daß man den Bazar erst nach langem Suchen und Umherirren findet, während man gewiß sehr bald auf ihn stößt, sobald man seiner nicht bedarf. Zudem besitzen die Straßen keine Namen, die Häuser keine Nummern. Ihre Bezeichnung richtet sich nach dem Artikel, der gerade in einer Straße verkauft wird. Nun giebt es jedoch in manchen Straßen drei oder vier Geschäftszweige, so daß sie demgemäß auch eben so viele Namen führt. Erst bei wiederholten Besuchen findet man sich in diesem Gewirre einigermaßen zurecht und erkennt, daß sogar hier ein gewisses System vorhanden ist.

Das Aussehen der Bazarstraßen ist von jenem der übrigen ganz verschieden, ebenso wie in den Städten Europas das Geschäftsviertel von den Wohnvierteln



Straßenbilder: Im Bazar.

verschieden ist. Die engen stillen Gassen mit ihren weißen Mauern und vergitterten Fensterchen werden immer belebter, immer schmutziger, je mehr man sich den Bazars nähert. An Stelle der eisenbeschlagenen, fest verriegelten Thüren, welche alle

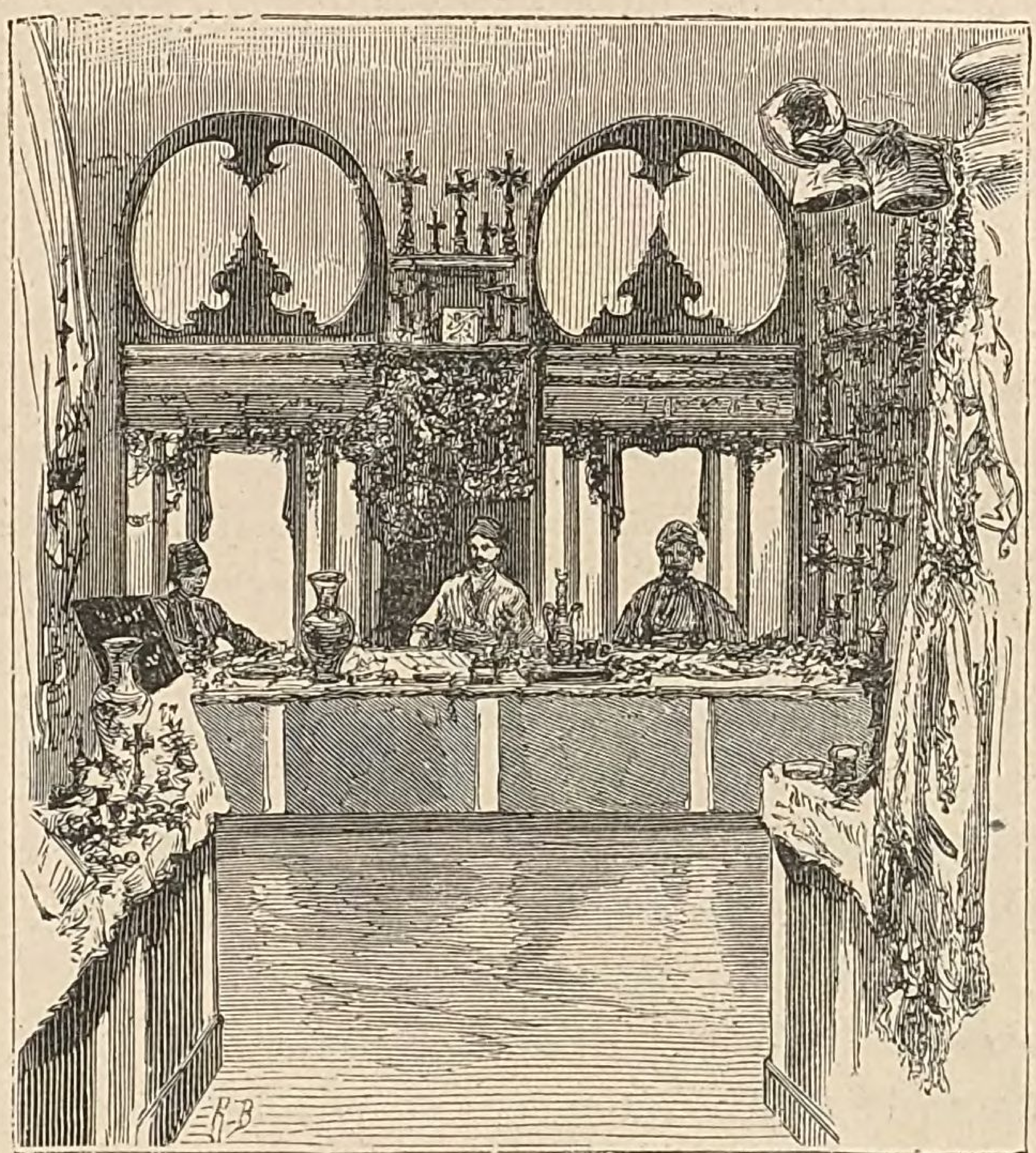
Wohnhäuser absperren, treten hie und da schon kleine Kaufläden und Gewölbe, die immer zahlreicher werden und die merkwürdigerweise stets demselben Handwerk, demselben Handelszweig angehören.

Endlich reihen sich die Läden dicht aneinander, die Hausthüren verschwinden ganz; man weiß die einzelnen Häuser von einander nicht mehr zu unterscheiden. Schließlich sieht man das Ende des Gäßchens durch ein Bretterdach überdeckt, das auf den Dächern der beiderseitigen Häuser aufliegt. Es ist der Beginn des eigentlichen Bazars. Wer aus den sonnigen, heißen Straßen mit ihrem blendend weißen Gemäuer hierher gelangt, ist anfänglich kaum im Stande, seine Umgebung zu unterscheiden. Erst wenn er sich tiefer in das Gewirre der eingedeckten, halbdunklen, feuchten Bazargassen vertieft, erkennt er deren Einrichtung: die bizarren winzigen Kaufläden, die gravitätischen Händler, die trotz der mangelhaften Beleuchtung noch immer höchst malerische Farbenpracht der Gewänder, die Fülle und Mannigfaltigkeit der zum Kaufe ausgebotenen Waaren. Kaum daß man all' das fremdartige Gepräge erfassen, in sich aufnehmen kann. Auge und Geist scheinen sich in demselben labyrinthischen Zustande zu befinden wie die Bazare, die man durchschreitet, und es bedarf gar vieler Besuche, ehe man sich Alles zurechtgelegt hat und an die Einzelnheiten denken kann. Das Leben in diesen engen Gäßchen ist ungemein rege, bewegt, malerisch. Die verschiedensten Volkstypen, Racen, Nationen und Stände drängen sich hier durch; keine einzige der Passagen ist breit genug, um einen Wagen durchfahren zu lassen, und so sind es Reiter zu Pferde oder Esel, Fußgänger und hie und da schwer bepackte, an beiden Straßenseiten anstoßende Kameele, welche den Besucher stoßen, drängen, rücksichtslos bei Seite schieben. Anfänglich ist man nicht selten aufgebracht über diese unfreiwilligen Berührungen mit allerhand Beduinenvolk, zerlumpten, schweißigen Wasserverkäufern und schmutzigen Bettlern. Die Leute denken gar nicht daran, einander Platz zu machen, und man findet gar bald heraus, daß das einzige Mittel, vorwärts zu kommen, auch wieder nur im Stoßen, Schieben und Drängen besteht.

Wer deshalb die Bazarbesucher und das tolle, bewegte Leben in den Morgenstunden kennen lernen will, muß aus dem Gedränge heraus und in einem der kleinen Verkaufsläden Platz nehmen, deren Besitzer ihn gewöhnlich sehr freundlich auf seinem Teppich willkommen heißt und mit einem Täßchen Kaffee bewirthet. Man kann so stundenlang dem hochinteressanten Bazarleben beiwohnen, ohne sich zu langweilen. So oft und so lange man auch die Bazars besuchen mag, immer wird sich dem forschenden Auge ein neuer Gegenstand von Interesse, ein neuer

Volkstypus darbieten. Das ist es auch, was uns den Orient so reizvoll macht und uns desto häufiger dahin zurückkehren läßt, je tiefer wir in seine Mysterien eingedrungen sind.

Wir haben unsere eigenen Institutionen während unserer ganzen Lebenszeit kennen gelernt und sind mit ihnen aufgewachsen. Hier aber sind uns nur wenige Monate, vielleicht nur Wochen gegeben, um eine ganz fremde Welt in ihren Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, und die Fülle des Neuen und Sehenswerthen kann also kaum erschöpft werden. Die Volkstypen, die Trachten, die religiösen und socialen Rangstufen, die Manieren, Begrüßungen, Gesprächsweise, alles das entrollt sich unmittelbar vor unseren Augen, aber was uns hier begreiflicherweise am meisten Interesse einflößt, sind — die Frauen. Die Verkaufsstunden im Bazar bieten die einzige Gelegenheit dar, das tunesische Frauenleben wenigstens bis zu einem gewissen Grade kennen zu lernen, denn außerhalb des Bazars ist sie absolut unsichtbar, ein Räthsel, zu dessen Lösung uns sogar die Zeichen fehlen. Aber so zurückgezogen die Maurin auch sein mag, sie wird doch, falls sie nicht den vornehmen Ständen angehört, den Bazar besuchen und ihre Einkäufe machen müssen. Man sieht sie also, wenn irgendwo, so nur hier, und kann ihre Kleidung, ihr Benehmen, ihre Sprache, wenn auch nicht ihr Antlitz kennen lernen.



Das Innere eines Bazar.

* * *

Ein maurischer Bazar ist nicht etwa, wie man es in Europa anzunehmen geneigt ist, ausschließlich nur der Waarenmarkt, wo gekauft und verkauft wird, sondern auch für viele Artikel deren Fabricationsort. Verkaufsbuden und Werkstätten folgen einander in so dichten Reihen, daß man von der Architektur der Häuser gar nichts wahrnehmen kann. Hie und da erhält man einen Ausblick auf eine in die Bazars mündende Nebenstraße, oder in ganz eingewölbte düstere Gänge, die alle hauptsächlich kleine Kaffeehäuser und „Hôtels" für die aus dem Innern des Landes herbeikommenden Kaufleute und Kameel-Karavanen enthalten. — In kleinen, finsteren Kämmerchen wohnen hier ganze Familien, womöglich noch mit Pferden oder Mauleseln friedlich beisammen; in den feuchten Höfen liegen große Waarenballen, Südfrüchte, Teppichrollen u. s. w. aufgeschichtet, und am Eingange befindet sich wo möglich noch ein maurisches Restaurant, wo öl- und honigtriefende Kuchen gebacken, kleine auf stricknadelartigen Spießen steckende Fleischstückchen gebraten und die allgemein beliebte Dattelsuppe zubereitet werden. Die Tunesier besitzen kein Restaurant nach europäischer Art, in welchem Tische und Bänke angebracht wären, wo eifrige Kellner ihres Amtes walten, erfrischende Getränke serviren und dafür den Gast um ein paar Sous betrügen würden. — Tunis kennt nur offene Straßen-Restaurants, wo der Feuerherd auf der Straße, oder im besten Falle in einer engen Mauernische thront. Die kleinen Bratspießchen mit winzigen Fleischstückchen schmoren am Feuer und der Restaurateur sitzt mit einem Palmenwedel in der Hand da, die Tausende von Fliegen zu verscheuchen, die von dem brenzligen Fleischgeruch herbeigelockt werden. Ein Diner aus zwei oder drei „Gängen" kostet hier wohl etwa zehn bis zwanzig Pfennige und muß wegen Mangel an Tellern und Eßbesteck stehend und mit den Fingern verzehrt werden. Als Dessert dient nachher, sowie auch Morgens und Abends, irgend ein kleiner Kuchen, der von herumziehenden Bäckern für zwei bis drei Pfennige feilgeboten wird. Die Wasserträger, den gefüllten Ziegenschlauch auf dem Rücken und die klappernden Blechgefäße in der Hand, eilen selbst zu jedem Speisenden und reichen ihm für einen Pfennig den Trunk dar.

In den tunesischen Bazars herrscht ein ganz unbegreiflicher Drang, sich möglichst eng neben- und wenn es irgendwie angeht, aufeinander zu pfropfen, um ja nur jede Waarenübersicht, jeden Verkehr unmöglich zu machen. Der kleinste Kaufladen in Europa würde im Bazar von Tunis der größte sein, denn es giebt hier kaum eine Bude, die mehr Raum besäße, als hinreicht, um zwei bis drei Menschen nebeneinander sitzen zu lassen. In der Regel sind sie so klein, daß der

Käufer auf dem etwas vorspringenden Banket außerhalb des Kaufladens Platz nehmen muß. Unter diesen Verhältnissen ist es auch begreiflich, daß in Tunis die Zunft der Commis und Lehrlinge unbekannt ist. Selbst die größten Geschäfte werden von einem einzigen Manne, nämlich dem Ladeninhaber selbst besorgt. Dagegen nehmen sie nicht selten ihre Söhne und Nachfolger mit, die so in die Geheimnisse des Geschäftsbetriebes eingeweiht werden.

Man kann stundenlang die düsteren, durch die Holzdächer gegen die Sonnenhitze und allzu grelle Beleuchtung geschützten Bazargäßchen durchwandern, und ist am Ende nur überrascht, wie eine verhältnißmäßig nicht große Stadt, wie Tunis, unzählige Kaufleute ernähren kann. In ununterbrochener Reihe ziehen sich zu beiden Seiten die kleinen Nischen hin, in denen die feisten, zartgesichtigen Mauren in ihren farbenreichen Stadtcostümen mit verschränkten Beinen dasitzen und gewöhnlich Cigarretten drehen oder ein Täßchen Kaffee schlürfen. Jedes Gäßchen hat sein Restaurant wie auch sein Café, d. h. einen in einer Thoreinfahrt stehenden offenen Herd, auf welchem kleine Blechtöpfchen stehen. Der Cafétier ist tagsüber fortwährend auf den Beinen, um die kleinen Täßchen zu seinen Kunden zu tragen und ihnen dort den schwarzen, dicken, stark versüßten Trank einzugießen. — Jeder Besucher, jeder Käufer, selbst der europäische, erhält sofort seinen Kaffee und vielleicht eine Cigarrette aus vorzüglichem tunesischen Tabak.

Es wird sehr viel geplaudert, sehr viel geschlafen, aber nur wenig gekauft. Ja, ich selbst beobachtete mitunter Kaufleute, die tagelang auch nicht für einen Sous Waaren an den Mann brachten. Das Geheimniß erklärt sich durch die ganz eigenthümlichen socialen Verhältnisse. Viele der maurischen Bürger haben die von ihren Vorvätern ererbten Schätze vor den Erpressungen des Bey und seiner Minister zu verbergen gewußt, und bei den geringen Bedürfnissen des Mohamedaners im Allgemeinen könnten sie von diesem kleinen Vermögen recht wohl in ihren Häusern leben. Doch würden sie dadurch ihre Wohlhabenheit zu erkennen geben und ihre Habe fiele sehr bald den Machthabern zum Opfer. Deshalb miethen sie sich für einige Hundert Piaster per Jahr einen Kaufladen, stellen ein paar leere Parfümflaschen und Schächtelchen hinein, hängen einige Wachskerzen oder sonst einen Verkaufsartikel an die Decke, und geben sich für Kaufleute aus.

Aber es ist noch ein anderer Grund vorhanden, warum die Mauren das Geschäft des Bazar-Kaufmannes mit Vorliebe betreiben. In Tunis giebt es absolut kein gesellschaftliches Leben, denn was wäre eine Gesellschaft ohne deren wichtigstes und reizvollstes Element, mit einem Worte ohne die Frau? Der Maure sperrt

seine Gemahlinnen und Töchter in Harems ein, bewacht sie mit Eifersucht und verbirgt sie sorgfältig vor den Augen jedes anderen Mannes. Sein Haus ist demnach für seine Freunde unzugänglich, es sei denn bei außergewöhnlichen Festlichkeiten, während welchen er seinen ganzen Harem irgendwo in Dachkammern einschließt. Mit seinen Frauen allein den ganzen Tag, die Wochen und Jahre zu verbringen, ist schon bei hochgebildeten Europäerinnen von sehr zweifelhaftem Reiz. Nun besitzen die maurischen Damen nicht die geringste Bildung oder Erziehung, nicht die entferntesten Begriffe von Lesen, Schreiben, Musik, und der Mann ist deshalb gezwungen, seine Zerstreuung unter den Männern zu suchen. In seinem Hause kann er sie des Harems wegen ebensowenig empfangen, wie sie ihn, und da bietet nun der Kaufladen im Bazar eine vortreffliche Aushilfe. Der Laden gewährt ihm nicht nur einige Zerstreuung, sondern dient ihm gleichzeitig als Empfangssalon für seine Freunde, wo er mit ihnen den Kaffee einnimmt, in dem gänzlich zeitungslosen Lande die Neuigkeiten des Tages erfährt, und seinerseits wieder Besuche machen kann. Deshalb hauptsächlich sind die Bazars von Tunis so ausgedehnt. Kaum der Hälfte der Kaufleute ist es mit ihrem Berufe ernst.

Man sieht, welch' eigenthümliche Verhältnisse hier vorwalten; selbst die Concurrenz, der Brotneid sind in Tunis kaum bekannt. Oft passirte es mir bei Einkäufen, daß der betreffende Händler die verlangte Waare nicht besaß. Er eilte zu seinem Nachbar und zog aus dessen Laden das verlangte Stück heraus. Ich frug ihn, ob es sein Eigenthum wäre oder ob er vielleicht Antheil an dem Kaufpreis besäße? „Kif, Kif," ist die gewöhnliche Antwort. „Es ist gleich, ob Sie hier oder dort kaufen." Unter solchen Verhältnissen gelang es den Juden von Tunis leicht, Herren des Marktes zu werden, sobald sie nur einmal die Erlaubniß zum Bazarverkauf erhielten. Seitdem dies geschehen, geht der maurische Händler sicherem Bankerot entgegen. Schon heute sind der Juwelen-Bazar, der Tuchwaaren- und Seiden-Bazar und andere ganz in den Händen der Juden, und die Araber befassen sich nur noch mit den echt arabischen Artikeln, mit Waffen, Burnussen, Parfüms u. s. w.

* * *

Man würde kaum vermuthen, daß in diesem Gewirr von engen, schmutzerfüllten Gäßchen, diesem Labyrinth des Mercurius, irgend welche Ordnung obwalten würde. Und doch ist dem so. Der Hauptbazar von Tunis ist in zehn Unterabtheilungen oder „Suks" eingetheilt, je nach den Waaren, welche in ihnen verkauft werden. So z. B. haben die Parfümerien, die Teppiche, Frauenkleider und

Stoffe u. s. w. ihre eigenen „Suks", deren jedem ein Chef oder Amin vorsteht. Dieser wird von den Kaufleuten selbst erwählt oder von den Stadtbehörden eingesetzt, und hat die Verpflichtung, alle den Bazar oder die Industrie betreffenden Streitigkeiten zu schlichten und Vergehen zu bestrafen. So ist z. B. der Chef der Bäcker verpflichtet, die Brote in ihrem Gewichte und in ihrer Qualität zu prüfen. Täglich wird man den gestrengen Herrn durch die Bazars von Tunis reiten sehen, gefolgt von zwei Zaptiehs oder Polizisten, deren Einer eine Wage, der Andere Stricke und Ochsenziemer oder spanische Röhrchen trägt. Bei jedem Bäcker wird angehalten und das Gewicht des Brotes geprüft. Ist dasselbe zu gering, so wird der Herr Bäckermeister einfach in die Straße hervorgezerrt, zu Boden geworfen, und die Polizisten appliciren nun auf seine Fußsohlen fünfzig oder hundert Bastonnadenhiebe, je nach dem Urtheil ihres Chefs.

Jeder Suk ist durch Thore von den anderen geschieden und wird des Abends nach dem letzten Gebet gesperrt. Da die Bazars unbewohnt sind, so bestellen die Kaufleute eigene Wächter, die über Nacht gewöhnlich auf den Balcondächern der Gäßchen schlafen, weil dies der einzige Weg ist, auf welchem Diebe in die Bazars eindringen können. Trotzdem wird hier viel eingebrochen und gestohlen, ganz wie im Pariser Palais Royal.

Der größte der Bazars ist jener, in welchem die Schuhwaaren fabricirt und verkauft werden. Die Kaufläden zählen in diesem Bazar nach Hunderten, und nehmen nahezu ein Dutzend Gassen ein. In jedem einzelnen Laden sind drei oder vier Gesellen eifrig mit dem Zuschneiden und Zusammennähen der gelben oder rothen Pantoffeln beschäftigt, denn diese bilden das Hauptschuhwerk der Tunesier. Hohe Reiterstiefel aus rothem Maroquinleder sieht man nur selten zum Verkauf ausgehängt.

Dem Schuh-Bazar an Größe nahezu gleich ist jener, in welchem die berühmten Fez gestrickt und appretirt werden. Ganze Gassen werden von dieser ausgebreiteten Industrie erfüllt. Man würde kaum vermuthen, daß der tunesische Fez aus weißer Wolle gestrickt wird, und in seinem rohen Zustande groß genug ist, um einem Pferde als Kopfbedeckung zu dienen. Durch fortgesetztes Waschen, Schlagen und Färben ziehen sich die „Scheschia" (so heißen die Fez in Tunis) auf das menschliche Kopfmaß zusammen. Sie werden nachher mit Kratzen bearbeitet, gepreßt und mit der in Tunis beliebten fußlangen Seidenquaste versehen. Ein solcher Fez, deren die Tunesier jährlich viele Tausende exportiren, kostet 30 bis 40 Francs, und es war der europäischen Industrie deshalb leicht, sich dieses aus-

gebreiteten Handelsartikels zu bemächtigen. Dessen ungeachtet finden noch immer, wie gesagt, Hunderte damit ihren Lebensunterhalt.

Ein paar Spaziergänge durch den Bazar von Tunis machen den Reisenden mit den Geheimnissen der gesammten maurischen Industrie bekannt, und die Arbeiter sind in der Regel trotz ihres religiösen Fanatismus stets bereit, dem Fremden alle verlangten Erklärungen zu geben. Mit den primitivsten Werkzeugen werden hier noch in der That ganz bedeutende Arbeiten unternommen, die ebensosehr von der Geschicklichkeit, wie von der unermüdlichen Ausdauer und staunenswerthen Geduld der maurischen Handwerker zeugen. Aber gleichzeitig beweisen sie auch, wie unpraktisch sie sind. So z. B. arbeiten die Flintenmacher und Waffenschmiede noch immer an den historischen langen Kabylen-Gewehren, aber statt den Lauf zu härten und das Schloß zu verbessern, werfen sie ihre ganze Geschicklichkeit auf die schöne Ausstattung. Dem harmlosen Beduinen ist das Gewehr, was auch die Franzosen darüber sagen mögen, nur ein Paradestück geblieben, das er in derselben Weise mit sich führt, wie der Europäer den Spazierstock. Noch heute wird die große Anzahl der Gewehre mit Lunten oder Feuerschloß fabricirt, eine wochenlange Arbeit und Mühe daran verwendet, den Lauf zu ciseliren, mit Ornamenten aus eingelegten Silberfäden zu versehen und den Kolben kunstvoll zu schnitzen. — Die Tischler beschränken sich auf die Anfertigung von Truhen und Schränken und hübschen Ornamenten aus Perlmutter und Elfenbein.

Die Schlosser machen noch immer die großen plumpen Sarazenenschlösser und Riesenschlüssel, verzieren sie auf das reizendste, verstehen es aber nicht, ihre Construction zu verbessern. Vielleicht in keiner Hinsicht sind die Mauren so conservativ im Mittelalter stecken geblieben, wie in ihren Industrien. Von Vater auf Sohn haben sich die uralten, primitiven Drehbänke, die Webstühle, Werkzeuge u. s. w. fortvererbt, und all' das erinnert uns lebhaft an ähnliche Objecte, die wir in europäischen Museen, als aus unserem eigenen Mittelalter stammend, vorfinden. Wenn der Einfluß Europas überhaupt wahrnehmbar ist, so zeigt er sich nur in nachtheiliger Art. So zum Beispiel nehmen die Tunesier leider gar zu willig die europäischen Dessins für ihre Teppiche, ihre Stoffe an, und nur in der alten heiligen Stadt Keruan hat sich die Teppich-Industrie in ihrem alten Glanz erhalten.

Der „Suk", in welchem die Teppiche, die schönen, von den Beduinenfrauen angefertigten Wolldecken, Kameeltaschen, Satteldecken, Gürtelbinden u. s. w. verkauft werden, gehört zu den interessantesten Theilen des Bazars. Speciell verdienen die Gold- und Silberstickereien unsere Bewunderung. Sie zeigen noch immer die

reizendsten Dessins, die feinste Arbeit, und die Sammtjäckchen und Sammtbeinkleider, welche in dem sogenannten Frauen-Bazar ausgestellt sind, können in solcher Schönheit von europäischen Arbeitern kaum angefertigt werden. Dazu sind sie von staunenswerther Wohlfeilheit.

In dem „Suk el Irba", dem Frauen-Bazar, bietet sich uns reichliche Gelegenheit dar, die Geheimnisse der maurischen Frauentoilette zu erforschen, denn was sonst in den unzugänglichen Harems verborgen bleibt, wird hier offen den kauflustigen Frauen feilgeboten. Hier sehen wir die feinen, golddurchwirkten Gazehemdchen, die gestickten Leibchen, die sonderbar geformten Sammtkäppchen, grellfarbigen, gestreiften Seidenüberwürfe, gestickten Pantöffelchen u. s. w. Ja, noch mehr. Neben den Kaufläden arbeiten die Sticker und Weber, schnurren die Spinnrädchen, klappern die Webstühle, und man sieht die einzelnen Artikel unter den Händen ihrer fleißigen, unermüdlichen Erzeuger hervorgehen.

* * *

Die vornehmsten Bazars von Tunis sind der Gewürz- und Parfüm-Bazar und der Juwelen-Bazar. Im ersteren sitzen die bleichgesichtigen, trotz ihrer Beleibtheit doch männlich schönen Mauren in ihren engen Fensternischen, umgeben von sorgfältig verkorkten Parfümflaschen, Schachteln, Straußeneiern, Büchschen und Beutelchen mit Moschus, Schalen mit Farbstoffen, Wachskerzen u. s. w. — Der Raum ist so knapp bemessen, daß der Verkäufer sich in seinem Kaufladen weder aufrichten, noch umdrehen kann. So sitzen denn diese beturbanten Mauren in ihren malerischen Costümen den ganzen Tag über, ohne den Käufer anzulocken oder zuzurufen. Er wird auch nie klagen, selbst wenn er wochenlang nichts verkauft. Der Kunde wird ihm von Gott gesandt, und in seinem angebornen Fatalismus thut er nichts, um dieser „göttlichen Sendung" aus eigener Initiative ein wenig Vorschub zu leisten.

Der Juwelen-Bazar ist ganz in den Händen der Juden. Auch hier sind die Kaufläden winzig klein und der Vorrath beschränkt sich in jedem Laden auf kaum mehr als einige Paar Ohrgehänge, ein halbes Dutzend Ringe, Armbänder und Fußknöchelspangen, Broschen und Haarnadeln. Der Orientale, und besonders die Frau liebt glänzende Geschmeide über Alles, und kaum kann man ihr ein größeres Vergnügen bereiten, oder sie auf bessere Weise zu weitgehenden Zugeständnissen bewegen, als durch irgend einen Schmuck. Die Arbeit ist in den meisten Fällen sehr roh, die Form plump, und was irgendwie, so zum Beispiel die Filigran-Artikel,

feinere Arbeit aufweist, wurde von Europa importirt. Ein Betrug in Bezug auf die Qualität des Goldes ist hier schwer möglich, denn sobald sich der Käufer einen Gegenstand ausgewählt hat, geht er mit dem Händler zu dem Amin oder Vorstand. Dieser sitzt in einem kleinen offenen Laden, wägt den Artikel sorgfältig ab, prüft den Feingehalt des Goldes und schlägt dann den Stempel des Bey darauf. Ist der Goldwerth berechnet, so hat der Käufer nur ein ganz Geringes darüber für die Arbeit zu zahlen.

Jeden Morgen, zwischen 8 und 9 Uhr, wird in einzelnen Bazars öffentliche Versteigerung abgehalten, wo man hie und da Einkäufe zu billigeren Preisen machen kann. Zu dieser Stunde herrscht auch der lebhafteste Verkehr und das Gedränge wird mitunter so groß, daß man weder vorwärts noch rückwärts kann und in dem Knäuel von Beduinen, Mauren, Juden und Maltesern festgekeilt ist. Dazu ein Schreien und Lärmen, eine Aufregung, die man dem sonst ernsten und würdevollen Mohamedaner kaum zutrauen würde. Je weiter der Tag fortschreitet, desto leerer werden die Bazars, und in den Nachmittagsstunden sind es nicht mehr die Käufer, sondern nur die Spaziergänger und Freunde der Kaufleute, welche den Bazar besuchen.

Außer dem großen Bazar besitzt Tunis noch eine Menge kleinere in verschiedenen Vorstädten. So haben die Juden ihren eigenen Bazar, der noch aus jener Zeit stammt, wo ihnen der Eintritt in den mohamedanischen versagt war. Die Lebensmittel, Gemüse und Früchte werden auch in verschiedenen, in der ganzen Stadt vertheilten Bazars feilgeboten, deren größter der sogenannte „Suk el Asr" oder Nachmittagsmarkt ist und sich durch besonderen Schmutz und Unrath auszeichnet. In diesen Gemüsemärkten ist gewöhnlich des Nachmittags das regste Leben. Die Europäer von Tunis besitzen wohl in der Nähe des Seethores, also im Herzen des Frankenviertels, ihren eigenen Bazar, doch gleicht derselbe in Anlage und Charakter ganz dem kleiner Hafenstädte des Mittelmeeres und ist in keiner Weise der Größe und Bedeutung der europäischen Colonie würdig. Italiener und Malteser bilden hier das Hauptelement, und auch die Waaren kommen zumeist aus Livorno und Genua. Mit dem Einzug der Franzosen wird das wohl freilich bald anders werden.

X.

Im Ghetto.

Unter den uns bekannteren Ländern sind Marokko und Tunis nur mehr die einzigen, in welchen sich das jüdische Element in seinen aus früheren Jahrhunderten stammenden patriarchalischen Sitten erhalten hat und wo es noch immer eine durch den Despotismus bedingte Ausnahmsstellung einnimmt. — Je größer die Freiheiten waren, die ihnen in anderen Ländern gewährt wurden, desto mehr verschmolzen sie sich mit der Bevölkerung, wie z. B. in Frankreich und England, ohne jedoch damit unbedingt ihre Religion aufzugeben; in Tunis erlangten sie diese obschon noch immer beschränkte Freiheit erst in den letzten Jahren. Wohl werden die ihnen anhaftenden curiosen Sitten und Eigenthümlichkeiten bei ihrer außerordentlichen Fähigkeit, sich jedem Zustande zu accommodiren, auch hier ebenso rasch verschwinden, wie in dem benachbarten Algier, aber heute haben sie noch das Leben ihrer Väter. — Dieses letztere ist nun in seiner seltsamen Mischung von arabischen, jüdischen und spanischen Gebräuchen so interessant, daß es eine Schilderung wohl gerechtfertigt erscheinen läßt. Zudem gewinnt das jüdische Element in den Städten der Berberei und auch in den an die Sahara grenzenden Länderstrichen immer mehr an Bedeutung; in den afrikanischen Küstenstädten bildet es durchschnittlich ein Drittel bis ein Fünftel der ganzen Bevölkerung. Seitdem sich die Juden des Schutzes der Consuln und größerer Rechte von Seiten der Regierungen erfreuten, verdrängen sie die erbsässigen Araber immer mehr aus Handel und Gewerbe, so daß die Zeit nicht fern liegt, wo sie das wichtigste Element jener Küstenstriche bilden werden.

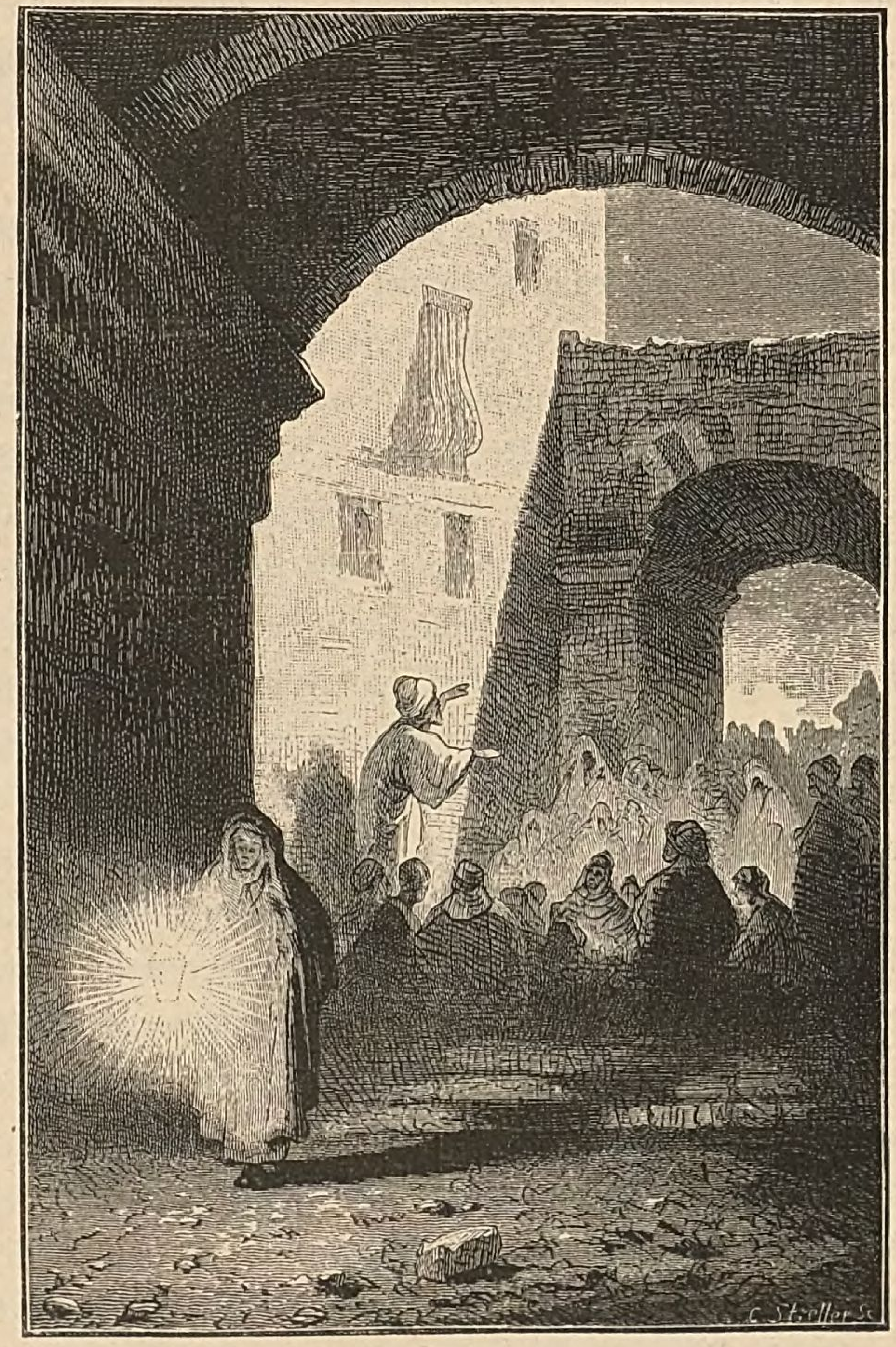
Es hat wahrhaftig lange genug gebraucht, ehe sich die Juden in jenen Ländern einer menschenwürdigen Existenz erfreuen durften. Jahrhunderte des größten Elends und der grausamsten Bedrückung haben sie wohl zu beugen vermocht, aber mit der ihnen eigenen Zähigkeit schnellen sie sich jetzt, wo sie mit der angestammten Bevölkerung gleiche Rechte und Freiheiten erlangt haben, wieder empor. Es ist darum kein Wunder, daß sie von den Mauren und Beduinen nur mit scheelem Auge betrachtet und gefürchtet werden. Zu dem Haß, den die Mohamedaner schon seit Jahrhunderten gegen sie hegten, kommt nun noch die Eifersucht und Furcht und das alte „Dschifa Ben Dschifa" (Aas, Sohn von Aas) ist noch immer die gebräuchlichste Redensart, wenn sie von Juden sprechen. Es wäre vielleicht nicht so gekommen, wenn nicht die Juden, einer maurischen Legende zufolge, selbst vor

Zeiten die Veranlassung dazu gegeben hätten. Im zweiten Jahrhunderte der Hedschra hatten sie einmal die Karavane beschimpft, welche jährlich die Geschenke der Mohamedaner nach Mekka beförderte. Der Zorn Gottes sollte für diesen an dem Propheten begangenen Frevel alle Männer und Knaben der jüdischen Race durch den Tod bestrafen. Aber um die Race vor dem gänzlichen Untergange zu retten, gestattete ihnen Gott auf ihre Bitte, für eine Nacht vom Tode aufzuerstehen und zu ihren Frauen zurückzukehren. Deshalb wurde den seither geborenen Juden der Name „Dschifa Ben Dschifa" beigelegt, und diese Legende wird auch theilweise die Verachtung erklären, welche die fanatischen Mohamedaner gegen die Juden zur Schau tragen.

Die Bedrückungen, denen die Letzteren bis auf die jüngste Zeit ausgesetzt waren und theilweise noch ausgesetzt sind, überschreiten alle Vorstellungen. In Algier wurden sie schon vor einigen vierzig Jahren durch die französische Regierung aus dieser Knechtschaft befreit, in Tunis, Marokko und Tripolis erhielten sie jedoch erst in den letzten Jahren gewisse Freiheiten. Bis dahin waren sie auf ihren Stadttheil angewiesen und durften nach Sonnenuntergang nicht mehr auf der Straße erscheinen. Hatten sie zur Nachtzeit auszugehen, so mußten sie sich auf dem nächsten Wachtposten der Zaptieh eine Art Ochsenziemer abholen, der ihnen gegenüber den nächtlichen Ronden, die sie anhielten, als Paß diente. War die Nacht finster, so war ihnen nicht, wie den Mauren und Türken, der Gebrauch einer Laterne gestattet, sondern sie mußten sich mit einer offenen Kerze begnügen, die der Wind natürlich jeden Augenblick ausblies. Sie durften weder ein Pferd oder Maulthier besteigen und selbst auf einem Esel konnten sie nur außerhalb der Stadt reiten: bei den Thoren mußten sie jedoch absteigen und in der Mitte der Straßen gehen, um nicht den Arabern in den Weg zu kommen. Mußten sie an der „Kasba" vorüber, so hatten sie vorerst als Zeichen der Unterwerfung auf die Knie zu fallen und dann mit gesenktem Haupte weiterzugehen; in der Nähe einer Moschee mußten sie ihre Pantoffeln von den Füßen nehmen und barfuß an dem heiligen Bau vorüberschreiten, ohne denselben anzublicken. Tunis besitzt nun nicht weniger als fünfhundert Moscheen und man kann sich deshalb leicht denken, daß die Juden damals gerade nicht viel Schuhe zerrissen. — Noch schärfer waren die Vorschriften im Umgang mit einem Muselman; fühlte sich ein solcher von einem Juden beleidigt, so stach er ihn ohne Weiteres nieder und brauchte nur dem Staate eine gewisse Geldstrafe zu erlegen. Noch im Jahre 1868 wurden in Tunis siebzehn Juden ermordet, ohne daß die Uebelthäter irgendwie bestraft wurden, denn häufig steckte ein Minister oder General

dahinter, der sich mit dem Gelde des Ermordeten bereichern wollte. Nicht genug damit. Die Juden mußten noch außerdem — wahrscheinlich aus Dankbarkeit dafür, daß man sie in der Stadt und am Leben ließ — durch ihr Oberhaupt eine sehr bedeutende Monatssteuer, circa 50.000 Piaster, an den Staatssäckel abführen!

Und trotz all' dieser Bedrückungen und Erniedrigungen erhielten sich die Juden inmitten der maurischen Bevölkerung und erfreuten sich zum Theile größerer Reichthümer, als ihre Bedrücker, die sie den Letzteren einfach wieder durch ihre weit überlegenen Fähigkeiten auf schlaue Weise abgewannen. Die Tunesier bedurften der Juden, um die von den Raubzügen heimgebrachte Beute zu Geld zu machen und an den Mann zu bringen. Wie dies die Juden bei ihrer stricten Absperrung zu Wege brachten, ist ein Räthsel. Genug, sie besaßen immer Geld, die geraubten Waaren zu kaufen, auf Schmucksachen Vorschüsse zu geben, Gold und Münzen zu Schmuckgegenständen zu verarbeiten u. s. w.



Straßenbilder: Arabischer Märchenerzähler.

Viele Juden, und speciell die Nachkommen der aus Spanien vertriebenen, verstanden es, durch Bestechung oder andere Gegendienste sich unter den Schutz irgend eines europäischen Consulates stellen zu lassen und damit unterstanden sie nicht mehr der Jurisdiction und den Gewaltthaten des Bey und seiner

Minister. Deshalb zählt auch heute nahezu jedes Consulat in Tunis zu seinen Unterthanen oder Schutzbefohlenen mehrere Hunderte, ja Tausende von tunesischen Juden.

Heute, wo durch die Vermittlung der Consuln und hauptsächlich des französischen Vertreters die Bedrückung der Juden ein Ende genommen hat und sie vor dem tunesischen Gesetze mit den Mauren und Beduinen, ebenso wie mit den Christen gleich stehen, haben sie auch keine Ursache mehr, ihren Reichthum so zu verbergen wie früher. Sie bauen sich neue Häuser in europäischem Geschmack, zeigen sich in schönen neuen Kleidern und ziehen in Folge ihrer geistigen Ueberlegenheit mit überraschender Schnelligkeit Handel und Gewerbe an sich. Aus den einstigen Dienern und Sklaven sind mit einem Worte den Arabern neue Herren entstanden, wenigstens soweit es den Handel und das Finanzwesen betrifft. Die viel Verschmähten nehmen heute angesehene Stellungen in der Regierung ein. Der Schatzmeister des Bey ist ein Jude. Es giebt viele Aerzte, Banquiers, Kaufleute, Geldmakler und Advocaten unter ihnen, die mit der Regierung Geschäfte machen und sich auch im Vergleich zu ihren arabischen Berufsgenossen einer viel angeseheneren und einträglicheren Praxis erfreuen. Nur werden sie noch immer von den Arabern gemieden. Der sociale Bann, mit dem sie seit Jahrhunderten behaftet waren, besteht noch heute, und zwar zu größerem Nachtheil der Araber, als zum Nachtheil ihrer „Feinde". In dem großen tunesischen Bazar, wo sie früher verpönt waren und nur im Suk el Zara — dem Juwelenbazar — ihr Metier ausüben durften, haben sie sich schon überall eingenistet und den maurischen Händler aus ganzen Straßen verdrängt. — Dank dem segensreichen Wirken der in Paris ansässigen „Union israélite" werden die armen Judenkinder in guten Schulen erzogen und in einzelnen Industrie- und Handelszweigen ohne Entgelt unterrichtet. Sie lernen neben ihrem angestammten Arabisch auch die italienische und französische Sprache und zeigen so viel Talent, daß kaum mehr eine Generation vergehen dürfte, bis sie finanziell die Herren des ganzen Handels der Regentschaft sein werden. — In den stets belebten, engen Gäßchen von Tunis bilden sie heute das wichtigste Element. Dem Araber ist diese Beweglichkeit und Gewandtheit im Denken und Handeln nicht gegeben. Er besucht seinen Bazar, betet viel, promenirt wenig und läßt im Uebrigen Allah walten. Seine Lebensaufgabe ist nicht Gelderwerb, sondern Ruhe, Zufriedenheit. — Der Jude hat da leichtes Spiel und raffte sich mit erstaunlicher Zähigkeit aus dem Sumpfe hervor, in welchen der Jahrhunderte lange Druck ihn gebracht. Unter den vielen Nationen und Racen, aus deren Vertretern sich die Bevölkerung der

interessanten, alten Piratenstadt zusammensetzt, sind die Juden die zweitzahlreichste und unstreitig die schönste Race. Wohl rühmt man vielfach die Schönheit der Mauren, aber die Letzteren sind häufig viel zu wohlbeleibt und von zu ausgesprochen weiblichen Zügen, um für männlich schön zu gelten. An Nachmittagen, besonders an Samstagen, hat man auf der schönen Promenade von Tunis, der Marina, Gelegenheit, Vergleiche anzustellen. Kabylen, Mauren, Vandalen, Beduinen, Türken, Europäer aller Nationen drängen sich da im bunten Gewimmel. Den Juden wird man durch seine Tracht, wie durch sein Aussehen sofort herauskennen. Groß, kräftig gebaut, mit schönen, man möchte sagen, edlen Gesichtszügen und stattlichen Bärten, zeigen sie sich in der ihnen eigenthümlichen, malerischen Tracht nur noch vortheilhafter. Sie sind jetzt darin lange nicht mehr an gewisse Gesetze gebunden wie früher, aber sie scheinen die angestammte Tracht dennoch bewahren zu wollen. Nur die Kopfbedeckung haben sie gewechselt. Früher war ihnen der rothe Fez oder die Scheschia der Araber verboten und sie trugen den vorgeschriebenen schwarzen Turban um einen weißen Fez — eine Art Nachtmütze — gewunden. Heute haben sie ebenfalls den rothen Fez adoptirt, sind aber bei dem schwarzen Turban geblieben, während die jüngere Generation gar keinen Turban mehr trägt. Der weiße Turban der Araber ist ihnen wohl gestattet, aber sie tragen ihn nicht. Zu dieser malerischen Kopfbedeckung kommt eine hellfarbene, reich mit Goldstickereien gezierte kurze Jacke, die vorn offen ist; hellfarbene, oder bei den alten orthodoxen Juden noch immer schwarze faltenreiche Beinkleider, die unter dem Knie festgehalten werden, endlich blendend weiße Strümpfe, die ihre prallen Waden im vortheilhaftesten Lichte zeigen. Die gelb- oder rothledernen Pantoffel der Araber hat der jüdische Galan jetzt mit den aus Europa importirten Lacklederschuhen vertauscht, deren Fersentheil er jedoch immer niedertritt und die er auch nur wie Pantoffeln benützt, so daß die bloße Ferse gewöhnlich ein bis zwei Zoll rückwärts über den Schuh hinwegragt. Ein breiter, gewöhnlich reichgestickter Shawl umschlingt die Lenden; im Winter tragen die Juden meistens einen langen burnusartigen Radmantel von lichtblauer Farbe, den sie im Sommer durch einen zarteren, blendend weißen Mantel, den R'fara, ersetzen.

Waffen werden von ihnen heute ebensowenig getragen, wie von den Arabern, und sie sind in Tunis auch kaum nothwendig, denn die Sicherheit ist dort größer, als in europäischen Städten. So haben die Juden ein ganz stattliches Aussehen und zeigen in ihrer Kleidung auch viel Geschmack. Nur dürfen sie ihren Fez nicht vom Kopfe nehmen. — Wie die Araber, haben nämlich auch sie die Gewohnheit, sich den Kopf

zu rasiren, und lassen nur auf dem Scheitel ein kleines viereckiges Haarbüschel stehen, das bei bloßem Haupte einen ganz lächerlichen Eindruck macht.

* * *

Bis auf die jüngste Zeit war es den an dreißigtausend Köpfe zählenden Juden nicht vergönnt, in einem maurischen Stadttheil zu wohnen, und ihr Viertel war so streng abgegrenzt und bewacht, daß sie es kaum wagen durften, darüber hinaus zu schreiten, zumal wenn sich eine Moschee in der Nähe befand. Sie waren unterdrückt, gepeinigt und von den tunesischen Machthabern ausgeraubt; man verfuhr nach Willkür mit ihren Frauen und Töchtern und nahm ihnen ungestraft das Leben. Dennoch mußten sie bleiben, denn aus Europa, zunächst aus Spanien vertrieben, hatten sie sich hier angesiedelt, und im Laufe der Generationen ihre eigene Sprache verloren, dafür die arabische angenommen. Die Möglichkeit, zu größerem Reichthum zu gelangen, war ihnen durch die drakonischen Gesetze der hiesigen Despoten verwehrt, so bauten sie sich denn ihre eigenen armseligen Häuser oder erwarben sich solche in den von den Mauren verlassenen Quartieren. Nur Eines hatten sie vor den bevorzugteren Arabern voraus: Sie vermehrten sich sehr rasch und das ursprünglich auf kleinen Raum beschränkte Judenviertel nimmt heute thatsächlich ein Viertel der ganzen Stadt ein, sich immer vergrößernd und dadurch die Mauren aus den angrenzenden Straßen verdrängend.

Die seltsamen Frauentrachten der Juden, die schönen Männer, denen man in Tunis begegnet, und die vielen sonderbaren Sitten und Gebräuche, von denen ich schon früher so viel erfahren, veranlaßten mich, dem Judenviertel größere Aufmerksamkeit zu widmen, als es die anderen Reisenden bisher zu thun pflegten. Während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Tunis brachte ich so manchen Tag inmitten dieses sonderbaren Volkes zu, war Zeuge so manchen Familienfestes oder öffentlichen Ereignisses. Ueberall kamen mir die Leute mit der größten Bereitwilligkeit und Aufmerksamkeit entgegen, und nach all' den Erfahrungen, die ich selbst hier gemacht, schien mir das Volk lange nicht so verderbt zu sein, wie es frühere Reisende und speciell Maltzan geschildert.

* * *

Wer zum erstenmale das Judenviertel durchwandert, ist überrascht, wie in einem derartigen Gewirre von engen, winkeligen, nach allen Richtungen gewundenen und verschlungenen Gäßchen, in welches die Sonnenstrahlen fast niemals ganz eindringen, der Verkehr überhaupt stattfinden und Menschen leben können. Keine

Passage dieses endlosen Labyrinths ist breiter, als daß man bei ausgestreckten Armen nicht die einander gegenüberliegenden Mauern gleichzeitig berühren könnte. Sie erweitern sich an manchen Stellen, aber diese Raumverschwendung wird bei der nächsten Stelle wieder dadurch eingebracht, daß zwei sich Begegnende einander kaum vorbeilassen können, ohne sich an die Wände zu drücken. Die Häuser sind in der Regel ein oder zwei Stockwerke hoch, düster, schmutzig und halb verfallen. Viele hängen derart über die Gasse, als würden sie sich gegenseitig stützen und am Umfallen hindern, andere sind über die Gasse gebaut, und bilden oft lange dunkle Durchgänge, aus denen die Feuchtigkeit und der Schmutz Sommer und Winter hindurch nie schwinden, und in denen es auch in der stärksten Sonnenhitze kühl bleibt. Die Häuser besitzen in der Regel erst in der oberen Etage ein oder zwei eng vergitterte Fenster, und ähneln auch in ihrem sonstigen Aeußern ganz den maurischen. Das Pflaster ist elend, voll großer Steine und tiefer Löcher, mit Pfützen und dem scheußlichsten Unrath bedeckt, der offenbar niemals entfernt worden, und ganz verfault im Sommer die widerlichsten Gerüche aushaucht. Diese Ansammlung des Unraths seit Jahrhunderten dürfte auch die Ursache sein, warum die Gäßchen sämmtlich höher liegen als die Häuser, und man erst eine Rampe oder einige Stufen hinabsteigen muß, um auf den innern Hofraum zu gelangen. Theilweise sind wohl die Inwohner dieser Pesthöhlen selbst mit schuld an den geschilderten Zuständen, doch mehr noch fällt die letztere auf die Schultern der Stadtbehörden zurück. Diese erhalten von jeder Familie in Tunis per Jahr den Betrag von sechs Piaster (circa drei Mark), aus welcher Steuer sie die tägliche Fortschaffung alles Unraths aus den Straßen bestreiten sollen, während die Familien selbst ihre Schuldigkeit gethan haben, wenn der Mist aus ihrem Hause herausbefördert und mitten in der engen Gasse aufgethürmt wurde. Wie aber kann nun die Straßenreinigung erfolgen, wenn kaum zwei oder drei Gassen dieses Labyrinths für enge Karren befahrbar, ja auch nur für Packthiere zugänglich sind? So blieb denn der Unrath liegen, wurde theilweise von den Platzregen fortgeschwemmt, theilweise festgetreten. Gelegentlich wurden entstandene Löcher mit Steinen ausgefüllt, und so kam es, daß die Gassen höher liegen, als die Fluren der Häuser.

In ihrem Aussehen unterscheiden sich die Häuser nur wenig, und scheinen durchwegs sehr armselig und verfallen, ja verödet zu sein. Das hatte in früheren Jahren und vielleicht auch jetzt noch seine guten Gründe. Die tunesischen Beamten und Würdenträger, vom ersten Minister bis zum gewöhnlichen Soldaten, bedrückten und beraubten die Juden bei jeder Gelegenheit. Sie brauchten nur zu erfahren,

daß Dieser oder Jener große Reichthümer besitze, so saßen sie ihm schon auf der Ferse und confiscirten aus den nichtigsten Gründen sein Vermögen oder erpreßten ihm gerade so viele Tausende Piaster, als sie in seinem Besitze glaubten. Darum trachteten die Juden auch, ihren unzweifelhaft großen Reichthum nach Thunlichkeit zu verbergen, und das mag auch mit die Ursache sein, warum sie ihre Straßen in so grauenerregendem Zustande beließen. Heute hat es damit freilich ein Ende, und die wohlhabenden Israeliten bauen ihre Wohnungen auf der Marina und im europäischen Quartier.

Ungeachtet all' dessen sind die Hebräer hier sehr religiös und hängen mit großer Zähigkeit an ihren Festen und an der Ausübung ihres Cultus. Eigenthümlich sind ihre Wallfahrten nach Jerusalem, die ihnen ebenso heilig zu sein scheinen, wie den Moslims die Wallfahrt nach Mekka. Jedes Jahr verläßt eine Anzahl frommer Juden ihre Wohnungen, um zu Fuß durch die Wüsten von Tripolis und Aegypten nach Palästina zu wandern. Die Mühseligkeiten und Gefahren dieser unendlich langen Reise können sie nicht davon zurückhalten, nach der Wiege ihrer Race zu pilgern, um dort ihr Leben zu beschließen. Viele ziehen aus, aber wenig Auserwählte erreichen das ferne Ziel, denn die Wüstenreise ist zu beschwerlich. Die reichen Juden fahren per Dampfer nach Jerusalem, und kehren auch gewöhnlich mit einem solchen wieder nach Tunis zurück.

Im Ghetto von Tunis selbst giebt es sehr viele Synagogen, aber die meisten sind ärmlich ausgestattet, unansehnlich und von den gewöhnlichen Wohnhäusern kaum zu unterscheiden. Die Eingänge sind klein, halb verborgen, der Betraum selbst tief unter dem Erdboden gelegen, so daß man über zwanzig bis dreißig Stufen hinabschreiten muß. In der gleichen Höhe mit der Gasse befindet sich gewöhnlich eine nach dem Innern der Synagoge vergitterte Galerie, die für die Frauen bestimmt ist. Die Letzteren dürfen die Synagoge selbst nicht betreten. Von der Decke hängen zahlreiche kleine Lämpchen; an den Wänden sind mit Strohmatten bedeckte Bänke aufgestellt und in der Mitte befindet sich der erhöhte Verschlag für den Rabbiner, deren jede Synagoge einen besitzt. An Samstagen geht es in den Synagogen gewöhnlich sehr toll zu. Christen können ohne Weiteres dem Gottesdienste beiwohnen, ja werden sogar sehr gern gesehen, obschon das Spectakel, das sich ihnen hier darbietet, gerade nicht schmeichelhaft für die Juden sein kann. Alle Betenden tragen um ihre Schultern ein breites weißes, an den Enden schwarz gestreiftes Tuch, und den Unterarm mit einem Lederriemen umwickelt. Die Wenigsten bringen dem Gottesdienste Andacht entgegen; die Einen singen, die Anderen schwatzen

und scherzen, der Rabbi betet und blickt dabei so theilnahmslos und gleichgiltig umher, daß es mir stets ein Räthsel war, wie man die tunesischen Juden fromm nennen konnte; die Synagoge schien Börse, Tanzsaal und Kaffeehaus zugleich zu sein, und die Betstunde nichts weniger als erbaulich. Nur bei einem Momente zum Schluß des Gottesdienstes unterbrachen sie den Höllenlärm und wiesen auch die losen, sich in dem weiten Raume herumtreibenden Jungen zur Ruhe. Wie ich mir nachher sagen ließ, war dies der Moment, als der Rabbi seiner Gemeinde den Ablaß aller Sünden für einen Monat ertheilte, eine Sitte, die bei den Juden kaum noch irgendwo zu finden sein dürfte. Nach diesem feierlichen Moment, bei welchem alle Anwesenden einander umarmten und küßten, wickelten sie ihre Shawls und Lederriemen ab und entfernten sich.

Die Wohlthätigkeit ist eine der ausgesprochensten Tugenden der hiesigen Juden. Die Rabbiner z. B. leben ausschließlich von Almosen; arme Kranke werden von der Judengemeinde gepflegt und ihnen Arzt und Arzneien in's Haus gesandt, da es heute noch kein jüdisches Spital in Tunis giebt. Mit dem Schulwesen war es bis auf die letzte Zeit sehr schlecht bestellt. Erst in den letzten Jahren wurde durch die Munificenz des jüdischen Barons Castelnuovo, eines edlen hochherzigen Mannes, der früher Leibarzt des Königs Victor Emanuel gewesen, sowie des österreichischen Barons Hirsch eine vortreffliche Schule errichtet, die gegenwärtig durch die Pariser „Union israélite" unterstützt wird, und in welcher an achthundert Schulkinder unentgeltlich unterrichtet werden. Dort beginnt man seitdem sich auch europäisch zu kleiden. In einer zweiten Schule, welche die Londoner Gesellschaft zur Bekehrung der Juden gestiftet hat, und welche durch den englischen Missionär Frankel vortrefflich verwaltet wird, fand ich an vierhundert jüdische Schulkinder, davon an hundert Mädchen, die sämmtlich viel Sprachentalent und Lernbegierde an den Tag legten. Sie lernten u. a. das neue Testament und die christliche Religion, ohne daß die Eltern dagegen Einsprache erheben würden. Thun sie das aus religiöser Gleichgiltigkeit, oder wohl in dem Bewußtsein, daß die christlichen Lehren bei ihren Kindern nicht verfangen und doch nur dem weltlichen Unterricht Aufmerksamkeit geschenkt werde? Ich würde das letztere vermuthen.

XI.

Die jüdische Frauenwelt von Tunis.

Ich hatte schon früher die Bekanntschaft einiger, wenigstens äußerlich europäisirter Juden gemacht, denen ich gelegentlich den Wunsch aussprach, auch ihre Wohnungen und Familien kennen zu lernen. Sie schienen hocherfreut und nicht wenig stolz darauf, daß ein Europäer sie besuchen wollte. Hatten sie doch seit Jahrhunderten den Druck und die Schmähungen ihrer Mitmenschen in so hohem Grade ertragen müssen, und noch heute bleibt ihr Stadttheil vom Fuß eines Gläubigen unberührt! Sie fühlen unwillkürlich, daß sie den Lichtstrahl einer besseren Zukunft nur von Europäern zu erwarten haben, und klammern sich fest an den „Rumi", den Christen. An ihrer Hand durchstreifte ich das Ghetto von Tunis. Zum Unterschied von dem maurischen Quartier stehen hier die Häuser überall offen; auf den Stufen sitzen Frauen und Kinder, alle in dem so sonderbaren und nach europäischen Begriffen höchst unanständigen Negligée; in den Fenstern sieht man durch die schweren Eisengitter hindurch manch' liebliches Mädchengesicht, noch nicht so feist und aufgedunsen wie die der Frauen; der Schmutz der Straßen und das elende Aussehen des ganzen Stadttheiles ließe nicht sehr viel von der Reinlichkeit der Bewohner erwarten, aber — diese Frauen scheinen wie schöne Blumen auf einem Mistbeet zu sein. Ihre stramm anschließenden Tricots, ihre Strümpfe sind von schneeiger Weiße, Gesichter, Hände und die nicht selten offen getragene Büste von seltener Reinheit, ihre Wohnungen gescheuert und gefegt. Treten wir in eines dieser Häuser ein. Sie ähneln ganz den maurischen Häusern und sind auch großentheils von Mauren erbaut. Durch einen engen Corridor gelangen wir in einen kleinen, glasgedeckten oder auch offenen Hofraum, auf welchen an allen vier Seiten die Fenster und Thüren der Wohnräume münden. In reicheren Häusern laufen um den quadratförmigen Hofraum durch alle Stockwerke Säulengänge oder Galerien aus gemauerten Bogen, in ärmeren nur hölzerne Balcone. In jedem Hause wohnen in der Regel mehrere Familien, deren jede ein ganzes Stockwerk, oder wohl nur eine Seite desselben bewohnt, so daß auf sie kaum mehr als ein großes Wohnzimmer und zwei oder drei Kämmerchen von winziger Ausdehnung entfallen. Die Wände des Hofes, ebenso wie der Hofraum selbst, sind mit kleinen, glasirten und bunt

bemalten Ziegeln bekleidet, die in reicheren Häusern wohl auch in den Wohnzimmern die Wände bis zum Plafond bedecken.

In dem Hause meines jüdischen Cicerones wohnten acht Familien, alle mehr oder weniger mit einander verwandt. Die Thüren der einzelnen Wohnungen standen weit offen, denn die wenigen kleinen Fensteröffnungen geben nicht genügend Licht. Die Frauen grüßten freundlich lächelnd, indem sie ihr „Assalamu" murmelten, und dabei ihre eigene Hand an ihre Lippen führten, eine Art orientalisches Kußhändchen, das Einem mitunter lieber sein kann, als der Kuß selbst. Als ich in das Wohnzimmer meines Freundes trat, saß seine Frau in dem schon geschilderten tiefen Negligée ihres gewöhnlichen Anzuges auf dem Bette und säugte einen Jungen. Ich wollte mich schnell zurückziehen, doch die Frau, eine hübsche, wohlbeleibte Erscheinung von einigen zwanzig Jahren, sah mich so naiv lächelnd und unschuldsvoll an, und schien sich so wenig um ihre etwas mangelhafte Toilette zu kümmern, daß ich meine Scheu überwand und, der Einladung des Hausherrn folgend, auf einem breiten Divan Platz nahm. Bald war das Gemach mit den übrigen Damen des Hauses gefüllt, die alle im Balletcostüm, ja noch weniger als das, vor mir standen oder sich auf den Boden niederkauerten. Einer sochen Phalanx von weiblichen Schönheiten gegenüber — denn schön und jung waren sie wohl alle — kam ich in nicht geringe Verlegenheit, umsomehr, als mich der Hausherr nun meinem Schicksale überließ und sich entfernte. So muß etwa Jemand fühlen, der ganz unvermuthet in einen maurischen Harem gelangt. An Gesprächsstoff mangelte es absolut und ich begann deshalb von den reizenden Stickereien zu sprechen, mit denen einige der seidenen Hemden verziert waren. Das war offenbar das ihnen willkommenste Thema, denn das Eis war gebrochen und in ihrem eigenthümlichen Jüdisch-Arabisch erzählten sie nun von ihren Toiletteschätzen, ihrem Schmuck, dem Kopfputz 2c. Einige liefen davon, um ihre Parade-Pantalons und Hochzeitshemden zu bringen; die Hausfrau selbst kramte aus einer Truhe ihre Galakleider aus, und ich mußte wirklich über den Toilettenaufwand staunen, den diese augenscheinlich ärmeren Jüdinnen entwickelten. Die sammtenen Beinkleider waren mit den schönsten Goldstickereien geschmückt und werden, wie mir Madame Gialuly versicherte, mit drei- bis sechshundert Piaster (bis dreihundert Mark) bezahlt. Ebensoviel kosten die seidenen Ueberhemden und die „Kufia" (Kopfschmuck) u. s. w. Als ich um Erlaubniß bat, die Wohnung besehen zu dürfen, wollte jede der jungen Hausfrauen mir die ihrige zuerst zeigen. Sie sind einander sehr ähnlich und unterscheiden sich nur durch den geringeren oder

größeren Reichthum der Möbel. Das Paradestück der tunesischen Judenwohnung ist ein sehr breites stattliches Himmelbett, das die eine Hälfte des Empfangs- und Wohnzimmers einnimmt. Außerdem ist eine große bemalte Truhe oder ein Schubladekasten vorhanden, in welchem die Kleidungsstücke der Familie aufbewahrt werden; die Stelle der Stühle und Tische vertritt ein breiter, längs den Wänden entlang laufender Divan. Von der Decke hängen Lampen, mit farbigen Papierketten und Papierblumen umwunden, und die Wände zieren eingerahmte Bilderbogen, wie man sie in Europa für wenige Pfennige kauft. Gewöhnlich stellen sie Frauenschönheiten in allerhand classischen Stellungen dar. Diese Lithographien sind auch in den Wohnungen der Millionäre neben Waffen-Trophäen der einzige Wandschmuck, und ich kann mich kaum erinnern, hier jemals ein Oelgemälde gesehen zu haben. Die Divans sind mit buntem Kattun überzogen und besitzen statt der Rücklehnen Halfa-Matten, die an den Wänden befestigt sind. Neben diesem Empfangszimmer besitzt jede Familie noch einige Schlafkämmerchen, in welchen sich außer den primitiven Lagern und Waschbecken nichts weiter vorfindet. Das Paradebett im Wohnzimmer wird von der Familie nicht benützt, sondern dient als Divan für den weiblichen Besuch. Die Küchen, in denen die einfachen, aus Brot und dem obligaten Kußkussu bestehenden Mahlzeiten zubereitet werden, befinden sich zu ebener Erde. Manche reiche Familien, in deren Haus ich eingeführt wurde, besitzen eigene Empfangssalons, doch sind diese stets mit europäischen Möbeln so geschmacklos vollgepfropft, daß man diese Art „europäischer Civilisation" nur bedauern muß.

Was mir in allen Häusern besonders auffiel, war der auf jeder Mauer und in jedem Stockwerk sich vorfindende Abklatsch einer geöffneten blutigen Hand. So weiß die Wände auch getüncht sein mochten, überall war dieses abstoßende Zeichen zu sehen. Jede Jüdin nimmt auch auf ihren Ausgängen eine aus Korallen oder Elfenbein geschnitzte Hand mit sich, denn sie hält dieselbe für ein Schutzmittel gegen das „böse Auge", das „mal occhio". Wie die Moslims, so sind auch die Hebräer höchst abergläubisch, und es wären darüber die köstlichsten Anekdoten zu erzählen. Jedes Lob seiner Kinder, Bilder, Pferde u. s. w. wird der tunesische Jude entweder durch das Ausspreizen seiner Finger oder dadurch unschädlich zu machen trachten, daß er die Zahl fünf ausspricht. In ganz harmloser Absicht lobte ich mitunter das Aussehen der thatsächlich schönen Judenkinder und war über die furchtbare Nervosität und Aufregung überrascht, welche dabei die Eltern befiel. Sie standen gespreizt, steif und zitternd da, als wenn ich einen elektrischen Strom durch

sie geleitet hätte. Verläßt einer der Ihrigen für einige Zeit die Stadt, oder hat



Volkstypen: Eine Judenfamilie.

er gar eine Meerfahrt zu machen, dann schütten die alten Frauen dem Betreffenden

Wasser nach. Trifft ein willkommener Gast auf Besuch bei ihnen ein, so zerschlagen sie auf der Thürschwelle ein Gefäß. So giebt es noch eine Menge anderer Details, welche auf ihren Aberglauben schließen lassen.

In mehreren Häusern traf ich zwei oder noch mehr Frauen in einer Wohnung. Ich hielt sie ursprünglich für Geschwister oder Verwandte, aber nachher stellte es sich heraus, daß sie alle die legitimen Frauen eines und desselben Mannes seien. Die Vielweiberei ist bei den tunesischen Juden ebenso viel, oder besser gesagt, ebenso wenig Sitte, wie bei den Moslims, denn die Wenigsten besitzen die Mittel zu einer so kostspieligen Extravaganz. Kosten doch ein Paar Beinkleider, wie wir gesehen haben, allein schon mehrere hundert Francs; und diese werden von den grandes dames ebenso häufig gewechselt, wie bei den europäischen Modedamen die Toiletten. Eine vollständige Mormonen-Ehe ist also in Tunis nur selten zu finden, aber selbst dort scheint das Familienglück nicht häufig durch Zwistigkeiten oder Eifersüchteleien getrübt zu werden. Die Juden heiraten noch beinahe im Kindesalter, die Liebesgluth vergeht schon in Jahren, die bei uns als die schönste Jugendzeit gelten, und das eheliche Glück besteht im Mannes-, respective im wahren Frauenalter aus wenig mehr, denn einer netten platonischen „Freundschaft". Ehescheidungen kommen unter den Juden nur selten vor; Eltern- und Kindesliebe, überhaupt Familienbande, sind hier heilig, und wenn trotzdem die Moralität keine große ist, ja im Gegentheil, ganze Straßen und Stadttheile von verrufenen jüdischen Häusern wimmeln, so hat dies wohl mehr in der Noth und dem Elend seine Ursachen, worin noch immer die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung schmachtet. Die Juden vermehren sich viel rascher als die Mohamedaner; die Familien sind sehr groß; die Töchter können nicht so leicht an den Mann kommen, und so ergreifen sie denn das einzige Metier, das ihnen Lebensunterhalt verschaffen kann.

So schön und malerisch die Männertracht bei den Juden ist, so häßlich ist jene der Frauen. Man kann sich eine Toilette von größerer Geschmacklosigkeit und Bizarrerie kaum vorstellen. Von weitem gleichen die Jüdinnen Balletmädchen, die den oberen Theil ihres Körpers bis zu den Hüften in einen Sack gehüllt haben und dafür den unteren Theil, von den Hüften abwärts, den profanen Blicken freigeben. Der Fremde, der einer solchen Gestalt zum erstenmale begegnet, glaubt eine Frau in tiefstem Negligée vor sich zu sehen und kommt förmlich in Verlegenheit. Das gewöhnliche Costüm einer Jüdin, ob sie nun ein Kind von wenigen Jahren oder eine Greisin, besteht aus sehr wenigen Kleidungsstücken. Ueber dem weißleinenen untersten Kleidungsstücke tragen sie ein kleines, goldgesticktes Sammtjäckchen,

das die Büste hält, ein Paar weißleinene, gespannte Beinkleider, die, bis zum Knöchel reichend, das Bein ebenso plastisch hervorheben, wie die Tricots unserer Ballerinen, oder, um der Wahrheit näher zu kommen, wie die „Gattien" der ungarischen Infanteristen. Kurze weiße Socken bedecken den in der Regel kleinen Fuß, dessen Spitze entweder in schwarzledernen, kaum die halbe Fußsohle schützenden Pantöffelchen oder in hohen hölzernen Sandalen steckt. Ueber den Oberleib fällt bis zu den Hüften herab ein bauschiges, faltenreiches Seidenhemd von rother, gelber oder hellgrüner Farbe und das Haar steckt in einem sammtenen, goldgestickten Zuckerhute, Kufia genannt, der durch ein roth- oder gelbseidenes Band festgehalten wird. Nacken und Arme sind mit reichen, schweren Goldketten und Spangen bedeckt. Gesicht und Hände sind bloß. Unglücklicherweise für den Geschmack der Europäer, werden die Jüdinnen, kaum daß sie das zehnte Jahr erreicht haben, durch Einsperrung in dunkle enge Räume und Fütterung mit Mehlspeisen und dem Fleisch von jungen Hunden einer systematischen Mästung unterzogen, so daß sie binnen wenigen Monaten zu unförmlichen Fettklumpen anschwellen und in Europa jeden Besitzer eines wandernden Museums gar bald zum reichen Mann machen würden.

Bei der Mehrzahl der tunesischen Jüdinnen übersteigt diese Fettleibigkeit auch die kühnsten Vorstellungen und tritt durch die eng anschließende, formenthüllende Tracht nur noch mächtiger hervor. Ist es einerseits unbegreiflich, wie die Männer nur an derart künstlich gemästeten Schönheiten Geschmack finden können, so ist es noch mehr zu verwundern, daß die jüdischen Frauen inmitten der maurischen und europäischen Trachten noch mit solcher Zähigkeit an den Tricots festhalten, die allerdings, dem Urtheile mancher Historiker zufolge, die wahre biblische Judentracht sein sollen, aber heute doch kaum mehr das Recht des Daseins haben. Frauen, bei denen die Mästungsversuche mißglückt und welche die ihnen von der Natur verliehenen Formen behalten haben, nehmen sich nach unseren Begriffen in diesen Toiletten noch am schönsten aus, ja es ist nicht zu leugnen, daß die Jüdinnen von Tunis an Schönheit auch ihre europäischen Geschlechtsgenossinnen weit übertreffen würden, wenn sie dem natürlichen Entwicklungsgange folgten. Die Gesichter sind schön, das Haar üppig und in langen Flechten herabfallend, die Augen von einer Größe und einem Glanze, der sogar den ganzen kolossalen Rest des Frauenkörpers entschuldbarer macht. Es ruht eine gewisse träumerische Sinnlichkeit, eine Hingebung in diesen Augen, die schon so manches Touristenherz umsomehr in Fesseln geschlagen, als die jüdische Damenwelt von Tunis bekanntermaßen für nichts weniger denn

uneinnehmbar gilt. Aber leider hat sich die Mode schon vor Jahrhunderten auch bei den Evatöchtern Afrikas eingeschlichen und sich zur Herrin emporgeschwungen. Natur und Mode liegen einander seit jeher in den Haaren und die letztere wird immer siegen, denn sie hat das schwache Geschlecht auf ihrer Seite. In Tunis verlegte sich die Mode auf andere Dinge als in Europa, die uns ebenso lächerlich und unschön erscheinen, wie den Tunesiern unsere Damenmoden. So z. B. haben die Jüdinnen eine ganz abstoßende Manier, sich zu schminken. Die Wangen sind von Haus aus gewöhnlich so feist und roth, daß sie der Schminke kaum bedürfen. Aber dafür wird auf die Lippen desto mehr Zinnober aufgetragen. An die Stelle der Poudrebüchse tritt bei ihnen, wie auch bei den arabischen Frauen, der „Henna“, ein Kraut, das abgekocht eine braune Farbe erzeugt. In dieser braunen Tunke verbrühen sich die Damen die Fingerspitzen bis an's erste Gelenk, färben sich die Stelle zwischen den Augenbrauen derart, daß selbst die hübschesten Gesichtszüge dadurch ganz entstellt werden. Bei festlichen Gelegenheiten, wie Trauungen oder Geburten, selbst auf Spaziergängen, legen die Jüdinnen eine viel reichere, wenn auch ebenso häßliche Toilette an und tragen eine weiße Mantille, die ihnen kaum bis an die Knie reicht. Selten sieht man sie in Begleitung ihrer Männer. Sie besorgen ihre Einkäufe selbst, und sind auch in den entlegensten Stadtvierteln kaum mehr jenen Insulten ausgesetzt, deren Opfer sie unter dem früheren Regime waren.

Der gegenwärtige Bey ist nämlich nicht nur den Jüdinnen, sondern auch den Frauen im Allgemeinen abhold und die Haremswirthschaft hat unter seiner Regierung ihr Ende genommen. Dagegen war sein Vorgänger Mohamed Bey in dieser Hinsicht ein echt orientalischer Herrscher. Sein väterliches Auge fiel nicht nur auf die Schönheiten der strenggläubigen Damenwelt, sondern es fanden sogar auch Jüdinnen Gnade vor ihm. Da sich der Bey für die empfangenen Gunstbezeugungen gewöhnlich sehr dankbar zeigte, so kamen ihm die damals noch schwer bedrückten und armen Judenväter nur zu gern entgegen und fühlten sich glücklich, ihre Töchter im Glanze des Herrschers sonnen lassen zu können. Von dieser Zeit an soll auch die crasse Unmoralität der tunesischen Juden ihren Anfang genommen haben.

Bei dem Elend, das bis auf die Gegenwart unter der großen Mehrheit der Israeliten herrschte, bei den grenzenlosen Einschränkungen und Erniedrigungen, denen sie so lange ausgesetzt waren, und endlich bei dem trostlosen Beispiel, das ihnen die Mohamedaner in Palast und Hütte in Bezug auf das Liebesleben geben, kann die Versumpfung einer so großen Zahl ihrer Frauen nicht zu verwundern sein.

XII.

Eine jüdische Hochzeitsfeier.

Bei keiner Gelegenheit kommen die so eigenthümlichen und absonderlichen Gebräuche der Juden in so ausgeprägter Weise zum Vorschein, wie bei den Hochzeiten. In vielen Beziehungen jenen der Mauren ähnelnd und zum Mindesten ebenso kostspielig und zeitraubend wie diese, sind sie den letzteren doch in einer Beziehung voraus, und zwar in der Hauptsache: Der Jude braucht — die „Katze nicht im Sack“ zu kaufen. Während nämlich die Mauren ihre zukünftige Gattin niemals von Angesicht zu Angesicht sehen und ihre Schönheit nur aus den Anpreisungen von Basen und Tanten kennen, tragen die Jüdinnen ihre Gesichter, ja, wie wir gesehen haben, auch noch viel mehr unverhüllt, und der Heiratslustige hat also reichlich Gelegenheit, „zu prüfen, bevor er sich ewig bindet“. Die Braut wird um ihre Neigung oder Zustimmung kaum gefragt und läßt sich selbst bei dieser Lebensfrage von ihren weiblichen Verwandten ziemlich willenlos leiten.

Das Alter, in welchem bei den tunesischen Hebräern die Ehen geschlossen werden, reicht kaum über das des Kindes hinaus. Bei Mädchen dreizehn bis fünfzehn, bei — man könnte sagen — Knaben sechzehn bis achtzehn Jahre. Schon im Alter von zehn oder zwölf Jahren beginnt man die Mädchen in ihrem Aeußern so schön und begehrenswerth als möglich zu machen, das heißt nach Art der Straßburger Gänse zu behandeln. Je massiver die Schultern, je feister und röther die Wangen, je dicker die Arme und Beine, desto höhere Preise erzielen die Eltern der Judenbraut bei ihrer Verheiratung. In keinem Lande — die Negerreiche im äquatorialen Afrika vielleicht ausgenommen — dürfte Frauenschönheit so sehr nach dem Gewichte berechnet werden, wie im Ghetto von Tunis.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Trauungstage beginnen die Hochzeitsfeierlichkeiten mit den Besuchen sämmtlicher Bekannten und Verwandten im Hause der Braut. Die Geschenke, welche ihr der Bräutigam zusendet, die Kleider, Pantöffelchen, Parfums, Seifen, die Farbstoffe und Bijoux werden von den Frauen der Braut zur Schau gestellt, von den Besuchern ihrem Werthe nach geprüft und die beiläufige Feststellung dieses Werthes in Piastern ist für die Besucherinnen der einzige Gesprächsstoff. Etwa eine Woche vor der Vermählung beginnen die öffentlichen Festlichkeiten, indem die Braut, umgeben von ihren Frauen und Freundinnen, unter Begleitung einiger Musikanten sich in das Hammam (das Bad) begiebt.

Das Mädchen selbst ist von diesem Momente an bis zu ihrer Vermählung ein Opfer althergestammter Gebräuche. Sie darf den Mund nicht mehr öffnen und muß willenlos Alles mit sich geschehen lassen, was die alten Matronen anordnen. Im Bade wird sie zunächst mit einer eigenthümlichen Salbe überschmiert, die am Leibe trocknet und beim Abfallen alle abgestorbenen Hauttheilchen, ebenso wie jedes Haar am ganzen Körper, das Kopfhaar natürlich ausgenommen, mit sich nimmt. Die Mästung der Braut ist dann gewöhnlich schon vollendet und aus dem noch vor einigen Monaten bildschönen Mädchen ein unförmlicher, unschöner Fettklumpen geworden. Alles, was die Natur dem Mädchen zur Aussteuer mitgegeben, wird sorgfältig entfernt. Das schwarze Haar, an und für sich schon von großer Fülle, wird von den eifrigen Matronen mit einer pechschwarzen Pomade bearbeitet, um ihm jenen gewissen blauen Glanz zu verleihen, der dem Haare der Zigeunerinnen eigenthümlich ist. Die Augenlider werden mit geschwärzten Bürstchen gebürstet und untermalt; die buschigen, schön gewölbten Augenbrauen werden durch einen rothbraunen Farbstoff noch stärker markirt und durch einen dicken rothen Strich mit einander verbunden. Die Nägel an den Füßen und die Fingerspitzen bis zum zweiten Gliede werden, wie schon in einem früheren Capitel erwähnt, in eine Lösung von Henna getaucht, welche die Finger bleibend rothbraun färbt. Von Tag zu Tag wird Alles aufgeboten, um die Braut, nach den Begriffen der Orientalen, schön zu machen. An Festlichkeiten kommt in diesen Tagen nur das sogenannte Hühnchensuchen vor. Die Braut versteckt nämlich in ihrem Hause ein von ihr zubereitetes Huhn, und es ist nun die Aufgabe des Bräutigams und seiner Freunde, das Huhn zu suchen. Derjenige, welcher das Huhn findet, heiratet dann noch in demselben Jahre, eine Sache, die man in jenem Lande, trotz aller damit verbundenen Ceremonien, aller Kosten und Sorgen noch als ein Glück betrachtet!

Um diese Zeit werden nun Freunde und Bekannte zu dem eigentlichen Hochzeitsfeste eingeladen. Reichere Leute lassen hierzu in der erst seit zwei Jahren bestehenden einzigen Druckerei des ganzen Landes eigene Einladungen drucken. Durch die Vermittlung eines mir befreundeten Diplomaten erhielt ich gleichfalls eine derartige Einladung zu der Hochzeitsfeier in einer der reichsten und angesehensten Familien von Tunis. Die geladenen Gäste versammelten sich in dem Hause des Bräutigams, das mit seiner halb orientalischen, halb europäischen Einrichtung ein deutliches Beispiel des europäischen Einflusses ist, der sich auch schon in dieser urwüchsigsten der orientalischen Städte bemerkbar macht. Am Fuße der Treppe wurden wir von dem Hausherrn, in europäischer Kleidung, empfangen. Die zahlreichen Säle waren

bereits mit Gästen gefüllt, ein buntes Gemisch von Europäern aller Stände, von Würdenträgern und Officieren, von Juden und Jüdinnen in ihren eigenthümlichen Trachten. Nur Mohamedaner waren nicht zugegen. Die Araber und Juden haben für einander im Orient etwa dieselbe Zuneigung, wie die Christen und Juden im östlichen Europa. Ihr Verkehr beschränkt sich auf das Nöthigste. Sonst aber meiden sie sich. Unter den sich auf mehrere Hundert belaufenden Gästen zogen natürlich die jüdischen Mädchen, theils durch ihre ebenso reichen als köstlichen Trachten, theils durch ihre maßlose Körperfülle, die größte Aufmerksamkeit auf sich. Man konnte diesen trägen, aller Grazie und Beweglichkeit entbehrenden Fleischklumpen sozusagen das Alter an der größeren oder geringeren Fettmasse ablesen. Je jünger das Mädchen, desto zarter waren die Formen, desto schöner und weiblicher die Gesichtszüge, so daß wir die größten Schönheiten etwa unter den sieben- bis achtjährigen, aber dennoch schon entwickelten Kindern fanden. Wir sahen unter den Frauen Einige, die selbst die in europäischen Städten mitunter zur Schau gestellten Muster von Fettleibigkeit weitaus in den Schatten stellten, ohne jedoch jemals die mittlere Frauenhöhe zu überschreiten. Die tunesischen Jüdinnen sind im Gegentheile viel kleiner als die europäischen, ein Umstand, der ihre Unförmlichkeit nur noch erhöht. Nun denke man sich außerdem die an Geschmacklosigkeit wohl ganz unübertroffenen Trachten, die kurzen hellfarbigen, am Körper lose bis zu den Hüften herabfallenden Hemden, die drolligen, winzig kleinen, auf dem Haare sitzenden Hauben (Kufia), endlich die das Fett der Beine in der auffälligsten Weise zeigenden Beinkleider — und man hat das Zerrbild einer Frauengestalt vor sich, wie man es sich unästhetischer kaum denken kann. Gleichzeitig mit dieser unschönsten aller Frauentrachten herrscht jedoch ein Reichthum in der Farbe und eine Schönheit der Stoffe, die für den elenden Zuschnitt reich entschädigt. Die Mehrzahl der Stoffe, aus welchen die Kleider der Araberinnen wie die der Jüdinnen angefertigt werden, sind Producte heimischer Industrie, die einzige, welche sich noch gegenüber den Importationen der Europäer zu halten vermochte und in welcher die Tunesier unübertrefflich sind. Von der schwersten Seide und Goldbrocat bis zur leichtesten, luftigsten Seidengaze findet man nahezu jedes Gewebe in den Gewändern einer Jüdin, ob reich oder arm, vertreten, und jene Stoffe, welche, wie z. B. Sammt, Europa liefert, werden derart mit Gold- und Silberstickereien überladen, daß die ursprüngliche Farbe kaum sichtbar bleibt. Dazu ist die Färbung die denkbar reichste und trotz ihrer Verschiedenheit doch harmonisch. Man sieht also, wie einseitig sich der Geschmack bei den Orientalinnen entwickeln

kann. Während ihr Farbensinn unübertrefflich ist, besitzen sie nicht das mindeste Auge für die Schönheit der Formen.

Alle die versammelten jüdischen Hochzeitsgäste waren mit Juwelen im wahren Sinne des Wortes überladen. An den Ohren baumelten lange, schwere Diamanten- und Perlengehänge, auf dem Kopftuch und im Haare Nadeln und Rosetten, auf dem Nacken Perlenschnüre und Diamantbrochen von so ungewöhnlicher Größe und Menge, wie wir sie in keiner Frauengesellschaft — vielleicht nur jene Californiens ausgenommen — wiedergesehen hatten. Aber die Diamanten waren matt, schlecht geschliffen und noch schlechter gefaßt, und die Formen des Schmuckes zeigten ein curioses Gemisch des maurischen und des Rococco-Styls.

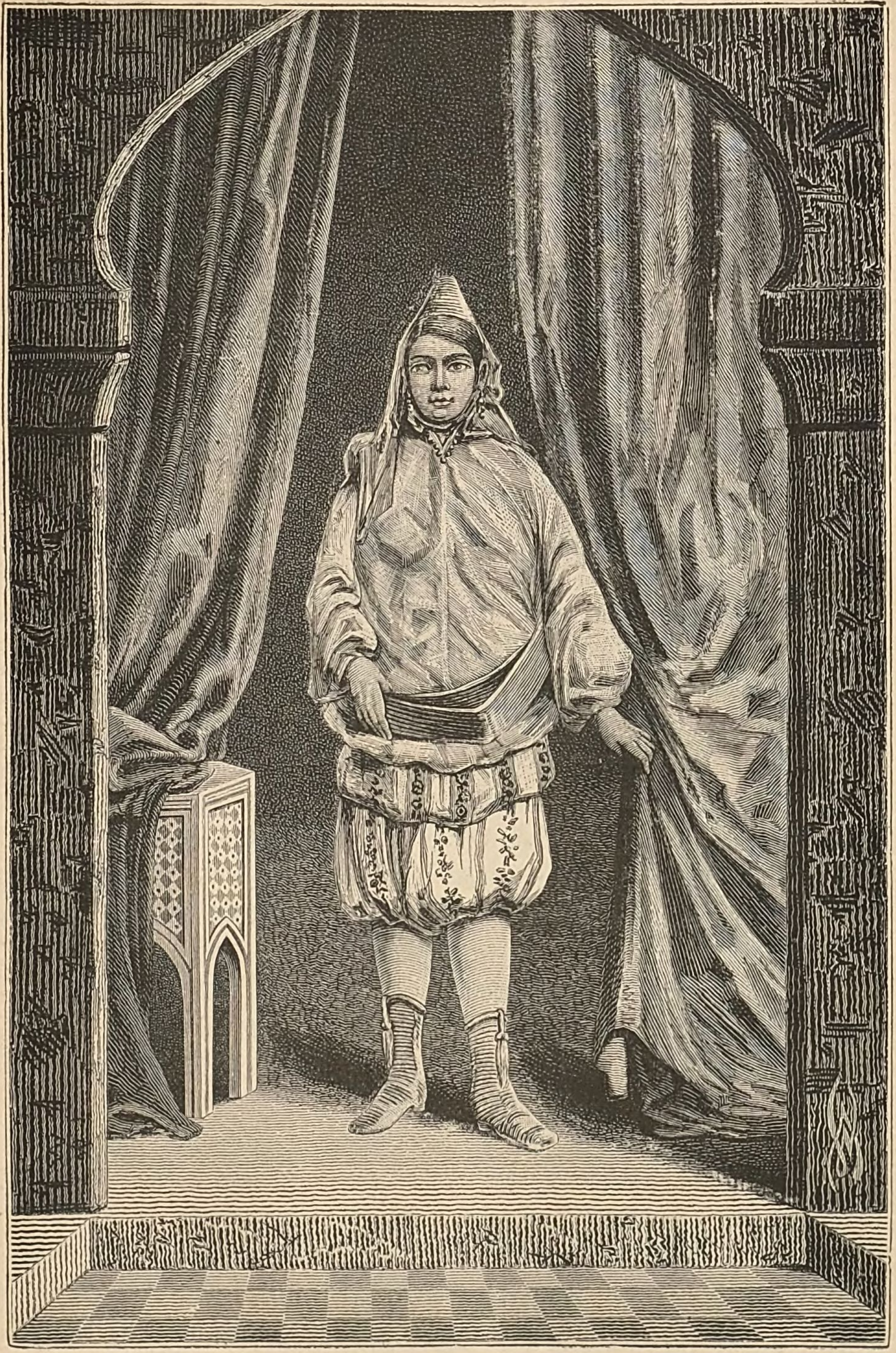
Das Bild, welches diese sonderbaren, auf den Divans, an den Wänden zusammengekauerten Frauengestalten darboten, war höchst seltsam. Die Männer, in ihre langen, hellblauen Mäntel gehüllt, mit dem dunkelblauen, jüdischen Turban bedeckt, standen in Gruppen beisammen, ohne sich um die Frauen zu kümmern. Alles wartete auf das Zeichen des Hausherrn zum Aufbruch. Endlich trat der Genannte zu seiner Gemahlin, gab ihr den Arm und führte sie die Treppe hinab. In langer Procession schlossen sich die Hochzeitsgäste dem Elternpaare des Bräutigams an. Nachdem wir das Ghetto der Stadt seiner ganzen Ausdehnung nach durchschritten hatten, langten wir beim Hause der Braut an, das gleichfalls schon mit Hochzeitsgästen gefüllt war. Beim Eintritte empfingen uns die Frauen mit einem eigenthümlichen, langgezogenen Freudengeschrei, das mich lebhaft an den Kriegsschrei der Prairie-Indianer erinnerte — ein grausamer Vergleich, auf welchem ich jedoch mit aller Deferenz vor der jüdischen Damenwelt von Tunis bestehen muß. In dem großen Saale, der Treppe gegenüber, befand sich die Braut auf einem erhöhten Divan sitzend, in einer Kleidung, deren Reichthum und Farbenpracht aller Beschreibung spottet. Das Gesicht war mit einem goldgestickten Schleier bedeckt, doch ließen schon die Dimensionen des Nackens auf die gleiche künstlich hervorgebrachte Fettleibigkeit der Braut schließen. Das aus Goldbrocat hergestellte Oberkleid reichte bis an die Hüften. Die Beine steckten in schweren, eng anschließenden Sammtbeinkleidern, die vom Knie abwärts mit Goldschnüren überzogen waren und bis zum Knöchel reichten. Die Füße waren mit rothseidenen Strümpfen bedeckt und ruhten leicht auf zarten, goldgestickten Pantöffelchen, deren Absätze jedoch etwa unter die Sohle des Fußes zu stehen kamen. Die Hände lagen auf den Knien, die Finger waren mit Diamantringen über und über bedeckt und an den Spitzen bis zum zweiten Knöchel mit Henna roth gefärbt.

Um die Braut herum saßen die Basen und Tanten der zahlreichen Familie im eifrigsten Geschwätz begriffen. In einer Ecke des Saales stand der Ceremonienmeister der Hochzeit, in dem kleidsamen Gewande der Juden, jedoch ohne Mantel — niemand Geringerer als — der Barbier des Bräutigams; es war der Figaro Beaumarchais! das Urbild des „Barbiers von Sevilla"! Hier findet möglicherweise das reizende Lustspiel seine Originalfiguren, mit der Vertreibung der Juden aus Spanien nach Marokko und Tunis verpflanzt! Der Barbier[1]) ist bei den Judenhochzeiten von Tunis gerade so unentbehrlich wie Braut und Bräutigam. Er leitet die Festlichkeiten, er giebt dem jungen Paare gute Lehren und führt sie in das eheliche Leben ein.

Wie alle jüdischen Häuser von Tunis, so umschloß auch dieses einen mit Marmorplatten bedeckten und von Säulengängen umgebenen Hof, in dessen Mitte sich eine hübsche Fontaine befand. Hier waren die orientalischen Spielleute mit ihrer Tarbuka und zweisaitigen Violine ꝛc. aufgestellt und brachten der Braut vorerst ein Ständchen dar. Hierauf wurde dieselbe von dem Vater des Bräutigams nach dem Hof geführt. Hier war ein schwerer, vergoldeter Fauteuil auf einen Tisch gestellt worden. Ein Stuhl erleichterte der Braut das Besteigen dieses improvisirten Thrones. Der Barbier schob ihr ein kleines Kissen unter die Füße, stellte die Füße selbst darauf, legte ihre Hände nach Art der altindischen Götzen auf ihre Knie und richtete ihre Kleider zurecht. Die Braut ließ Alles willenlos mit sich geschehen. Mittlerweile hatte sich der Bräutigam, in europäischem Anzug und ein weißes Tuch in der Hand tragend, neben den Tisch gestellt. Die Rabbiner — ehrwürdige Gestalten mit langen weißen Bärten — sangen einige Gesänge, die Advocaten zogen den auf einer langen Pergamentrolle verfaßten Heiratscontract aus der Tasche und verlasen ihn mit näselnder Stimme; der Barbier aber reichte eifrigst Wein unter die Gäste, um die „Stimmung" aufrecht zu erhalten. Der Heiratscontract ist seinem Inhalte nach ein merkwürdiges Schriftstück. Namen und Stand der zu Vermählenden haben darin wenig zu thun. Die Hauptsachen sind die beiderseitige Mitgift, sowie die Geschenke, ihrem Werth, Aussehen und Gewicht nach auf das genaueste berechnet. Da überdies die Ehescheidung bei den tunesischen Juden sehr leicht ist, und der Mann nur vor zwei Zeugen zu erklären hat, daß die Betreffende aufgehört hat, seine Frau zu sein, so wird im Contract die in diesem Falle an die Braut zu zahlende Abfindungssumme genau angegeben. Natürlich trachtet der

[1]) Der indessen nicht die Bärte sondern nur die Köpfe rasirt.

Vater der Braut, die Summe möglichst groß zu machen, denn diese Contractsclausel bindet in der Regel die Ehen viel fester, als es irgend welche Gesetze im Stande wären. Nachdem der Contract gelesen war, nahm der Barbier das große weiße Seidentuch aus den Händen des Bräutigams und hüllte diesen sowie die Braut in dasselbe ein, während der Rabbi einige Sprüche murmelte. Hierauf zog der Bräutigam einen Ring vom Finger und steckte denselben an die rechte Hand der Braut. Dies war das Signal eines allgemeinen Freudengeschreies, die Klänge der Musik weitaus übertäubend. Die beiden Eheleute wurden nun aus ihrer weißen Hülle herausgewickelt und auch die Braut zu erstenmale entschleiert. Wir standen ihr gegenüber und hatten so gute Gelegenheit, ihre wahrhaft schönen, durch die übermäßige Fülle und die Bemalung leider etwas beeinträchtigten Züge wahrzunehmen. Während das Geschrei der Frauen noch fortdauerte, füllte der geschäftige Barbier ein Glas mit Marsala und credenzte es den Eltern der Neuvermählten. Hierauf tranken die Rabbiner und Advocaten daraus und endlich auch der Barbier, der das Glas zu den Füßen der Braut zerschmetterte. Es geschieht dies des „üblen Auges" wegen, das die höchst abergläubischen Juden immer fürchten. Nun wurde die Braut wieder, wie etwa ein Götzenbild, von dem Throne gehoben und nach dem oberen Stockwerk geleitet, wo sie die Glückwünsche der Gäste entgegennahm. Der Bräutigam hingegen kehrte mit dem Barbier in das Elternhaus zurück und empfing nun seinerseits hier die Gratulationen seiner Freunde. Ihm zur Seite stand der Barbier mit einem Körbchen, in welches jeder Gast ein oder mehrere Goldmünzen als Beitrag zur Aussteuer für den Bräutigam gleiten ließ. Es sind dies freiwillige Gaben, die den Gebern dadurch wieder vergütet werden, daß bei ihrer Hochzeit von ihren Freunden eine ähnliche Sammlung veranstaltet wird — eine Art gegenseitiger Unterstützungscasse, ohne Beamten und ohne andere Statuten als die freiwillige Wohlthätigkeit. — Nach Sonnenuntergang versammelten sich die Hochzeitsgäste abermals in dem Hause des Bräutigams, wo sie gerade so wie am Tage mit Erfrischungen und Süßigkeiten überschüttet wurden und endlich auch an dem reichen Souper theilnahmen, das zuerst den Männern und nach ihnen den Frauen servirt wurde, während die arabischen Musikanten hierzu ihren Lärm schlugen. Gegen 11 Uhr Nachts brachen wir endlich auf, um die Braut aus ihrem väterlichen Hause abzuholen. Fackelträger und Musikanten begleiteten den Hochzeitszug. Nachdem man der Braut mehrere Serenaden dargebracht, wurde sie von den Eltern des Bräutigams nach unten begleitet, wo sich nun der Zug wieder ordnete. Voran der Barbier mit einem Kuchen und einem Krug Wasser, da die Braut im



Volkstypen: Reiche Jüdin.

Hause ihres Gemahls nichts von dessen Tisch essen darf, bevor die Heirat nicht in allen Einzelheiten vollzogen ist. Hinter dem Barbier die Fackel- und Kerzenträger, in deren Mitte Diener mit den Brautgeschenken — den Kleidern, Wäschestücken, dem Schmuck und Silberzeug — einherschritten. Alle diese Geschenke stammen von den nächsten Verwandten her, während die Bekannten im Gegensatz zu den europäischen Sitten dem Brautpaare keine Geschenke zu machen brauchen. Der nächste im Zuge war der Träger eines großen Lehnstuhls. Unter Vorantritt von malerisch costümirten Fackelträgern kam nun die Braut, zu deren Seiten die alten goldbetreßten Matronen einherwackelten, wie weibliche Hoflakaien. Ihnen schloß sich der Zug der Hochzeitsgäste hinten an. Bei manchen Hochzeiten ist es noch Sitte, daß die Braut auf ihrem Wege nach dem Hause ihres Gatten je drei Schritte vorwärts und zwei Schritte rückwärts macht, um anzudeuten, wie schwer es ihr wird, das väterliche Haus zu verlassen. In diesem Falle wurde der Schmerz dadurch ausgedrückt, daß der Zug nach etwa je hundert Schritten Halt machte und die Braut auf dem mitgenommenen Lehnstuhl, gegen ihr Elternhaus gewendet, Platz nahm, um so einige Minuten zu ruhen. Es war auf diese Weise ein Uhr Morgens geworden, ehe wir das Haus des Bräutigams wieder erreichten. In dem Moment, als die Braut, unter wiederholtem Gejauchze der Weiber und Weihrauchverbrennung den Fuß auf die Schwelle setzte, warf ihr der Barbier wieder einen Krug zu Füßen, der in kleine Stücke zerschellte. Der Bräutigam erwartete sie, in einen herrlichen Schlafrock aus Goldbrocat gekleidet, am oberen Treppenrande und setzte seinen Fuß einen Moment lang auf den ihrigen, um damit anzudeuten, daß sie von jetzt ab unter seiner Leitung stünde. Hierauf führte er die Braut zu einer Art Thron, auf welchem sie beide nun die erneuten Glückwünsche der Gäste entgegennahmen. Damit waren die Festlichkeiten für diesen Tag beendigt. Bevor wir jedoch das Haus verließen, warfen wir noch einen Blick in das Brautgemach, in welchem zwei, mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattete Himmelbetten mit gelbseidenen Vorhängen standen. Die Braut durfte an diesem Tage noch nicht das Schlafzimmer ihres Gemahls betreten.

Am folgenden Tage besuchten wir das Ehepaar abermals und fanden sie in einem vom gestrigen verschiedenen, aber ebenso schönen und reichen Costüme im Salon sitzend, und von jungen Weibern umgeben, welche den Gästen gegenüber die Honneurs machen. Es ist nämlich an diesem Tage noch hie und da Sitte, daß alle in demselben Jahre verheirateten Bräute ihre ganze Garderobe mit sich zu ihrer neuen Collegin bringen und dort ihre Toilette von Stunde zu Stunde wechseln. Daß dies bei

der großen Zahl von Kleidungsstücken und der Beleibtheit und Unbeholfenheit der Frauen nicht gerade leicht ist, kann man sich wohl vorstellen. Dennoch wird der Eitelkeit dieses Opfer gebracht. Vor dem Brautpaare saßen abermals die Musikanten, die mit Trommel und Dudelsack dem armen Brautpaare seit Morgengrauen die Ohren vollbliesen. Vor ihnen auf einem Tischchen stand ein Körbchen, das durch die Gäste mit Gold- und Silbermünzen allmählich gefüllt wurde. Die Gäste kamen, brachten ihre Gratulationen dar, erhielten einige Erfrischungen, zumeist aus Fruchteis und orientalischen Liqueuren bestehend. So blieben die Brautleute bis spät in die Nacht hinein sitzen, und erst, nachdem sich der letzte Gast entfernt, begaben sie sich unter der Leitung des Barbiers, dessen wichtigstes Amt eigentlich erst jetzt begann, zur Ruhe. Damit ist auch der Bann der Braut gelöst und sie darf wieder sprechen. Doch hören mit dem zweiten Tage die Hochzeitsfestlichkeiten nicht auf, sondern setzen sich noch eine Woche lang fort. So wird zum Beispiel am ersten Donnerstage nach der Vermählung ein roher Fisch von der Frau geopfert. Die Gäste versammeln sich, das Elternpaar der Braut reicht derselben auf einem Präsentirbrett einen lebenden Fisch dar, und es ist nun ihre Aufgabe, den Kopf des Fisches mit einem Schnitt vom Leibe zu trennen. Aehnliche, theils durch althergebrachte Gebräuche, theis durch den Aberglauben bedingte Einzelheiten giebt es noch mehrere; ebenso wären auch bezüglich der Consummation der Ehe und der Vorbereitungen hierzu so manches interessanten Details zu erwähnen, doch entziehen sich dieselben der Besprechung an dieser Stelle.

Schon aus den gemachten Mittheilungen wird man ersehen, wie originell die Lebensweise und die Sitten der nordafrikanischen Juden sind. In ähnlicher Weise besitzt fast jedes der vielen in Tunis vertretenen Völkerschaften seine ihm eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, nur ist es dem Christen hier unverhältnißmäßig schwieriger, Beobachtungen darüber anzustellen.

XIII.

Ein Capitel über die Regierungswirthschaft.

Die vorhergehenden Abschnitte enthalten wohl schon über den Staatshaushalt und das Budget der Regentschaft Tunis ziemlich eingehende und gewiß mitunter überraschende Mittheilungen, doch soll an dieser Stelle noch der freilich ziemlich schwierige

Versuch gemacht werden, eine kleine Uebersicht über die Einnahmen, dieses so spärliche Schmieröl der verrosteten tunesischen Staatsmaschine, zusammenzustellen.

Die einzige und beste Quelle, aus welcher man in diesem Zeitungs-, Buch- und papierlosen Lande allein schöpfen kann, ist die mündliche Mittheilung. Der Bey hat nämlich bisher die Herausgabe einer europäischen Zeitung in seinem Lande — vielleicht mit Recht — nicht gestattet, und das in arabischer Sprache gedruckte officielle Regierungsblatt, „Rayel el Tunisie" genannt, enthält natürlicherweise nur Lobhudeleien des ersten Ministers und seiner Creaturen, bringt in langen Reihen die Ordens-Verleihungen und Beförderungen, und ist eigentlich nur dazu da, die Gewaltthaten zu beschöni genoder zu widerrufen, welche die Regierung des einstigen Barbiergehilfen und jetzigen Ministers Mustapha Ben Ismail nur zu häufig begeht. Bis zum Jahre 1877 gab es auch einen Ennuzhat-ul-Khairia, ein Staatshandbuch von Tunis, das in italienischer Sprache gedruckt war und eine Art Gotha'schen Taschenkalenders bildete. Aus unbekannten Gründen wurde diese Publication nach 1877 unterdrückt.

Der Ursprung der Staatsschuld, dieser wichtigsten Neuerung, welche man Europa abgelauscht, ist in der Wiederherstellung der altrömischen Wasserleitung zu suchen, welche eine französische Gesellschaft unternahm, um der bis dahin auf Cisternen-Wasser angewiesenen Hauptstadt frisches Quellenwasser aus den etwa vierzig englische Meilen entfernten Gebirgen von Zaghuan zuzuführen. Man hatte mit dem ersten Anlehen eine anscheinend so ergiebige Geldmine entdeckt, daß diesem ersten Anlehen bald ein zweites und drittes ꝛc. folgte; damit wurde auch natürlich der Staatscredit geschwächt, die zu zahlenden Interessen mußten erhöht werden und erreichten endlich zwölf Procent, was jährlich eine derartige Summe repräsentirte, daß die gesammten Staatseinnahmen nicht zu ihrer Deckung hinreichten. Die unabweisbare Nothwendigkeit legte endlich dem bankerotten Staate die Regelung seines Finanzwesens nahe. Die meist interessirten Gläubiger von Tunis waren in England, Frankreich und Italien, und die Regierungen dieser Großmächte veranlaßten demnach 1869 die Einsetzung einer Finanzcommission, welche aus einem von Frankreich vorzuschlagenden Finanz-Inspector und einem aus tunesischen Mitgliedern bestehenden, von Bey zu ernennenden Executivcomité gebildet wurde. Diese Commission fungirt noch heute. Ihr obliegt es, den Stand der öffentlichen Schuld festzustellen, alle Zweige der Staatseinkünfte zu nennen, welche den Gläubigern abgetreten werden könnten; endlich alle diese Einkünfte einzuheben und die Ausgabe weiterer Schatzbonds, deren Werth auf kaum fünf Procent herabgefallen war, zu

verhindern. Die Geschichte der letzteren ist noch so frisch in der Erinnerung aller Betheiligten, daß es kaum nöthig ist, dieses heitere (für das Land allerdings unendlich traurige) Geschichtchen zu erzählen.

Außer dieser Finanzcommission wurde noch ein Centralcomité eingesetzt, welches von den englischen, italienischen und französischen Gläubigern direct gewählt wurde und der Finanzcommission auf die Finger zu sehen hatte. 1870, also bald nach dem Inslebentreten dieser Körperschaften, fand man sich in dem finanziellen Wirrwarr so weit zurecht, daß die Summe der Staatsschuld mit 160 Millionen Francs constatirt werden konnte. Die Interessen hierfür beliefen sich auf 19½ Millionen, während die gesammten Staatseinnahmen jedoch nur 13½ Millionen betrugen. Da der Fortgang der Regierungsmaschine, auf das äußerste beschnitten, jährlich doch noch 6½ Millionen kostete, so war es klar, daß der Staat seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte; dies führte 1870 zur Verwandlung sämmtlicher Anlehen in eine einheitliche fünfprocentige Rente, aber trotzdem erfolgt die Zahlung der Coupons nur theilweise, gewöhnlich mit 60 bis 70 Procent. Die Mehrzahl der Staatseinkünfte mußte dem Administrationsrath abgetreten werden, welcher sie wieder im Licitationswege an den Meistbietenden verpachtet. Die Steuern für das wichtigste Product, das Oel, werden von den tunesischen Localbehörden eingehoben, müssen jedoch ebenfalls in die Gläubigercasse in Tunis eingezahlt werden. Der Regierung wurden zur Bestreitung ihrer Auslagen eine Reihe von Einkünften, darunter die Kopfsteuer und der Zehent, überlassen, doch weiß weder die Finanzcommission noch sonst irgend Jemand, mit Ausnahme des ersten Ministers, die Höhe dieser Einnahmen, da hierüber nichts veröffentlicht wird. Etwaige Ueberschüsse der europäischen Commission werden in gleichen Hälften zur Abzahlung der Schuld verwendet, und dem Bey abgetreten, der denn auch an die europäische Commission recht häufig um Gelder appellirt. Erst in der letzten Zeit meiner Anwesenheit in Tunis hatte der Bey den betreffenden Beamten um eine ganz geringfügige Summe — ich glaube tausend Francs — ersuchen lassen, ohne daß der gestrenge Cassier dem Ansuchen des Landesfürsten nachgekommen wäre. Die jährlichen Einkünfte des Letzteren belaufen sich auf etwa 1½ Millionen Piaster = 900.000 Francs.

* * *

Die Administration des Landes ist dem Ministerium und den 21 Kreisgouverneuren oder Kaids anvertraut, die wieder Stellvertreter oder Chalifen für ihre Posten ernennen, und gewöhnlich in der Hauptstadt Tunis bleiben. Auf welche

Weise diese hohen Functionäre ihren Verpflichtungen nachkommen, haben wir ja in früheren Capiteln gesehen. Nur in einer Hinsicht entwickeln sie eine überraschende Pünktlichkeit und Ausdauer, nämlich im Eintreiben der Steuern.

Es ist unglaublich, bis zu welchem Grade die arme, durch Epidemien, Auswanderung und Hungertod stark reducirte Bevölkerung (kaum anderthalb Millionen) ausgesaugt und bedrückt wird. In der Aufstellung neuer Steuern wurde von den an der Regierung befindlichen Mameluken ein Erfindungsgeist entwickelt, welcher einem Yankee zur Ehre gereichen könnte.

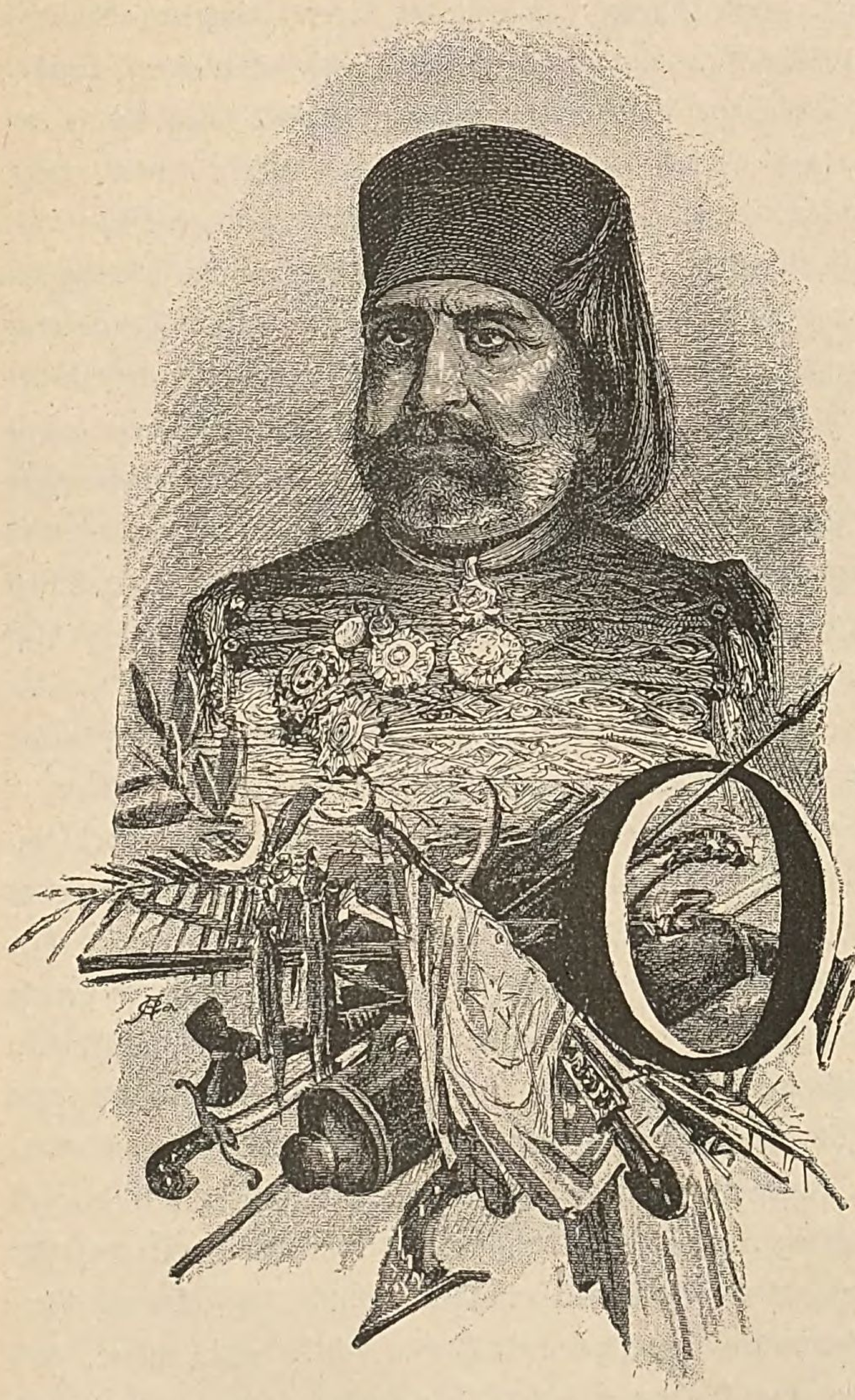
Vor Allem muß jeder Mann im Staate, vom siebzehnten Jahre angefangen bis in's höchste Alter, eine jährliche Kopfsteuer von 45 Piaster (= 27 Francs) entrichten; außerdem hat jeder Ackerbauer ein Zehntel seiner Ernte abzugeben; eine Vermögenstaxe verpflichtet jeden Besitzenden, jährlich von jedem Piaster einen Charouben (= zwei Pfennige) zu zahlen; jeder Kauf und Verkauf auf Märkten zc. (mit Ausnahme von Lebensmitteln) ist mit einem Charouben Steuer belegt; die Hausmiethen sind besteuert; es giebt eine Leder- und Häutetaxe u. s. w. Jeder Oliven-, jeder Palmbaum der Regentschaft ist besteuert, und diese beiden Posten allein bringen jährlich über drei Millionen Francs in den Staatsschatz. Die Einfuhr- und mehr noch die Ausfuhrzölle sind so hoch, daß sie nicht mehr bestritten werden können und in sehr verderbenbringender Weise auf den einstigen Wohlstand des Landes einwirkten.

Unter solchen Umständen ist es wahrhaftig kein Vergnügen, Tunesier zu sein, und die Auswanderung soll in Folge dieser Bedrückungen in den letzten Jahren sehr bedeutende Dimensionen angenommen haben. Aegypten und Arabien waren das gewöhnliche Ziel. Hoffentlich bringen die Franzosen der armen ausgesaugten Bevölkerung wenigstens einigermaßen Erlösung, und fürwahr, hier ist ihnen, wie nirgends anderwärts, Gelegenheit geboten, Gutes zu thun und im Geiste der Civilisation thätig zu sein.

Die wenigen Eisenbahnen, deren sich das Land seit einigen Jahren erfreut, beschränken sich auf eine Bahn von Goletta nach Tunis und eine zweite von Tunis längs des Medscherdaflusses an die algierische Grenze, wo sie mit dem dortigen Eisenbahnnetz in Verbindung gelangen werden. — Das Telegraphenwesen befindet sich im Besitz der französischen Regierung. Die Post wird in Tunis und den Haupthäfen der Regentschaft durch eigene französische und italienische Postämter besorgt, welche den betreffenden Consularvertretern unterstehen.

XIV.

Eine Gerichtssitzung vor Sr. Hoheit dem Bey.



Ohneweiters läßt sich behaupten, daß in keinem der an Europa grenzenden Orientstaaten die mittelalterliche Gerichtspflege sich in demselben Maße bewahrt hat wie in Tunis. Hier giebt es noch immer keinen eigenen Richterstand, sondern der jeweilige Provinzgouverneur und Stadtcommandant ist der Richter in seinem Gebiete, ob er nun aus der Dunkelheit eines Barbierladens durch die Gunst des Bey zu der hohen Würde gelangt, oder sein Leben lang nur die Trommel gerührt oder irgend eine Bazar-Industrie

getrieben. Richter zu sein, ist das wichtigste und begehrteste aller Aemter der tunesischen Bureaukratie, nicht allein deshalb, weil es die betreffenden Persönlichkeiten an die reichgefüllte Krippe stellt und sie ihre Taschen mit Bestechungssummen vollpfropfen können, sondern weil sie dann selber außerhalb des rächenden Arms der Gerechtigkeit (also ihres eigenen) stehen und nicht von anderen Richtern abhängen. Zudem verleiht die richterliche Gewalt auch große Macht und bedeutenden Einfluß.

In den türkischen Provinzen ist das Fünfrichter-Collegium schon längst eingeführt, aber es scheint, als ob den Arabern ein einziger Richter lieber wäre. Fünf Richter sind eben schwerer zu spicken, fünf Mägen schwerer zu ernähren, als ein einziger, und deshalb ist es in Tunis mit der Gerichtspflege verhältnißmäßig besser bestellt, als in der benachbarten türkischen Provinz Tripolis. Dem Koran zufolge sollte das Richteramt zunächst dem Kadi, und in religiösen Angelegenheiten dem Mufti obliegen, doch sind die Functionen des einst allmächtigen Kadi in Tunis arg zugestutzt worden, so daß er heute wohl noch Heiraten vollzieht, Ehescheidungen spricht, und allen sonstigen mit den Pflichten der europäischen „Standesämter" correspondirenden Pflichten nachkommt, in richterlicher Beziehung jedoch seine einstige Bedeutung ganz verloren hat. Die Kaids und Stadtgouverneure haben diese Obliegenheiten von ihm übernommen.

Der höchste Richter im Lande ist der Bey in eigener Person. Ist Jemand mit dem Rechtsspruch des Kaid oder Provinzgouverneurs nicht zufrieden, so kann er an den Bey appelliren; wollen zwei Parteien sich nicht dem Rechtsspruche des einseitigen bestechlichen Kaid unterwerfen, so reisen sie, wenn auch in den entferntesten Theilen der Regentschaft wohnend, nach der Hauptstadt Tunis, und treten hier persönlich vor den Bey. Wie nun immer dessen Urtheil ausfallen möge, ob gerecht oder ungerecht, beide Parteien sind gewöhnlich damit zufrieden. Sie setzen unbedingtes Vertrauen in den Rechtsspruch ihres Fürsten, und werden darin auch in der That höchst selten getäuscht. Sie selbst wünschen keine andere Gerichtspflege, am allerwenigsten die europäische, und als vor zwölf Jahren der Bey auf das Andringen der europäischen Consuln dem Lande eine Constitution geben und damit auch das Richteramt an dafür ausgebildete Beamte übertragen wollte, war dies die Veranlassung zu einem allgemeinen bewaffneten Aufstande, der damit endete, daß der Bey die Constitution zurückziehen und den Status quo ante bellum herstellen mußte.

Die öffentlichen Gerichtssitzungen des Bey gehören zu den schönsten Lichtseiten in diesem sonst so schattenreichen Lande, und zeigen gleichzeitig auch einen der

crassen Widersprüche des Orients. Die ganze Zeit seines Lebens über bleibt der Bey und sein persönliches Treiben dem Auge seiner Unterthanen entzogen. Dicke Palastmauern, vergitterte Fenster, Wachen und ein mehrfacher Cordon von Hofbeamten und Ministern machen es dem gewöhnlichen Moslim unmöglich, dem Bey jemals unter die Augen zu kommen. Ja selbst der höchstgestellte Beamte oder europäische Würdenträger darf dem Bey niemals vorgestellt werden, wenn er nicht vorher dem allmächtigen ersten Minister einen Besuch gemacht und wenn nicht der Minister bei der Audienz des Bey zugegen wäre. Bei den öffentlichen Gerichtssitzungen hingegen, die jeden Samstag Morgens in irgend einem der Paläste des Bey abgehalten werden, ist der Fürst jedem einzelnen seiner Unterthanen, selbst dem geringsten zugänglich; jeder darf seine Anliegen und Beschwerden dem Regenten direct vortragen, und Alle hegen die vollste Ueberzeugung, daß der Bey nach bestem Wissen, und soweit als menschliches Können überhaupt reicht, ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Mohamed es Sadock steht in dieser Hinsicht bei den Eingeborenen wie bei den ansässigen Europäern im besten Rufe, und nach allen Rechtssprüchen, denen ich entweder selbst bei den Sitzungen beigewohnt, oder die ich aus anderem Munde vernommen, zeigt sich in der That ein gesundes Urtheil, man könnte sagen, etwas von jener salomonischen Weisheit, welche die morgenländischen Chalifen schon vor Jahrhunderten gekennzeichnet hat.

Die erste tunesische Gerichtssitzung, der ich beiwohnte, fand im Regierungspalast zu Goletta, dem Seehafen von Tunis, statt, da der Bey zu jener Zeit gerade in seiner reizenden Villa am Meeresstrande in der Nähe des Ruinenfeldes von Karthago residirte. Schon auf dem Wege von Tunis nach Goletta begegneten wir Schaaren von Menschen, welche sich nach dem Regierungspalaste begaben; Mauren und Türken in ihren malerischen Prachtgewändern, hohe Würdenträger und Militärs in glänzenden, mit Ordenssternen bedeckten Uniformen, dicht verschleierte, in Seidengewänder gehüllte Frauen in hübschen Equipagen, den unfehlbaren Eunuchen auf dem Kutschbock; endlich Beduinen und Berber, in ihren langen weißen Burnussen, die Flinte auf der Schulter, ein paar Pistolen im Gürtel, Alles zu Pferde oder Esel. Hier und da galoppirte ein Beduinen-Scheich oder ein Kaid mit großem Gefolge umher und überraschte uns durch den Reichthum seiner malerischen Tracht, durch die Schönheit seiner altmaurischen Waffen. Goletta selbst zeigt an den Gerichtstagen ein gar festliches Gepräge. Auf dem weiten Platz vor dem einfachen, einstöckigen Regierungspalast stehen die Araber in malerischen Gruppen oder lagern mit Pferden und Kameelen in irgend einer Ecke. Sie sind

vielleicht weit aus dem Innern des Landes hergekommen, um einen alten Streit mit irgend einem Nachbar zu schlichten; auf der anderen Seite stehen einige Dutzend Zelte der Zuauwas und Spahis, welche die irreguläre Horde des Bey bilden. Die martialischen Gestalten stolziren mit ihren gestickten und golddurchwirkten Gürteln, in denen reiche Pistolen, Yatagans und Krummsäbel stecken, einher wie Feldmarschälle. Ihre Habe besteht aus kaum mehr, denn ihrem Zelt und ihren Waffen, ihre Einkünfte hängen von der Hand des ersten Ministers ab, aber dennoch blicken sie mit Verachtung auf die Beduinen und Kabylen. Sind ja diese auch nicht reicher und müssen überdies jährliche schwere Steuern erlegen, welche den Soldaten erlassen sind. Das Gedränge wird im Innern des Palastes, in dem großen, geräumigen Treppenhause immer stärker. Auf den Absätzen des breiten Aufganges steht die Leibgarde des Regenten — es sind wahre Riesen in purpurrothen, mit Gold reich verbrämten Uniformen, mit Krummsäbeln und Sarazenenlanzen. Sogar der Fez ist mit Goldborten besetzt und trägt statt der obligaten blauen Quaste einen Buschen weißer Straußenfedern. Der ganze Hofstaat des Bey ist militärisch organisirt; oben, an den Vorzimmern des Richtsaales, stehen Adjutanten und Hofchargen in reichen Uniformen, eilen Beamte und europäische Dragomanen des Ministeriums umher. Jeder der ankommenden Würdenträger und Minister wird von seinen Untergebenen durch Handkuß begrüßt und schaarenweise stürzen die Araber auf sie zu, um ihnen damit ihre Ehrfurcht (besser wäre gesagt „Furcht") zu bezeugen.

Eine leichte Bewegung in der malerisch gruppirten Menschenmenge verrieth die Ankunft des allmächtigen „Vezier el Kebir wa Vezier el Charadschia", das heißt des „Premierministers und Ministers des Auswärtigen", der in einer reich-vergoldeten, mit Maulthieren bespannten Equipage und begleitet von berittenen Adjutanten, eben angelangt war. Vollständig in Civilkleidung und nur mit dem türkischen Fez bedeckt, würde man den Großvezier auf den Boulevards von Paris oder Wien eher für einen Schneider oder Gesandtschaftsdiener angesehen haben, so alltäglich ist sein Aussehen. In Uniform hingegen gewinnt seine Erscheinung ungemein; zudem besitzen diese maurischen, man könnte sagen durch die Allmacht des Bey aus der Gosse hervorgezogenen Functionäre eine ganz eigene Gabe, sich im Umgang mit Anderen ein gewisses Ansehen zu geben und sich wie geborne Fürsten zu benehmen. Ich hatte vielfach Gelegenheit, dies nicht nur im Umgange mit dem Vezier, sondern auch bei den anderen Ministern und Generalen, von denen so mancher in seiner Jugend Sklave oder gewöhnlicher Handwerker war, zu bemerken. Diese tunesischen Carrièren sind wechselvoll und glänzend wie die amerikanischen,

nur daß die ersteren nicht durch Arbeit und Genie, sondern durch Schlauheit, Intriguen und Fürstengunst geschaffen wurden.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des Ministers verkündeten Fanfaren das Nahen des Regenten selbst. Wie die Equipage des Ersteren, so war auch die des Muschir mit den in Tunis als vornehm geltenden Maulthieren bespannt. Berittene Adjutanten in Uniform, alle dem sonderbaren Pagenhof des Bey entstammend, begleiteten den Wagen und hielten vor der hohen Pforte des Palastes. „Der Diener des ruhmvollen Gottes, jener, der all' sein Vertrauen in Gott setzt, der Muschir Mohamed es Sadock Pascha Bey, Besitzer des Königreichs Tunis" [1]) entstieg dem Wagen. Die Garden präsentirten die Säbel, die Tamboure rührten die Trommel und ehrerbietigst verneigten sich die Versammelten, die Hände an Brust, Lippen und Stirne legend, vor dem Herrscher, der mit den ihn empfangenden Ministern nun die Treppen hinanschritt und sich, nach kurzem Verweilen in einem der Bureaus, nach dem Gerichtssaal begab. Hier stand auf einer zweistufigen Erhöhung ein Thron aus rothem Sammt mit vergoldeten Lehnen, auf welchem der Bey Platz nahm. Ihm zur Linken stellten sich die Prinzen seines Hauses mit Ausnahme seiner Brüder, unter welchen auch der Thronfolger; an seine Rechte stellte sich der Premierminister mit den Generalen und Abtheilungschefs der Ministerien, und an diese anschließend der Staatssecretär mit den Gerichtsschreibern. Im Hintergrunde stand eine Abtheilung der rothen Leibgarde. Das Bild war prächtig und fremdartig zugleich. Der Bey trug die Generalsuniform, einen dunkelblauen Uniformrock mit goldenen Knöpfen, rothe Beinkleider mit goldenen Streifen, den türkischen Krummsäbel mit juwelenbesetztem Griff und den rothen Fez auf dem ernsten, würdevollen Haupte. Auf seiner Brust prangten die Brillantensterne seiner Orden. Weniger respectabel sahen die jungen Prinzen, seine Neffen, aus; alle trugen europäische Civilkleidung und Ueberröcke — mit einem Worte Pariser Frühjahrstoilette, dazu Fez mit blauer Quaste und die Collane des Iftikar-Ordens.

Nachdem das seltsame Gemisch von Generalen, Beduinenchefs, Marabouts, Scheiks, Garden und Hofbeamten sich einigermaßen rangirt hatte, trat ein riesiger Oberst, wie wir nachher erfuhren, der Chef des Polizeicorps, in den freien Raum vor dem Fürsten und rief mit lauter Stimme, gegen die lärmende, schreiende Menge in den Vorhallen gewendet: „Der Fürst entbietet Euch seinen Gruß und wird über Euch Recht sprechen."

---

[1]) Officieller Titel des Bey von Tunis.

Gleich darauf trat ein befrackter Europäer mit weißer Cravate vor den Fürsten und reichte ihm einen Tschibuk mit sechs Fuß langem, diamantenbesetztem Weichselrohr dar; nachdem die Pfeife angezündet und die blauen Tabakswolken den Bey wie mit einem durchsichtigen Schleier umhüllten, wurden die ersten Streitenden vorgeführt. Sie blieben etwa acht Schritte vom Throne entfernt stehen, verneigten sich tief und berührten mit gekreuzten Händen ihre Brust. Darauf trug der Eine sein Anliegen vor, der Andere vertheidigte sich und endlich brachen Beide gleichzeitig in einen Schwall von Worten und Gesten aus, die nur mit Mühe durch den dicken Basch-Chamba oder Obristen gedämpft werden konnten. Der Bey murmelte ein paar Worte, die Araber verbeugten sich tief und schritten davon. — Andere wurden vorgeführt, dieselbe Procedur wiederholte sich, und während der ganzen Zeit kritzelten die Schreiber eifrigst mit ihren hölzernen Federn. Manche Pärchen verhielten sich ruhig, andere lärmten und schrien, als ob sie am Bratspieß stäken. Den größten Lärm, das ärgste Toben erhoben sie jedoch stets, nachdem der Bey das Urtheil gesprochen hatte. Sie schlugen umher, wollten sich dem Bey vor die Füße stürzen und konnten nur mit Mühe von den Zaptiehs abgeführt werden. Wir waren über diesen Mangel an Respect und dieses aufrührerische Benehmen höchst verwundert und frugen den uns beigegebenen zweiten Dragoman des Fürsten, was es damit für eine Bewandtniß habe. Er lächelte. „Sie verstehen die guten Leute nicht recht,“ meinte er. „Was sie sagen, sind nichts als Dankesworte und Lobpreisungen der Größe und Gerechtigkeit des Bey, in welche sowohl der Ankläger wie Verurtheilte stets ausbrechen.“

Die Soldaten, welche den Rechtsspruch des Bey in Anspruch nahmen, durften sich dem Throne bis auf vier Schritte Entfernung nähern und begrüßten wohl gleichfalls den Bey durch die Berührung von Brust, Lippen und Stirne, unterließen jedoch die Verbeugung. Wir waren überrascht, als bei vier Processen hintereinander derselbe Soldat mitkam. Was für ein arger Sünder mußte er doch sein, um bei einer Sitzung für vier Vergehen bestraft zu werden! Er nahm die Urtheile mit staunenswerthem Gleichmuth hin, ja er kam sogar zum fünftenmale mit den Soldaten herein. Ich frug den Kriegsminister leise, was denn dieses „mauvais sujet“ Alles verbrochen hätte. „Sie irren sich,“ antwortete er, „das ist nur der Sergeant, welcher die zu verurtheilenden Soldaten vorzuführen hat. Er versieht diesen Posten seit vierzehn Jahren.“ Ich hatte dem Guten somit Unrecht gethan.

Unter den Parteien befand sich auch eine Frau, die tief verschleiert von Polizisten hereingeführt wurde und weit vom Thron entfernt stehen bleiben mußte. Indessen

zeigte sie durch ihr lautes Geschwätz, Schreien und Weinen, daß es mit der Furcht vor ihrem Fürsten nicht weit her sei. Sie war die einzige Frau, welche bei dieser, wie bei allen Gerichtssitzungen, denen ich beiwohnte, zugegen war, denn Frauen dürfen nur dann im Gerichtssaal erscheinen, wenn sie direct an irgend einem Falle betheiligt sind. Sogar europäische Damen dürfen selbst als Zuschauer nicht in den Gerichtssaal treten.

Die Strafen, welche der Bey dictirte, bestanden theils in Geld- oder Gefängnißstrafen, theils in der in Tunis noch mit Vorliebe angewandten Bastonnade; manche unklaren Fälle wurden den Beamten zur weiteren Untersuchung zugewiesen, bei anderen erkundigte sich der Bey zuerst bei dem ihm zur Seite befindlichen Premierminister nach den Einzelnheiten, und die betreffenden Parteien trachten sich deshalb schon lange vor dem Sitzungstage mit dem schlauen habsüchtigen Vezier durch Geld und gute Worte in's Einvernehmen zu setzen. Im Allgemeinen war jedoch das Urtheil des Bey von überraschender Klarheit und Gerechtigkeit. Der letzte Fall, welcher dem Bey vorgetragen wurde, behandelte einen Mord, begangen durch zwei Beduinen, Vater und Sohn. Die beiden Verbrecher wurden mit gebundenen Händen vorgeführt. Der Basch-Chamba trat als Ankläger auf. Die Mörder gestanden ihre Schuld. Der Bey zog dichte Wolken aus seinem Tschibuk, zögerte eine Zeit lang und erhob dann langsam seine Rechte mit der Handfläche abwärts gewendet. Plötzlich drehte er die Hand nach aufwärts. Es war das Todesurtheil. Ohne ein Wort zu sprechen, führten die Zaptiehs die beiden Mörder hinaus. Der Bey, sichtlich angegriffen und unruhig, erhob sich von seinem Thron, der Tschibuk wurde ihm abgenommen, er grüßte majestätisch nach allen Seiten und schritt dann, gefolgt von seinen Ministern, langsam nach seinen Privatgemächern. Der Basch-Chamba hatte schon vorher mit lauter und langgedehnter Stimme das Wort: „El Afia!" (Friede!) in die Menge gerufen, die sich nun langsam und ruhig wieder entfernte.

Die Sitzung war vorüber.

Der Dragoman, unser Begleiter, zog uns inzwischen an eines der Fenster. „Warten Sie hier," meinte er, „Sie können die Execution gleich mit ansehen." Wir blieben mit Widerstreben kaum zweihundert Schritte vom Palast entfernt; nahe den Ufern des El Bahira-Sees war ein hoher Galgen, aus zwei Pfosten mit einem darübergelegten Querbalken, errichtet worden. Zwei Hanfseile hingen von dem letzteren herab. Die beiden Delinquenten wurden in eines der Zelte der irregulären Garden geführt und dort entkleidet. Hier durften sie auch noch ihre Gebete

verrichten und die hierbei vorgeschriebenen Waschungen vornehmen. Bald darauf sahen wir sie, gefolgt von dem, ganz in Roth gekleideten Scharfrichter und einigen Polizisten nach dem Galgen schreiten. Dort zog ihnen der Scharfrichter mit Ausnahme eines Lendentuches das letzte Kleidungsstück ab, legte ihnen die Schnur um den Hals und gab den an dem Schnurende stehenden Knechten ein Zeichen. Diese zogen die beiden Mörder auf vier bis fünf Fuß Höhe über den nackten Erdboden empor und wanden die Schnüre an Pflöcken fest. Haarsträubend war das Umherbaumeln und minutenlange Zucken der Gehenkten; mit Entsetzen wandten wir uns ab. Militärische Bedeckung war nicht vorhanden. Die zwei- bis dreihundert Araber, welche dem Zuge gefolgt waren, zerstreuten sich rasch, und nach einer Stunde schon wurden die beiden Gehenkten abgenommen. Galeerensträflinge, paarweise aneinandergekettet, luden die Leichen auf eine hohe Bahre und brachten sie nach dem Begräbnißplatz. Eine halbe Stunde darauf war der Galgen abgebrochen, die Todten beerdigt, mit einem Worte Alles vorüber.

* * *

Mag auch die Art des Hängens hier viel entsetzlicher sein, als in Europa, einen Vortheil haben die Verurtheilten vor jenen unserer civilisirten Länder doch: sie werden zum wenigsten nicht erst drei Tage jenen grausamen Gewissensfoltern und Todesbangen ausgesetzt, wie ihre europäischen Collegen. Dazu wird das Todesurtheil in Tunis höchst selten verhängt, denn der Bey zeigt sich darin im Gegensatz zu seinen Vorgängern sehr human. Er spricht das Urtheil mit dem größten Widerstreben und soll an solchen Tagen ganz unzugänglich sein, ja die meiste Zeit im Gebete zubringen. Leider unterscheidet die tunesische Gerichtspflege nicht zwischen zufälligem, vielleicht im Trunke begangenem Todtschlag und wohlüberlegtem Meuchelmord. Beide werden durch den Tod gesühnt, aber auch dann nur, wenn die Verwandten des Ermordeten von den Missethätern nicht das Sühngeld annehmen sollten. In der Provinz, wo unter den Beduinen derlei Morde gar nicht selten vorkommen, wird der Mörder in den Kottar gesteckt, oder er flüchtet sich nach einem der geheiligten und unverletzbaren Asyle, die gewöhnlich bei den Grabstätten von heiligen Marabuts angelegt werden. Dort verhandeln nun die Verwandten des Erschlagenen mit jenen des Mörders die Summe des Reugeldes, und geben sich nicht selten mit ein paar hundert Piaster oder deren Werth zufrieden. Bei den Kabylen und Chumairs setzt deren uraltes, aus den heidnischen Zeiten hergekommenes Gesetz die Summe von 6—800 Piastern fest,

welche der Mörder an die Gemeinde, d. h. an den Vorstand des Stammes zu zahlen hat. Gleichzeitig wird seine Stätte zerstört, seine Habe confiscirt und er selbst aus dem Stamme gejagt. Damit allein ist jedoch nur das Gesetz gesühnt, nicht die Familie des Ermordeten. Unter den Berbern herrscht die Blutrache gerade so wie in Corsica und Sicilien, und man ruht nicht eher, als bis der Mord durch den Tod des Mörders, oder jenen eines Mitgliedes seiner Familie, oder eines seiner Kinder gesühnt ist. Ja, die Gesetze sind so streng, daß beispielsweise die Frau des Gemordeten, falls kein männliches Familienglied am Leben wäre, sich unter der Bedingung bei einem anderen Manne des Stammes verdingt, oder gar von ihm heiraten läßt, daß dieser den Tod ihres ersten Gemahls räche.

In der Regentschaft Tunis kann gesetzlich nur der Bey die Todesstrafe verhängen. Die Art derselben wechselt mit der Nationalität des Verurtheilten. Die Türken besitzen darin heute noch gewisse, von ihrer einstigen Herrschaft über das Land stammende Vorrechte, indem man sie und ihre mit einer Maurin gezeugten Kinder, die sogenannten Kuluglis, mittelst einer in Seifenwasser getauchten Seidenschnur erdrosselt; die Mauren werden geköpft und die nomadisirenden Beduinen gehenkt; die Juden wurden früher ertränkt, doch besitzen auch sie heute den zweifelhaften Vortheil, gehenkt zu werden.

* * *

Da der Bey von Tunis seinen Aufenthaltsort häufig wechselt und bald in diesem, bald in jenem Palaste oder Orte wohnt, so enthält auch jeder derselben seinen eigenen Gerichtssaal. Eine Ausnahme hiervon macht der Palast von Hammam en Linf, eines wenige Meilen von Tunis entfernten Badeortes. Der Palast besitzt nämlich keinen für die öffentlichen Gerichtssitzungen hinreichend großen Saal, und es wird deshalb während der Residenz des Bey in Hammam en Linf auf den vom Palaste bis zur nahen Meeresküste hinziehenden Dünen ein großes Zelt errichtet, in welchem der Landesfürst an Samstagen zu Gericht sitzt. An diesen Tagen entwickelt sich auf den sonst ganz verödeten Dünen ein ungewöhnlich lebhaftes und farbenreiches Bild. Nicht nur daß die Mauren, der Hof und die Bürgerschaft von Tunis in Carrossen oder zu Kameel und Pferd nach Hammam kommen, aus allen Theilen des Reiches strömen die Araber herbei, und es müssen deshalb für ihre Unterkunft und Beköstigung eigene Zelte errichtet werden, die in malerischen Gruppen das große fürstliche Zelt umgeben. Die zahlreichen Karavanen, die Reitthiere, Lager und primitiven Feldküchen, die vielen pittoresken Gestalten, welche

sich zwischen ihnen umherbewegen, alles das zeigt uns den Orient in seinem wahren Charakter.

Vor einigen Jahren fiel bei einer dieser Gerichtssitzungen ein höchst merkwürdiger Fall vor. Ein Maure trat, mit einem ziemlich umfangreichen Sack in den Händen, vor den Thron des Bey und ließ daraus zwei — menschliche noch blutende Köpfe, den eines Mannes und einer Frau, kollern, ohne ein Wort zu sprechen. Der Bey blickte die Köpfe, dann den Mauren an, und gab schweigend das Zeichen der Freisprechung. Es war einfach ein betrogener Ehemann gewesen, der seine Frau beim thatsächlichen Ehebruch ertappt hatte. Der Betrogene machte in seiner ersten Aufregung von seinem auf alte orientalische Traditionen fußenden Rechte, beide Ehebrecher zu tödten, Gebrauch, und war noch am selben Tage vor den Bey getreten, um ihm seine That, wenn auch nicht mit Worten, so doch noch viel bezeichnender durch die Köpfe der Missethäter vorzutragen. Der Bey mußte die alten Traditionen respectiren und sprach den Mauren frei. Seit jener Zeit kam glücklicherweise kein solcher Fall mehr vor. Nicht etwa deshalb, weil die maurischen Frauen tugendhafter geworden, oder weil sie es schlauer anstellen und sich von ihren Ehemännern nicht mehr erwischen lassen, sondern weil es die betrogenen Gatten vorziehen, gestützt auf die Gesetze, ihre Frauen an den Verführer zu verkaufen und damit im Gegensatze zu dem erst erwähnten Hitzkopf zweierlei Profit erzielen: erstens, ein schlechtes Weib los zu werden und zweitens ein anständiges Sümmchen Geldes zu verdienen.

XV.

Justizpflege und Gefängnißwesen in Hauptstadt und Provinz.

Nächst dem Bey haben in Tunis die Kaids oder Provinzgouverneure die höchste richterliche Gewalt. Diese letztere ist nun in Folge der vielen Bestechungssummen, die den Richtern angeboten werden, ein sehr einträglicher Posten, und der Bey sowie der Premierminister verleihen sie deshalb gern ihren Günstlingen, die außerdem gewöhnlich noch irgend eine andere Hofcharge bekleiden. Sie wohnen in der Hauptstadt Tunis, besuchen ihre Provinz höchst selten oder gar nie und lassen sich in der letzteren durch einen Vizekaid oder „Chalifen" vertreten. Dieser richtet nach Gutdünken, „muß" jedoch seinem Chef einen Theil der Bestechungssummen abführen, weshalb die Gelder, die er von den Verurtheilten erpreßt, doppelt so

groß zu sein pflegen, als würde der Kaid direct richten. Deshalb ziehen es die meisten Jener, welche die Weisheit des Richters in Anspruch nehmen müssen, vor, ebenfalls nach Tunis zu wandern und direct vor den Kaid zu treten, statt sich zuerst mit dem Chalifen einzulassen. Nun sind manche Provinzen, wie jene von Susa oder Sfax, von der Hauptstadt mehrere Tagreisen entfernt, und man kann sich die Unbequemlichkeit dieses Gerichtswesens lebhaft vorstellen. Die Kaidstellen der Provinzen Susa und Sfax haben zwei Syrier inne, welche in ihrer Jugend Sklaven waren, und theils durch ihr eigenes Geschick, theils durch die Gunst des Fürsten oder des Ministers Directoren im Ministerium des Auswärtigen geworden waren. Diese Stellen allein tragen ihnen bedeutende Geldsummen ein. Dazu kommen noch die Gehalte als Provinz-Gouverneure und die Bestechungsgebühren als Richter, weshalb man sich nicht zu verwundern braucht, wenn beide Kaids mehrfache Millionäre sind. — Ja, die Sache geht so weit, daß der Premierminister Mustapha Ben Ismail die Kaids nicht nur auf die von ihnen geraubten Summen beschränkt und ihre Gehalte selber in die Tasche steckt, sondern daß er die Kaidsstellen überdies noch an die Meistbietenden vergiebt. So geschah es erst im vergangenen Jahre mit dem Kaid von Mater.

Je weiter die Provinz von der Hauptstadt entfernt liegt, desto unabhängiger und mächtiger ist natürlich auch der Kaid, ja er könnte viel eher mit einem souveränen Despoten verglichen werden, als mit einem Provinzgouverneur. Die Hauptstadt Tunis bildet einen Bezirk für sich, und ihr Gouverneur ist in der Regel ein hoher Militär, wie im gegenwärtigen Augenblick. Seine Macht und sein Gerechtigkeitssinn wird durch die unmittelbare Nähe des Hofes und der Minister nicht selten zu deren Vortheil beeinflußt, doch spricht er bei Polizeivergehen und anderen unbedeutenden Gerichtsfällen in der Regel ein recht angemessenes Urtheil.

Unterschiedlich vom Bey sitzt der Ferik oder Stadtgouverneur täglich in einem kleinen Saale des Dar el Bey von Tunis während zwei oder drei Stunden, und richtet die im Laufe des vergangenen Tages vorgekommenen Vergehen oder untersucht die schwereren Verbrechen, um das Resumé dem Bey vorzutragen. Die Art und Weise der ganzen Procedur kann sich im Innern von Persien oder Mesopotamien nicht urwüchsiger und orientalischer gedacht werden, als hier in der Hauptstadt der Regentschaft Tunis. Der Ferik sitzt in Generalsuniform, aber ohne Waffen, mit verschränkten Beinen auf einem breiten, die ganze Länge des Gemaches einnehmenden Divan. Er ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten von Tunis. In seinen jüngeren Jahren war er seiner ungewöhnlichen Leibesstärke

wegen berühmt und man erzählt von ihm, er hätte einen großen Panther ohne irgend welche Waffen, durch die Kraft seiner Arme allein überwältigt. Heute alt und gebrochen, sitzt er während der Dauer der Gerichtssitzung fast unbeweglich auf seinem Divan. Das Zimmer öffnet sich auf einen großen, glasgedeckten Säulenhof, wo die Executionen direct vor den Augen des Ferik vollzogen werden. Wird beispielsweise ein Verbrecher Nachmittags eingezogen, so hat er zunächst vor dem Polizei-Obersten, dem Adjutanten des Ferik, ein Verhör zu bestehen. Dann wird er nach dem Gefängniß gebracht, das sich unterhalb des Gerichtszimmers, gleichfalls im Dar el Bey befindet. Nun darf man sich tunesische Gefängnisse nicht etwa vorstellen, wie europäische. Die Gefangenen kommen alle zusammen in denselben höhlenartigen Raum, und verlassen ihn nicht wieder, bis sie entweder vor den Richter geführt oder ganz befreit werden. Ja sogar die Besorgung der dringendsten Bedürfnisse ist ihnen außerhalb des Gefängnisses nicht gestattet, und man kann sich denken, wie es in dem jedes Anstandsortes baren Raum aussehen muß. Im Untersuchungsgefängnisse von Tunis giebt es auch weder Betten noch hölzerne Pritschen, und die Gefangenen müssen demnach auf demselben feuchten Boden auch schlafen und essen. Sie erhalten von der Regierung täglich einen Laib Brot und frisches Wasser. Kleidung und anderweitige Nahrung müssen sie sich durch ihre Verwandten besorgen lassen, mit denen sie durch die großen Eisengitter der Gefängnißmauern leicht verkehren können. Die Frauen sind in einem getrennten Raume untergebracht, werden jedoch auf dieselbe Weise behandelt wie die Männer.

In diesen Gefängnissen bleiben die Leute, bis sie zur Entscheidung ihres Falles vor den Ferik geführt werden. Ich war selbst zu wiederholtenmalen Zeuge des einfachen Gerichtsverfahrens. Ein Paar Zaptiehs oder Polizisten führen die Gefangenen vor; der Polizei-Oberst liest von einem Stückchen Papier — denn der Orientale kennt keine Geschäftsbücher — die Anklage herunter; der Ferik richtet an den Verklagten einige Fragen, läßt ihn ruhig seine Vertheidigung hersagen, und verurtheilt ihn dann in dürren Worten zu Gefängniß, Geldstrafe oder Bastonnade, je nachdem der Delinquent wohlhabend oder arm ist. Schwere Verbrechen werden mit Galeere bestraft.

Nächst der Geldstrafe kommt die Bastonnade am häufigsten vor, und selten wird ein Verbrecher zu weniger als ein- bis zweihundert Streichen verurtheilt. Auch fünf- bis achthundert Streiche sind durchaus nicht außergewöhnlich. Sobald der Ferik die Zahl der Streiche genannt, stürzten sich die Polizisten auf den Verurtheilten und zogen ihn in den Vorhof. Hier wurde er zu Boden geworfen

und gebunden. Zwei Zaptiehs steckten seine unbekleideten Füße durch die Schlinge einer an der Wand befestigten Schnur und zogen diese derart zusammen, daß die Beine des auf dem Boden Liegenden beinahe senkrecht emporstanden und die bloßen Fußsohlen zeigten. Zwei Sergeanten traten mit sogenannten „Ochsenziemern“ heran und begannen nun unbarmherzig auf die Sohlen loszuschlagen, bis die Zahl der Streiche erreicht war. Hierauf wurde der arme Teufel losgebunden und laufen gelassen. Jene, welche fünfhundert und mehr Streiche empfangen hatten, bluteten gewöhnlich stark, und blieben auf dem Boden liegen, so daß sie von ihren Verwandten, deren es unter den Zusehern immer welche giebt, fortgetragen werden mußten. Was mich jedoch bei anderen, die nur hundert bis zweihundert Schläge erhalten hatten, am meisten wunderte, war, daß sie, wenn auch schmerzverbissen, so doch recht schnell davonhinkten, als ob sie sich etwa nur einen Dorn in den Fuß gestochen. Dies wurde mir von meinem Dragoman nachher deutlich auseinandergesetzt. Die Bastonnade bildet eine der reichsten Einnahmsquellen der Polizisten, die von der Regierung doch nur nominell besoldet werden, und sich ihren Lebensunterhalt durch Trinkgelder und Bestechungssummen erwerben müssen. Wird Jemand zur Bastonnade verurtheilt, so ist es sein Erstes, während der Vorbereitungen zu der grausamen Bestrafung mit den Polizisten um die Summe zu verhandeln, welche sie zu bekommen hätten, wenn sie recht gelinde losschlagen würden. Die Vereinbarungen sind in der Regel schon getroffen, bevor noch der erste Streich gefallen, und so wurde es mir nachträglich erklärlich, wie der Eine, wahrscheinlich Arme, auf dem Boden liegen bleiben konnte, während der Andere, Wohlhabendere, munter davonhumpelte.

War das Urtheil vollzogen, so wurden andere Parteien vorgeführt, und all' das ging mit überraschender Schnelligkeit und Präcision von Statten. Ein Fall ist jedoch zu bezeichnend, um nicht an dieser Stelle erzählt zu werden. Ich begleitete eines Abends einen in Tunis ansässigen Engländer, Namens Smith, nach seinem auf der „Marina“ gelegenen Hause und nahm, dort angekommen, von ihm Abschied. Kaum hatte ich mich wieder einige Schritte von dem Hause entfernt, als ich durch die Stille der Nacht ein Gepolter und bald darauf zwei Schüsse hörte, die aus dem ersteren zu kommen schienen. Gleich darauf stürzten zwei Araber aus dem Hause und eilten von dannen. Der Eine entschwand im Nu meinen Blicken, der Andere brach jedoch nach einigen Schritten zusammen und blieb auf der Straße regungslos liegen. Im Begriff, zurückzugehen, um mich nach dem Vorgefallenen zu erkundigen, trat Smith ganz aufgeregt und den rauchenden Revolver in der

Rechten aus dem Hause. Er hatte die beiden Kerle, die sich durch das flache Dach in seine Wohnung geschlichen hatten, gerade ertappt, als sie im Begriffe waren, seine kostbarsten Habseligkeiten davonzuschleppen. Bei seinem Eintritte war einer auf Smith mit gezücktem Yatagan losgestürzt. Doch war ihm Smith durch zwei wohlgezielte Schüsse aus seinem Revolver zuvorgekommen. Wir eilten nun nach der Hauptwache, um dem Nachtgouverneur — Tunis wird nämlich zur Nachtzeit von einem anderen Ferik commandirt als bei Tage — und meldeten ihm den Vorfall. Der Verwundete wurde fortgeschafft und damit war die Sache vorläufig beendigt.

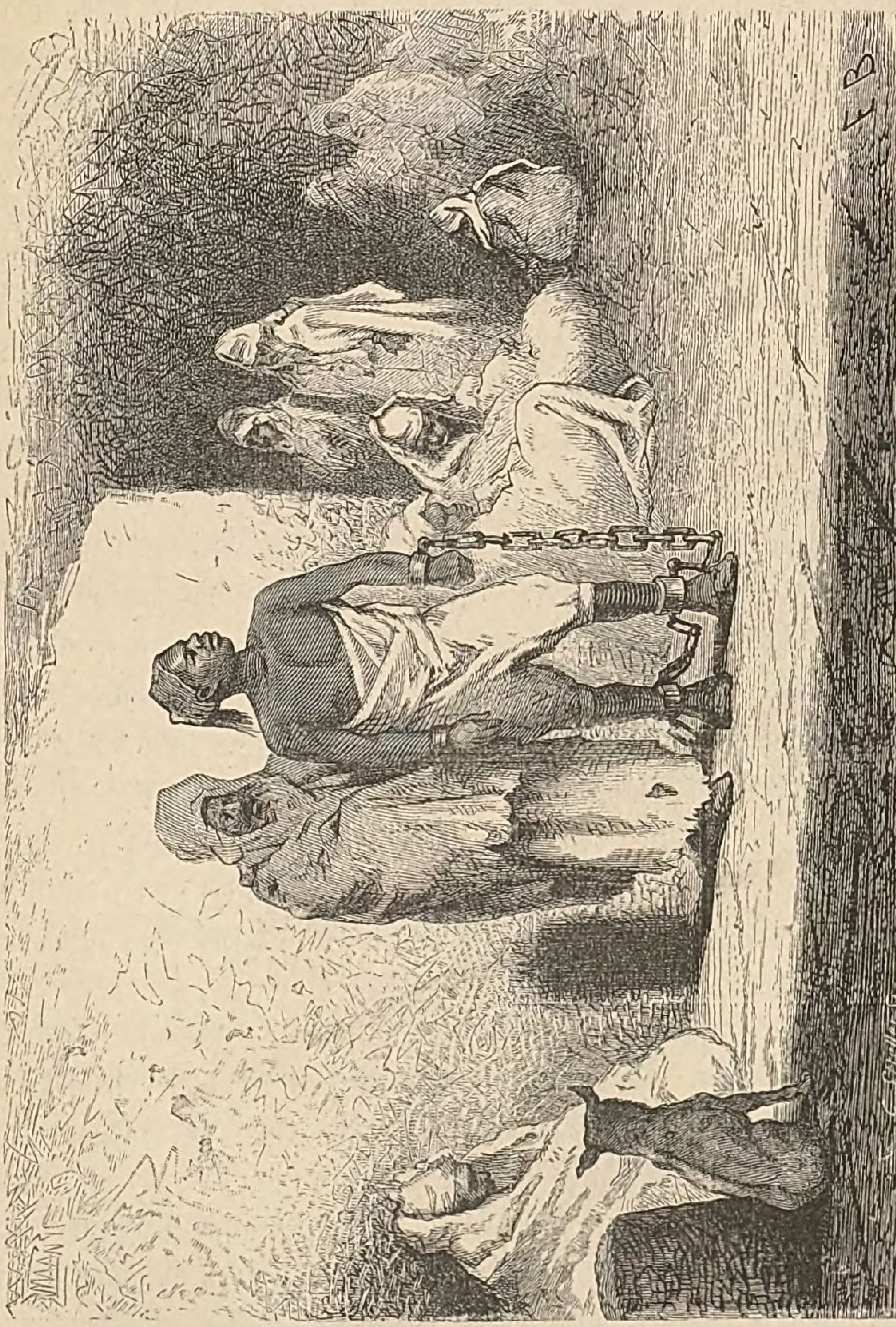
Einige Tage darauf besuchte ich wieder, mit meinem Amr-Bey, d. h. offenen Befehlsbrief des Bey, bewaffnet, den Ferik, der gerade wieder zu Gericht saß. Nachdem ich einigen Verurtheilungen beigewohnt, trat unter den im Vorhofe Stehenden eine auffällige Unruhe ein, und gleich darauf bahnte sich zwischen ihnen hindurch ein Polizist seinen Weg, einen menschlichen Körper auf dem Rücken tragend. Auf dem freien Platze vor dem Ferik angekommen, ließ er ihn auf den nackten Steinboden fallen. Ich erkannte in dem Verwundeten den Einbrecher aus Smith's Haus. Da das Gesetz es erheischt, daß jeder Verurtheilte persönlich zu vernehmen ist und der Ferik nicht nach dem Spitale gehen wollte oder konnte, so hatte man den Verbrecher, trotz der zwei Kugeln, die er im Leibe hatte, einfach auf die Schultern geladen und nach dem Gerichtshof getragen, damit er sein Urtheil anhören könne. Natürlich war der Schwerverwundete vollständig bewußtlos.

* * *

Die Galeeren von Tunis sind ziemlich harter Natur. Der Hof von Tunis dürfte wohl der einzige sein, der Gefallen daran findet, seine Galeerensträflinge mit der königlichen Suite überall dahin zu führen, wohin sich der Landesregent begiebt. Residirt derselbe in Goletta, so werden auch die Gefangenen dahin befördert, wohnt er im Bardo, so sind auch sie im Bardo. Die Ursache hiervon dürfte ihre Verwendung zu den harten Haus- und Straßenarbeiten sein, die vielleicht gerade im Palaste oder dessen Umgebung auszuführen sind. Aber nicht nur die Fürsten, auch die Minister und deren Günstlinge bedienen sich der Sträflinge. Hat irgend einer von ihnen eine Reparatur an seinem Privathause vorzunehmen, Trottoirs zu legen, die Abzugscanäle zu reinigen 2c., so werden Galeerensklaven hiezu requirirt, deren je zwei an Hand und Fuß zusammengekettet sind.

Indessen sind die Galeerensklaven nicht am unglücklichsten daran, denn ihnen ist zum Wenigsten ihr Los gewiß. Mit meinem Ferman versehen, der mir Thür

und Thor öffnete, besuchte ich eines Tages in Begleitung zweier deutscher Officiere das Untersuchungsgefängniß im Bardo. Es brauchte lange und energische Drohungen, ehe uns der Schließer in das Gefängniß einließ, und auch dann öffnete er die



Galeerensklaven in Goletta.

Thüren nur so weit, um uns mit dem Dragoman einzulassen. Hierauf wurden die Riegel hinter uns zugeschoben und wir befanden uns in einem weiten Raum, in welchem etwa zwei- bis dreihundert Verbrecher oder Angeklagte weilten. Die Einen lagen auf ihren hölzernen Pritschen (dieses Gefängnis besaß deren nämlich etliche)

Andere kauerten auf dem Boden umher und sprangen bei unserem Eintritt auf, um sich uns zu nähern. Aus ihrem Munde erfuhren wir nun, daß sie alle Angeklagte wären, die noch immer auf ihren Proceß oder ihre Verurtheilung warteten. Einige unter ihnen befanden sich bereits seit drei Jahren hier und schienen von den Behörden ganz vergessen worden zu sein. Sie erhalten täglich zwei kleine Laibe Brot und dazu Wasser. In einer Hinsicht werden sie humaner behandelt, als in Europa: ihre Verwandten und Freunde können sie nämlich wann immer besuchen. Der Grund hierzu ist weniger in der Humanität, als in dem guten Trinkgeld zu suchen, das sie dem Schließer geben müssen, und in den Nahrungsmitteln, welche sie den Gefangenen bringen, die somit weniger von der Regierung bedürfen. So Mancher schmachtet hier, der gerade irgend einem Gewaltigen unbequem ist und nicht auf andere Weise beseitigt werden kann. Der Bey selbst hat augenscheinlich keine Kenntniß von diesen Mißständen, denn in seinem anerkannten Gerechtigkeitssinn würde er sie gewiß abstellen, aber die Minister wissen recht wohl in dem zeitungslosen Lande ihre Unthaten vor den Augen des Regenten zu verbergen.

Auf dem Lande ist die richterliche Willkür noch viel auffälliger und grausamer. Die Gefängnisse der Provinzstädte sind wahre Pestlöcher und, wie mir beispielsweise der Schließer des Stadtkerkers von Mater selbst mittheilte, werden die Gefangenen ausschließlich von ihren Verwandten, oder wenn sie deren keine besitzen, durch die Almosen der Vorübergehenden am Leben erhalten, die sie dann auf herzzerreißende Weise anbetteln. Tagsüber sah ich sie gewöhnlich an den vergitterten Kerkerfenstern liegen, die sich nach der Straße zu öffnen. Dort reichte ihnen Mancher ein Stück Brot, einen Trunk Wasser. Können ihre Verwandten irgendwie eine Geldsumme auftreiben, so kaufen sie mit diesem Blutgelde den Gefangenen los und der Kaid oder Chalifa verpraßt das Geld mit seinen Tänzerinnen oder Haremsknaben. Während meiner Anwesenheit in Mater war es mir vergönnt, näheren Einblick in das Gebahren dieser Blutsauger zu bekommen. Ich bewohnte die Farm eines Europäers, dessen Oberhirt eines Tages weinend zu mir kam, und mich bat, seinem Schwager zu helfen. Derselbe wäre vom Chalifa der Stadt eingesperrt worden, weil er nach der Aussage einiger ihm übelwollenden Männer einen Mord begangen haben sollte. Die Familie des Ermordeten verlange fünfhundert Piaster Schadenersatz, außerdem der Chalifa noch eine gleiche Summe als Strafe. Obschon der Mann ein Alibi nachweisen konnte, hätten ihn die Schausch oder Gemeindediener eingesteckt, und bestünden auf Bezahlung des Geldes. Die ganze Stadt war von der Unschuld des Gefangenen überzeugt, doch wagte es bei den despotischen,

ungesetzlichen Verhältnissen nicht Einer, die Stimme für ihn zu erheben. Ich versprach, mein Möglichstes zu thun. Am Tage, nachdem ich die Sache dem ersten Minister durch den zweiten Dragoman des Bey vorgetragen, wurde der Chalifa nach Tunis citirt, der Gefangene sofort freigelassen und der Chalifa zur Zahlung von einigen tausend Piaster an den Minister verurtheilt. Aber was half es? Kaum war der Chalifa nach Mater zurückgekehrt, als er von seinen Untergebenen eine außerordentliche Contribution erpreßte, unter dem Vorwand, sie dem Minister senden zu müssen. Einen Theil behielt er für sich, den Rest sandte er dem Minister, und wer hatte schließlich zu leiden? — das Volk.

Unter solchen Verhältnissen trachtet natürlich jeder Einwohner der Regentschaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, sich von der tunesischen Gerichtsbarkeit dadurch zu befreien, daß er sich aus irgend einem, bei den Haaren herbeigezogenen Vorwand unter den Schutz eines europäischen Consulates stellt. Jeder Europäer oder Schutzbefohlene untersteht nämlich in keiner Weise den tunesischen Behörden, sondern seinem betreffenden Consul, welcher auch alle von den Colonisten begangene Vergehen oder Verbrechen aus eigener Machtvollkommenheit richtet. Größere Consulate, wie z. B. das italienische oder französische, besitzen unter ihrem Personale eigene Amtsrichter, welche nach dem französischen, respective italienischen Gesetze richten; die anderen Consuln sind der Mehrzahl nach selbst Juristen. Um sich von der tunesischen Gerichtsbarkeit zu befreien, weisen die betreffenden Mohamedaner irgend welche thatsächliche oder imaginäre Abstammung von einem Europäer ab, und am häufigsten diente die am wahrscheinlichsten klingende Abstammung von den spanischen Mauren als Vorwand, um sich unter den Schutz des spanischen Consulats stellen zu lassen. Was die Papiere nicht zu thun vermochten, that in früheren Fällen bei vielen Consulaten das Geld, und so zeigen denn die Listen der einzelnen Consulate viele hundert mohamedanischer Staatsangehöriger, welche wohl echte Tunesier sind, aber nicht von ihren eigenen Behörden angegriffen, gerichtet oder besteuert werden dürfen, sondern vollkommen der Jurisdiction des Consuls unterstehen. In der Regel sind es die reichsten Leute der Regentschaft, also jene, welche von den ministeriellen Raubrittern das Meiste zu befürchten haben. Die „Malpractice“ früherer Consuln entfremdete also den Ministern massenhaft ihr Abgrasungsrevier, aber auch dem Staate gerechte Steuern, und so blieb dem ersteren wie dem letzteren immer wieder nur das arme Volk zur Bedrückung übrig. Auch in anderer Hinsicht kann man sich die souveräne Macht und Stellung der europäischen Consuln kaum vorstellen. Sie sind Herren über mehrere tausend Unterthanen, deren Beschützer

und Richter, ja sie bilden förmlich infolge des Exterritorialrechts, welches ihren Ländereien und Häusern, sowie jenen ihrer „Unterthanen" zugesichert ist, eine Art Staat im Staate. Daß vor gar nicht langer Zeit mancher dieser Herren das Beispiel der tunesischen Machthaber nachahmte, und sich für klingende Münze auch nicht spröde zeigte, gehört nicht hierher, denn wir haben es ja hauptsächlich mit der mohamedanischen Gerichtspflege zu thun. Ueberdies sind die erwähnten Mißstände heute großentheils verschwunden und man kann hoffen, daß mit der französischen Occupation auch jene der tunesischen Verwaltung bald abgestellt sein werden.

XVI.

Wanderungen in der Umgebung von Tunis.

Die Hauptstadt des alten Maurenreiches entbehrt vollständig jedes Baumschmuckes. Mit Ausnahme eines kleinen vor dem Thore der Kasba gelegenen Squares und vereinzelter, über die Hausdächer emporragender Palmen, wird man innerhalb der Ringmauern vergeblich nach erquickendem Grün suchen, und es bleibt nur unbegreiflich, wie die Araber der Stadt den Namen „die grüne" beilegen konnten. Die „schmutzige" oder die „finstere" wäre gewiß passender gewesen.

Dafür entschädigt uns theilweise die Umgebung der Stadt für diesen Mangel. Wohl fehlt in der nächsten Nachbarschaft von Tunis auch jeder Baum und Strauch, doch sind mindestens einzelne Straßen, wie z. B. die zum Bardo führende, mit schattigen Akazien besetzt, und nach einer halbstündigen Wanderung über diese reizlose, staubige Ebene wird man ausgedehnte Olivenwälder erreicht haben, die alle Anhöhen im Süden der Stadt bedecken. Schattige Ruheplätzchen, herrliche Aussichtspunkte auf das Häusermeer, die beiden Seen und die fernen, ungemein malerischen Contouren des Dschebel Bu Kornein, Dschebel Ressas und Dschebel Saghuan sind hier recht zahlreich, aber noch Niemandem in diesem unternehmungslosen Lande wäre es eingefallen, hier ein Restaurant oder doch ein arabisches Café zu errichten, wo die dreißigtausend Europäer von Tunis einen kleinen Ruhepunkt auf ihren Spaziergängen finden könnten.

Häufig unternahm ich in Begleitung lieber, angenehmer Gesellschafter Ausritte nach diesen Olivenwäldern, und ich kann mich im ganzen Orient weniger Aussichtspunkte erinnern, welche ein weiteres Gebiet, und was mehr gilt, ein entzückenderes Bild geboten hätten wie diese. Allein dies gilt nur in Bezug auf das

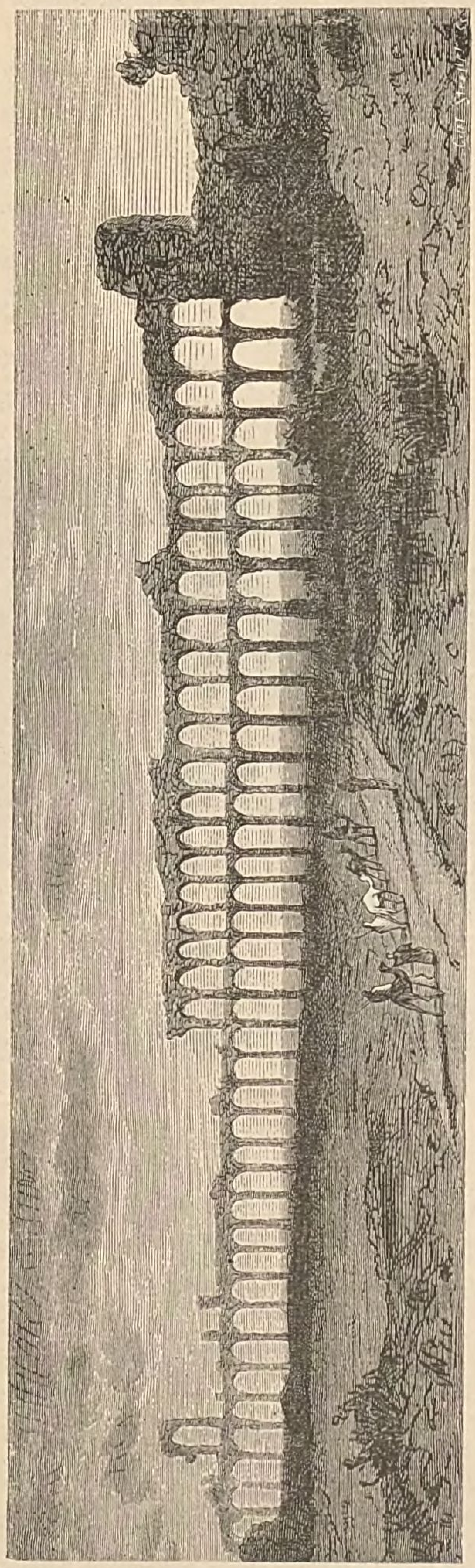
Totalbild, denn in ihren Einzelnheiten ist die Umgebung von Tunis ziemlich trostlos. Die kahlen, gelbgrünen Hügel in der nächsten Umgebung der städtischen Ringmauern sind mit düsteren Forts und Batterien besetzt. Tritt man aus den militärisch bewachten Thoren von Tunis in's offene Land heraus, so befindet man sich mitten unter Gräbern; außerhalb der Stadtthore giebt es, ausgenommen im europäischen Stadtviertel, nicht ein einziges Gebäude mehr; der ganze Grund ist auf viele hundert Schritte in der Runde mit Leichensteinen und Grabcapellen bedeckt, ein höchst trostloser und abschreckender Anblick. Die Mauern sind zerfallen, die Wege mit Steintrümmern bedeckt, die Leichensteine von Disteln und Opuntien umwuchert. In diese Oede bringen nur die Kubbas der Heiligen mit ihrem würfelförmigen Bau und



Arabischer Friedhof.

aufgesetzter halbrunder Kuppel einige Abwechslung. Von den zehntausenden Gräbern gleicht eines dem andern; eine sechs Fuß lange, etwa ein Fuß hohe Steinplatte, an deren Kopfende entweder ein Täfelchen oder eine winzige Steinsäule mit turbanartigem Knopf aufgesetzt ist, je nachdem der Leichnam dem weiblichen oder männlichen Geschlechte angehört hatte. Die Leichen werden hier wohl in Särge gelegt und zur Todtenfeier mit schönen, kostbaren Tüchern überdeckt; auf dem Friedhof angelangt, werden sie jedoch aus dem Sarg gehoben und, nur mit einem leichten Gewand bekleidet, in das gewöhnlich sehr seichte Grab geworfen. Natürlich dürfen die Andersgläubigen auf diesen mohamedanischen Friedhöfen nicht beerdigt werden. Die Familie des Bey besitzt im obern Stadttheile von Tunis eine eigene große

Grabmoschee, in welcher sämmtliche bisherige Regenten aus der Husseiniten-Dynastie beerdigt sind.



Ruinen der karthagischen Wasserleitung.

Vor den Thoren der Stadt öffnet sich gewöhnlich ein weiter Platz mit steinernen Trinkbrunnen, wo die Karavanen und Beduinenstämme ihr Lager aufzuschlagen pflegen, bevor sie in die Stadt selbst einziehen. Die Thore von Tunis werden nämlich nach Sonnenuntergang geschlossen und nur auf Befehl des Bey zur Nachtzeit geöffnet, falls irgend ein distinguirter Reisender oder ein türkischer Würdenträger vor den Thoren eingetroffen wäre.

* * *

Der bis an die Straßen von Tunis heranreichende El Bahira-See, zu seicht, um durchschwommen, zu tief, um durchwatet zu werden, ist der Lieblingsaufenthalt von Myriaden Flamingos, Pelikanen und anderen Wasservögeln, die an seinen sumpfigen Ufern nach Nahrung suchen und diese auch in größerer Menge als nöthig finden. Aller Unrath und Dünger der großen volkreichen Stadt wird nämlich in den Bahira geworfen, der denn auch in der Nachbarschaft derselben vollständig versumpft ist und zur Sommerszeit gesundheitsgefährliche Miasmen aushaucht, die von Jahr zu Jahr immer unerträglicher werden. Gegen Goletta und den offenen Golf zu wird er immer tiefer und klarer. Mit Leichtigkeit ließe sich der See ver-

tiefen und der versumpfte kleine Hafen an der Marina von Tunis größeren Seeschiffen zugänglich machen. Heute ist es selbst den kleinen, zwischen Goletta und Tunis verkehrenden arabischen Segelbarken schwer, sich durch den Morast zu arbeiten, und der größte Theil des Waarenverkehrs hat sich der Eisenbahn zugewendet. Nur die kleinen Boote der europäischen Sportsmen durchfurchen noch recht zahlreich den ruhigen Wasserspiegel, um nach dem scheuen Sumpfgeflügel zu jagen. Inmitten des Sees befindet sich eine kleine, auf den Karten selten verzeichnete Insel mit den stattlichen Ruinen eines alten spanischen Castells; der hohe Thurm, die crenelirten Mauern, Kreuzgewölbe und festen Kasematten sind heute noch verwendbar, und zweifellos werden die Franzosen, wenn einmal Tunis mit dem Meere in directer Verbindung stehen und der See großen Handelsschiffen als Hafen dienen wird, auch das alte Schloß seiner einstigen Bestimmung wieder zuführen.

Weiter nach Nordost, über den fernschimmernden Häusergruppen von Goletta, erhebt sich ein kahler rothgelber Hügel ohne Strauch und Baum, nur auf seinem höchsten Punkte von einer kleinen Gebäudegruppe gekrönt. Es ist der Platz, wo einst Karthago war! Wohl dürfte es überflüssig sein, an dieser Stelle die spärlichen Ueberreste der dreimal zerstörten Weltstadt zu schildern, die so oft und von so competenten Federn beschrieben und abgebildet wurden. Indessen mag nicht unerwähnt bleiben, daß sie anscheinend besser beschrieben als ausgegraben worden sind und gewiß noch ein unendliches Feld für den Archäologen bieten würden. Europa hat sich in den letzten Jahren mehr Kleinasien, Griechenland und Aegypten zugewendet und über die dort gemachten Funde die alten römischen Städte vergessen, die hier im Schutt begraben liegen. Drei Städte liegen allein in Karthago auf einander: eine byzantinische, eine römische und eine punische, und wenn man auf punische Ueberreste stieß, so waren dies zweifellos nur solche, die von den Römern bei der Erbauung ihrer Stadt zur Verwendung gelangten — denn bisher wurden keine Ausgrabungen angestellt, welche auch nur den Mittelpunkt jenes umfangreichen Hügels erreichten, der anscheinend bis zum Horizont aus derartigem Mauerschutt besteht.

Dort unten erst muß man die Stadt des Hamilkar suchen; nicht *auf* dem Erdboden, *unter* demselben würde man gewiß Entdeckungen machen können, welche alle bisherigen auf diesem classischen Boden an Wichtigkeit und Größe übertreffen würden. Dies ist bisher noch gar nie versucht worden. Beulé, Davis und andere Forscher haben den Boden sozusagen nur aufgekratzt und dennoch wichtige, ja reiche und werthvolle Funde gemacht. Was liegt nicht Alles unter diesem Schutt von Jahrtausenden verborgen!

Die heute sichtbaren Ruinen von Karthago besucht der Reisende gewiß nicht ihrer Größe oder Sehenswürdigkeit wegen, denn eine solche besitzen sie nicht. Es handelt sich gewiß zunächst darum, dieses großartige Schlachtfeld menschlicher Cultur zu betreten und, auf dem wüsten Schutt ruhend, über die welthistorischen Ereignisse nachzudenken, die hier ihren Schauplatz gefunden — gerade so, wie man am Grabe eines großen Staatsmannes oder Dichters nicht des Monumentes, sondern zunächst Dessen gedenkt, der darunter ruht.

Einige Piscinen mit kolossalen Tonnengewölben, in welchen heute Viehheerden weiden, und die gewaltigen Pfeiler der karthagischen Wasserleitung, an welche die Araber ihre elenden Lehmhäuser angebaut, sind Alles, was man noch zu sehen bekommt. Interessanter ist die Grabcapelle des heiligen Ludwig von Frankreich, von gelehrten Mönchen bewacht, sowie das kleine archäologische Museum, das im Laufe der Zeit hier entstanden.

* * *

Von dem steil in's Meer herabstürzenden, von einem Leuchtthurm gekrönten Cap Karthago genießt man eine wundervolle Fernsicht über den ganzen Golf und die Halbinsel, deren äußerste Spitze das Cap bildet. Der steile Absturz wird gegen Norden von dem malerischen Araberdorfe Sidi Bu Said eingenommen, in welchem auch viele der mohamedanischen Würdenträger von Tunis ihre abgeschlossenen reichen Sommerresidenzen besitzen. Die Bewohner von Sidi Bu Said stehen im Rufe, große Fanatiker zu sein, was vielleicht in der Anwesenheit des Scheik ul Islam von Tunis und andererseits in der Grabmoschee des berühmten Heiligen zu suchen ist, dessen Namen das Dorf führt.

Zu Füßen dieses Dorfes, in einem herrlich bewachsenen, mit Gärten und Palmenhainen bedeckten Thale, zwischen den Höhen von Karthago und den nördlich daran gelegenen Felsen und Cap Kamart haben sich die tunesischen Reichen auf dem althistorischen Boden der karthagischen Vorstadt Megara, vielleicht sogar aus den Trümmern derselben, ihre Paläste gebaut — Paläste im wahren Sinn des Wortes. Ariane und Marsa, zwei prächtige Villenstädte, enthalten die beliebtesten Sommerresidenzen nicht nur der Prinzen und Würdenträger, sondern auch der europäischen Consuln, welche ihre Paläste der Munificenz des Landesfürsten zu danken haben. Der schönste und imposanteste Bau ist der Palast des Thronfolgers Sidi Ali Bey, umgeben von großen, prächtigen Gärten und Orangenhainen, die sich bis an den Meeresstrand hinziehen, und dort die Badepavillons des fürstlichen Harems beschatten. Die dritte dieser Villenstädte ist Manouba, etwas weiter land=

einwärts, in der Nähe des Bardo gelegen. In diesen Villegiaturen, alle umgeben von großen Cypressenhainen und Orangenpflanzungen, findet der Reisende den sagenhaften Reichthum und die Pracht der maurischen Großen noch theilweise verwirklicht.

XVII.

Die Frankenstadt und die europäischen Colonien.

Vor dem östlichsten Thore der Umfassungsmauer von Tunis, dem Seethore, breitet sich die „Frankenstadt", das von den Europäern bewohnte Stadtviertel aus, und wenn auch nur aus wenigen Straßen bestehend, so ist es doch zweifellos der schönste und freundlichste Theil der alten düsteren Maurenstadt. Von dem genannten Thore zieht sich in einer Ausdehnung von vielleicht zweitausend Schritten eine schnurgerade, breite und imposante Straße bis an die Ufer des El Bahira-Sees und den Hafen der Stadt. Schöne, stattliche Häuser, zumeist erst in den letzten Jahren erbaut, besetzen diese, „Marina" genannte Straße zu beiden Seiten bis nahe an den See; europäische Bazare und große Geschäftshäuser, Hôtels, die Bureaux des französischen Telegraphenamtes, die Tabakfabrik, das französische Consulargebäude mit seinem unfangreichen Garten, das europäische Casino und endlich die besuchtesten Cafés der Hauptstadt befinden sich in dieser Straße, die überdies noch mit einigen schattigen Baumgruppen und öffentlichen Cafégärten geschmückt ist. Auf beiden Seiten münden kleinere, jedoch gleichfalls mit stattlichen Gebäuden besetzte Straßen in die Marina, ja dieselbe reicht auch noch über das Seethor bis in die Maurenstadt hinein und bildet hier die Piazza marina, das eigentliche Centrum des europäischen Viertels. In der von hier längs den Stadtmauern nach Süden laufenden Straße befinden sich nämlich das schwedische, deutsche, österreichische und spanische Consulat, sowie die Schiffsagenturen und Bankhäuser; während die von der Piazza marina in nördlicher Richtung auslaufende Straße den englischen Consulats-Palast und viele europäische Geschäfte, endlich die Wohnhäuser der Malteser und Italiener enthält. Gegen Westen zieht sich von dem genannten Platz noch eine dritte Straße nach der inneren Stadt zu, und in dieser befindet sich die katholische Kirche, sowie ein Kloster und die Residenz des Bischofs. Die Katholiken haben nämlich von allen nicht mohamedanischen Religionen allein das Wohnrecht innerhalb der Maurenstadt erlangt; Juden und Protestanten haben ihre Gotteshäuser sowie ihre Friedhöfe außerhalb derselben.

Die Piazza marina ist das Centrum des europäischen Geschäftsverkehrs und vielleicht auch der belebteste Theil der ganzen Stadt. Des frühen Morgens schon ziehen Kameelkaravanen und Beduinenhorden durch das Thor an der hier postirten tunesischen Hauptwache vorüber, nach den Bazars der inneren Stadt; in den Vormittagsstunden versammeln sich hier die Geschäftsleute, um sich in den vielen Kaffeehäusern die Neuigkeiten des Tages zu holen, die hier affichirten Depeschen der „Agence Havas" zu lesen, und schließlich eine Art Börse abzuhalten, zu welcher sich kein Ort besser eignet. Mauren und Beduinen mengen sich hier zwischen die den verschiedensten Nationen angehörigen Europäer; glänzend uniformirten Kawassen der Consulate, die Soldaten der tunesischen Armee, die Juden, Creter und Albaneser in ihren malerischen Costümen, sie Alle bilden ein so buntes farbenreiches Völkergemisch, wie man es in anderen Theilen des Machröb vergeblich suchen würde. Gegen Mittag zerstreuen sich die einzelnen Gruppen, und zur Zeit der mittägigen Wachablösung ist der Platz wieder leer. Dafür beginnt das Leben großartiger, aber auch ruhiger, des Nachmittags auf der Marina, außerhalb des Thores. Die Marina ist so recht der Corso von Tunis, ebenso wie es die Riviera di Chiaja in Neapel, oder, um ein Bild aus dem Orient zu gebrauchen, wie es die Schubra-Allee in Kairo ist. In den ersten Nachmittagsstunden füllen sich zunächst die Cafés, denn noch ist die Hitze zu drückend; alle Welt sucht sich die schattigen Plätzchen unter den stattlichen Bäumen des französischen Consulats und schlürft den köstlichen Mocca, der hier zu dem billigen Preis von drei Sous per Täßchen servirt wird; die aus tunesischem Tabak gewickelte Cigarrette erhöht nur die Genüsse der nachmittägigen Siesta. Hier unter den schattigen Sycomoren versammeln sich gewöhnlich auch die Fremden, und mit Vergnügen erinnere ich mich der in Gesellschaft deutscher Freunde hier verbrachten Stunden. Araber, Juden, Malteser, die höchsten wie niedersten Stände, sitzen hier mit echt orientalischem Gleichmuth im Schatten desselben Baumes und lassen das bunte Gemisch der Spaziergänger vorbeidefiliren, das mit dem vorschreitenden Abend immer dichter und bunter wird. Zur Zeit des Sonnenuntergangs erscheinen auch die Equipagen der vornehmen Welt von Tunis mit schönen üppigen Frauengestalten, denen man es wohl ansieht, daß die Sonne des Südens sie gereift. Es ist ein ewiges Kokettiren, Grüßen, Zuwinken und Lächeln, ein Mienen- und Geberdenspiel, das uns eher an den Corso einer italienischen Stadt, als an den „frauenlosen" Orient gemahnt. Die europäische Gesellschaft von Tunis ist so klein, daß sich alle Welt kennt und grüßt; bei jeder Gelegenheit, in Concerten, im Theater, auf der Promenade und

bei den Empfängen muß man einander begegnen, und wenn es auch in Tunis noch mehr Coteriewesen, Klatsch und Feindseligkeiten giebt als irgend wo anders, so trägt man doch stets die größte Freundlichkeit und Höflichkeit zur Schau. Dem in die Verhältnisse nicht Eingeweihten scheint das gesellschaftliche Leben in Tunis als recht amusant und anziehend, weil es ihm fremd ist, und man auch wieder dem Fremden mit Zuvorkommenheit und fast Freundschaft, diesen den Orientalen abgelauschten so schönen Eigenschaften, entgegenkommt. Indessen dürfte er das „dessous des cartes" bald genug kennen lernen, und in demselben Maße werden auch die Illusionen schwinden, denen er sich vielleicht in den ersten Wochen hingegeben haben mag.

Die in Tunis ansässigen „Europäer" sind dieses letztere — nämlich „Europäer" — nur bis zu einem gewissen Grade geblieben, und die fremden Sitten und Unsitten üben auf sie um so größeren Einfluß aus, als gute Erziehung und Charakterfestigkeit unter der erschlaffenden Sonne Afrikas wie Wachs zerrinnen. In Kleidung und Aussehen sind sie untadelhafte Europäer; im Umgang und Benehmen sind sie es weniger, und in ihrem häuslichen Leben und Treiben zeigen sie sich nur zu sehr als Orientalen. Obschon anscheinend eine sehr auffällige, als unübersteiglich geltende Scheidewand die Mohamedaner von den Christen trennt, so nehmen diese Letzteren von den Ersteren viel mehr an, als umgekehrt, und man würde erstaunen, die Eigenheiten der erbsässigen Tunesier europäischer Abstammung kennen zu lernen, wäre hier der Platz, sie zu besprechen. Ein interessantes Capitel enthält hierüber Maltzan's archäologisches Werk über Tunis, und da der berühmte Orientalist lange Zeit in der Maurenstadt geweilt, so muß man sein allerdings scharfes Urtheil als der Wahrheit entsprechend ansehen. Er spricht sehr viel von der Unredlichkeit der Kaufleute und Geschäftstreibenden, von der lächerlichen Ordens- und Titelsucht der Gesellschaft, das Consularcorps miteingerechnet, der Käuflichkeit und Bestechlichkeit mancher Mitglieder desselben.

Ich enthalte mich jeder Bemerkung über diese auch von anderen Reisenden gemachten Wahrnehmungen, obschon diese Zustände heute noch nicht ihr Ende gefunden zu haben scheinen.

Der Leser ist vielleicht überrascht, in den vorstehenden Zeilen die Worte Concert, Theater u. s. w. gelesen zu haben. In der That besteht in Tunis eine philharmonische Gesellschaft, die Concerte veranstaltet, und zumeist das italienische Element zu ihren Mitgliedern zählt. Es giebt ebenso auch eine italienische Oper, die in dem kleinsten Kunsttempel thront, welchen der Verfasser auf seinen jahre-

langen Reisen in verschiedenen Continenten je gesehen. Trotzdem werden große Opern aufgeführt. Der Chor, ob er nun eine Armee oder eine Volksversammlung ꝛc. darstellen soll, besteht wegen Raummangels unabänderlich nur aus fünf Herren und vier Damen. Die Leistungen der Künstler lassen sich wohl kaum mit jenen von Covent garden messen, aber in Ermangelung eines Besseren sind die acht oder zehn Logen und die dreißig Fauteuils des Theaters stets abonnirt, ja es gehört zum bon ton der Gesellschaft, außer einer Equipage und Reitpferden auch eine Loge in diesem Miniaturtheater zu haben. Recht seltsam war es, als der Verfasser einmal beim Betreten des Kunsttempels die erste Primadonna in ihrem Bühnencostüm mit einem Teller in der Hand an der Eingangspforte stehen sah. Auf dem Teller befanden sich einige Silber- und Goldstücke, die unzweideutigste Aufforderung für jeden Eintretenden, ein Gleiches zu thun. Es fand an diesem Tage die Benefice-vorstellung der Primadonna statt, und diese echt italienische Provinzsitte hatte sich auch bis nach Tunis verirrt.

Im Theater wie in den Concert-Abenden bietet sich indessen den Reisenden die beste Gelegenheit, die europäische Frauenwelt von Tunis zu bewundern. Die Tunesierinnen sind nicht umsonst ihrer Schönheit wegen berühmt, und geben dem Fremden durch ihre Toiletten reichlich Gelegenheit, dies zu constatiren. Reizvolle, interessante Gesichter, üppiges Haar, glühende dunkle Augen und üppige Körperformen, die sich allerdings in reiferen Jahren zu unschönen Proportionen ausdehnen, sind hier allgemein zu finden.

Die zahlreichste und bedeutendste Colonie nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in allen Städten des Littorales, ist die italienische. In ihren Händen ruht der größte Theil des Handels und geschäftlichen Verkehrs, ihre Mitglieder sind auch in den gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt die zahlreichsten und beliebtesten. Sie haben vortrefflich geleitete Schulen, ein Hospital, Kirche und Kloster, ein Postamt und andere Anstalten, welche in mehr als einer Hinsicht den anderen Colonien zu Gute kommen. Die Zahl der in der Regentschaft ansässigen Italiener wird auf dreißigtausend geschätzt; ihnen zunächst an Zahl kommt die englische Colonie mit circa fünfzehn- bis zwanzigtausend Mitgliedern, worunter jedoch nur ein- bis zweihundert Engländer; der große Rest sind Malteser, deren Sprache und Sitten vielfache Verwandtschaft mit dem Arabischen zeigen, und die sich auch mit den Arabern vortrefflich vertragen. Die französische Colonie dürfte mit der griechischen in Bezug auf die Zahl ihrer Mitglieder ziemlich gleich stehen, läuft jedoch natürlich in Bezug auf den Einfluß allen anderen den Rang ab. Die Ereignisse des

Jahres haben dies zur Genüge bewiesen, und die vielfachen Zeitungsnachrichten, welche über den Consularvertreter und sein Wirken bisher erschienen, machen es überflüssig, auf die Persönlichkeit desselben sowie jene seiner Unterbeamten des Näheren einzugehen.

Wie schon in einem früheren Capitel erwähnt, ist die Stellung des Europäers in Tunis eine überaus günstige. Er untersteht ausschließlich der Gerichtsbarbeit seines eigenen Consuls, einer Gerichtsbarkeit, die natürlich auf recht laue Weise gehandhabt wird. Den Vertretern der drei größten Colonien sind wohl eigene Richter beigegeben, aber die übrigen Consule sind Regierungsvertreter, Diplomaten, Handelsbehörden, Richter und Gefangenaufseher in einer Person. Während meiner Anwesenheit in Tunis kam u. A. auch ein Mord vor, begangen von dem Unterthan einer europäischen Großmacht. Was mit dem Kerl beginnen? Zum Tod verurtheilen? Es gab ja keinen Henker hier. Einsperren? Das betreffende Consulat enthielt kein Gefängniß. Der Generalconsul mußte sich deshalb an seine Regierung wenden, und anfragen, wem der Gefangene zu überantworten sei. Da diese Großmacht überdies keine Schiffsverbindung mit Tunis besitzt, so mußte der Verbrecher im Falle einer Auslieferung erst mittelst eines italienischen Schiffes mit theuren Kosten nach dem nächsten europäischen Hafen überführt und dort erst wieder unter Aufsicht mittelst Eisenbahn nach seiner Heimat befördert werden. Unter solchen Umständen läßt es sich denken, daß man hier gern ein Auge zudrückt, zumal dies mitunter in Folge des noch im Verborgenen blühenden „Trinkgeld-Systems" recht einträglich ist.

XVIII.

Hafen und Seebad Goletta.

Man würde kaum vermuthen, sogar in Afrika, jenseits des mittelländischen Meeres, eine der modernsten Institutionen Europas wiederzufinden. Wohl wäre sie eher in Algier zu erwarten, das ja heute bereits eine Viertelmillion europäischer Colonisten beherbergt, aber in dem conservativen, orthodoxen, noch ganz im Mittelalter lebenden Tunis ist das ganz wohlbesuchte, gut installirte Seebad, welches es besitzt, anscheinend ein Mirakel. Es entstand innerhalb der letzten zehn Jahre, weiß Gott wie. War es das Zauberstäbchen irgend einer holden Trouviller oder Ostender Seebadefee, die sich nach Tunesien verirrte? War es der Machtspruch des Regenten, der an den molligen Reizen der badenden Damenwelt gnädiges Wohlgefallen

fand? Oder war es wirklich das Bedürfniß nach Reinlichkeit, welches die vornehme Welt von Tunis veranlaßte, an's Meer zu ziehen, sich hier Villen zu bauen und ihre Harems täglich in's Wasser zu schicken? Welche Augenweide müßte es für den europäischen Maler, der nach Modellen sucht, für den Dandy, der — sich die Zeit vertreiben will, geben, in einem fashionablen mohamedanischen Seebad die Saison zu verleben, vorausgesetzt, die Einrichtungen desselben wären Ostende oder Trouville entnommen! Welche Lust, hier zu baden! Man denke doch: Jeder vornehme Maure besitzt einen Harem, ein ganzes Vier- oder Sechsgespann von Frauen, zu denen sich noch ein Troß von jungen Negerinnen und hübschen Sklavinnen gesellt, die mitunter auch intime Frauendienste zu verrichten haben. Man denke sich ein solches Heer von Frauen für je einen Mann, und das Bad von nur einem Dutzend derartiger Familien bevölkert; welches Leben am Meeresstrande! Welche Mannigfaltigkeit an reizenden Badetoiletten, welche Galerie von Frauenschönheiten von der schwarzen Sudan-Venus bis zur blonden, weißen, traumhaft schönen maurischen Haremsdame! Und all' das ohne — Männer! Welches Sujet würde dieses maurische Strandbild für einen Bouguereau geben, wenn er eine zweite „Geburt der Venus", oder für Makart, wenn er noch einmal „Badende Frauen" zu malen hätte!

Das sind jedoch mehr oder weniger Träume, die bei der Landung in Goletta, oder wie es französisch heißt, La Goulette, in simples Nichts zerfließen. Es sind nicht die Frauen, die uns enttäuschen, sondern die Illusionen, die wir uns von ihnen machen. Und merkwürdigerweise geben wir uns gerade bezüglich des Orients, speciell der orientalischen Frauen, großen Illusionen hin!

Nur die Lage von Goletta allein wird unsere Erwartungen übertreffen. Goletta ist nicht allein das bedeutendste Seebad von Tunis und ein beliebtes Buen Retiro der vornehmen Mauren, sondern auch gleichzeitig der Hafen der Hauptstadt. Hunderte von Schiffen legen hier alljährlich an und ließen allmählich eine blühende Stadt entstehen, deren Einwohner sich zur Hälfte aus Europäern, zur Hälfte aus eingebornen Elementen zusammensetzen. Hier ist der Sitz des Marine-Ministeriums, des Arsenals und der Kriegsflotte von Tunis, die wir schon in einem früheren Capitel kennen gelernt haben. Goletta ist eine echte Hafenstadt mit italienischen und maltesischen Handelshäusern, gewöhnlichen Tanzbuden und Schenken. Ein majestätisches Militärfort, westlich von der Rhede gelegen, trennt die Stadt von dem vornehmen Seebade, und die schwarzen eisernen Kanonen richten dräuend ihre Mündungen gegen die Stadt, als wären sie Eunuchen, bestimmt, die Harems im Seebade zu bewachen.

Von dem Fort aus zieht sich ein schmaler, niedriger Landrücken, kaum viel mehr als eine Sandbank, in nördlicher Richtung bis nach Karthago hin, dessen Ruinen mehrere englische Quadratmeilen Landes bedecken. Der Meeresstrand ist so mollig, mit so weichem Sand bedeckt, daß man für die zarten Haremsschönen kein besseres Plätzchen zum Baden hätte aussuchen können. Die Meereswellen können hier mit ihren Venusleibern nach Belieben spielen und sie niederwerfen, ohne daß die Eindrücke, welche sie hierbei an höchst ungelegenen Stellen erhalten, sich nachher ihren beturbanten Herren und Gebietern als — blaue Flecken präsentiren würden.

Mais serieusement parlé, die Lage von Goletta ist reizend. Der Meerbusen, an welchem sich dieses kaum geborne Seebad angeschmiegt, ist von unvergleichlich schönen Küsten umschlossen, und dabei in jenem tiefen Azurblau strahlend, welches das Mittelmeer so entzückend macht.

Schon Dido schien die natürlichen Vorzüge dieser Gegend erkannt zu haben, sonst hätte sie von den Eingebornen gewiß nicht eben dasselbe Sückchen Land gekauft, auf welchem heute Goletta steht. Auch der gegenwärtige Landesfürst erbaute unterhalb der Wälle seines Forts eine hübsche große Villa für sich selbst und zweitausend Schritt weit davon entfernt eine andere Villa für seinen Harem. Dies waren die Anfänge des Seebades Goletta. Beide Villen liegen am Meer, und die Folge davon war, daß der ganze Kometenschweif des Bey, die Minister und Generäle sich ebenfalls Villen am Meeresstrande erbauten. Sie fanden Gefallen an ihrem neuen Besitz, legten mit großen Kosten Gärten, Glashäuser und schattige Gehölze an und verwandelten auf diese Weise den öden Streifen Sandes zwischen Goletta und Karthago in eines der amüsantesten und reizendsten Seebäder.

Das erste und letzte Haus der langen Reihe sind, wie gesagt, die Residenzen des Bey und seiner Gemahlin. Der Bey ist ein Sonderling, ein Weiberfeind, was man ihm eigentlich in Anbetracht der Maurinnen, über welche er gebietet, sehr verübeln sollte. Wenigstens hat er nicht die Galanterie gegenüber dem weiblichen Geschlecht eingebüßt, denn während er sich mit einer großen, auf Piloten in's Meer hinausgebauten Villa im modernen italienischen Styl begnügt, überließ er seiner ersten Gemahlin einen herrlichen Palast, welcher sich auf der Stelle des einstigen Kriegshafens von Karthago erhebt. Die Einrichtung ist hier ganz maurisch. Das ausgedehnte Gebäude wird von einem prachtvollen Garten umgeben, dessen Bassins und Weiher die einstigen Hafenbassins der Karthager waren, und deren wohlerhaltene Wälle heute schlanke Palmen, Bambus- und

Tamarinden-Sträucher schmücken. Aus dem Vestibule des Palastes kann die Fürstin über eine breite Marmortreppe direct in's Meer hinabsteigen — vielleicht dieselbe Stelle, auf welcher sich einst Dido gebadet. Wer kann es sagen? Die Archäologen, die doch sonst die geheimsten Localitäten des einstigen Karthago herausgetüpfelt, schwiegen bisher beharrlich über die Dido.

Auch die Europäer wählten in den letzten Jahren mit Vorliebe ihren Sommeraufenthalt in Goletta, obschon es nicht gerade die vornehme Gesellschaft ist, welche hierher zieht. Tunis besitzt in seiner europäischen Colonie ganz eigenthümliche Elemente, deren loses Leben und Treiben theilweise dem Einfluß der Orientalen, theilweise der Gesetz- und Sittenlosigkeit zugeschrieben werden muß, welche sich hier in hohem Grade breit macht. Der Aufenthalt in der Hauptstadt ist den Sommer über der Hitze wegen unerträglich und so zieht denn Alles hierher an's Meer. Der schlaue Premierminister Mustapha, welcher sich vom Bey das ganze Terrain bis nach Karthago schenken ließ, begünstigte die Ansiedelung der Europäer, ließ auf seine eigenen Kosten Villen und europäische Wohnhäuser bauen und vermiethet sie nun um theures Geld, so daß er aus dem Bade jährlich fast zweihunderttausend Francs Revenuen bezieht. Er ließ sogar einen auf eisernen Piloten stehenden englischen „Pier" in's Meer hineinbauen, der nicht nur Badecabinen, sondern auch ein Restaurant und einen Musikpavillon enthält. Leider ist dieses Restaurant das einzige des ganzen Badeortes, das sonst weder Cafés noch Hôtels enthält. Wer deshalb zum Curgebrauch nach Goletta kommt, muß sich entweder eine ganze Villa miethen, oder sich mit Zelt und Lebensmitteln wie zu einer Afrika-Expedition ausrüsten. So unangenehm ist ein derartiges Campiren am Meeresstrande gerade nicht, denn er würde so manche Europäerfamilie, ja selbst arabische Harems finden, welche sich auf dieselbe Weise bequartieren und dadurch Gelegenheit zu recht interessanten Abenteuern bieten.

Der „Pier", hier „Rondo" genannt, ist der Mittelpunkt des Badelebens, denn hier producirt sich täglich eine — leider orientalische Musik, deren sechs Künstler den Ton schlagen und auf den zweisaitigen Violinen Melodien kratzen, welche den Europäern ein- für allemal die Lust an tunesischen Seebädern verleiden können. Desto mehr Beifall findet dieses Gekrächze bei den daran gewöhnten eingebornen Europäern und Italienern, und man hat hier zum mindesten Gelegenheit, die sprichwörtlich schönen Frauen zu bewundern, deren die europäische Colonie von Tunis erwiesenermaßen eine so große Zahl besitzt. Dazu ist ihre Toilette — oder vielmehr die Abwesenheit einer solchen — ganz dazu angethan, ihre Körper-

formen im vollsten Umfang zum Ausdruck zu bringen. Die große Hitze, welche hier auf afrikanischem Boden herrscht, gestattet keine andere Toilette, als eine lange, leichte Robe de chambre, welche bei den meisten Damen das einzige Kleidungsstück bildet. Dazu vielleicht ein Strohhut mit breiter Krämpe und ein großer Sonnenschirm; die unbestrümpften Füße stecken in offenen, leichten Pantöffelchen; das bei allen Tunesiern ungemein üppige Haar ist aufgebunden und nur die Bracelets oder vielleicht ein reiches Collier erinnern an die Toilette einer europäischen Dame. — In diesem Aufzuge verbringen die weiblichen Badegäste den



Im Hafen von Tunis.

Sommer, abwechselnd mit einer modernen Trouviller Badetoilette während des Bades. Gewiß haben die Ehemänner hier keine Ursache, über die großen Kosten dieser beiden Costüme zu klagen, und andererseits sind sich wieder die Damen vollkommen bewußt, am vortheilhaftesten gekleidet zu sein, denn welche Toilette würde einer schönen Frau besser stehen, als — keine? — Die Herrenwelt lebt womöglich noch freier und ungezwungener als die Damen; viele der jungen tunesischen Dandies quartieren sich den Sommer über in eine Badecabine ein und bringen thatsächlich stets hier ihre Nächte zu; Regen oder auch nur umwölkter Himmel wäre in Tunis während der heißen Jahreszeit ganz unerhört. Am frühen Morgen fahren sie

mittelst der Eisenbahn in einer halben Stunde nach der Hauptstadt zur Besorgung ihrer Geschäfte und kehren des Abends wieder nach Goletta zurück. Dann erst, in der Regel nach Sonnenuntergang, beginnt sich der Badeort zu beleben, die unerträgliche Hitze des Tages bannt alle Curgäste in ihre Häuser; die Jalousien sind fest verschlossen, die Vorhänge herabgelassen; Goletta schläft. Dafür wird die Nacht zum Tag verwandelt und der Aufenthalt gestaltet sich besonders zur Zeit des Vollmondes zu einem recht angenehmen; man unternimmt Ausflüge zu Wagen oder Esel nach den benachbarten Badeorten, oder ruht auf dem weichen Sande in Gespräch vertieft — oder belauscht vielleicht die badenden Haremsdamen. Für sie ist die Nacht die Zeit des Badens, und in langen, durchsichtigen Gewändern schreiten sie gespensterhaft in die kühlen Wellen! Leider ist dies auch Alles, was man von ihnen zu sehen bekommt, und so nahe man ihnen auch sein mag, sie bleiben in dieselben Mysterien gehüllt. Eifersüchtigen Auges bewachen sie die Eunuchen, die doch wahrhaftig nicht den geringsten persönlichen Grund zur Eifersucht haben können.

Aber es kommt doch eine Zeit, wo die arabischen Haremsdamen in Goletta sehr weitgehende Freiheiten genießen und dann in vollen Zügen all' die Freuden nachholen, die ein unfreiwilliges Cölibat das ganze Jahr über unmöglich macht. In Aegypten bietet sich die Gelegenheit für diese häufig zu mittelalterlicher Rohheit und Sittenlosigkeit sich erniedrigenden Ausschweifungen bei der Messe von Tanta; hier in Tunis ist es das Fest Aussa, das gewöhnlich im Hochsommer gefeiert wird und für den abenteuerlustigen Europäer mitunter höchst amüsant werden kann. Nur muß er wenigstens etwas arabisch parliren können, oder sich mit einem schlauen Dragoman in Verbindung setzen und nach dem Goethe'schen Worte „keck und verwegen" sein. Die Araber weihen nämlich einen Tag im Jahre dem — Meere und bringen demselben dadurch ihren Tribut dar, daß sie sich mit ihren Familien und ihren Pferden oder Eseln in den Wellen baden. Einem alten Aberglauben zufolge soll ihnen dies Glück bringen; — schon lange vorher treffen die im Lande wohnenden Gauklerbanden, Schlangenbändiger, Derwische, Musikbanden und Märchenerzähler ihre Vorbereitungen, schlagen Zelte am Meeresstrande auf, errichten Verkaufstische und ambulante Cafés 2c. Dies wird im ganzen Lande so gehalten, erreicht aber natürlich in Tunis der großen Einwohnerzahl und ihres Reichthums wegen seinen Höhepunkt. Auch die maurischen Familien in den Städten des Inlandes, die Beduinen und Kabylen u. s. w., treten die Reise nach der Meeresküste, speciell nach Goletta an, schlagen hier für ihre Frauen Zelte auf und campiren im Freien. Viele Tausende kommen zu diesem arabischen Jahrmarkte herbei und ergeben sich

den tollsten Lustbarkeiten. Von einer Bewachung der Zelte und der Frauen kann in diesem Wirrwarr kaum die Rede sein; dazu wird fleißig dem Araki oder Palmwein zugesprochen und Haschisch geraucht, so daß sich die ganze beturbante Gesellschaft in einem Zustande von Verrücktheit und religiösem Fanatismus befindet. So reiten sie auf ihren Pferden in das Meer hinaus, wälzen sich im Wasser herum, lassen ihre Frauen baden u. s. f. An diesem Tage ziehen sich auch die europäischen Badegäste zurück und überlassen den Arabern das Feld, obschon, wie gesagt, sich so mancher Europäer in maurischer Tracht unter die Menge mischt und ein lange vorher durch das Auge geknüpftes Liebesverhältniß mit irgend einer Haremsschönen besiegelt. Es ist ein tollkühnes Wagniß, denn wehe ihm, wenn man seine Nationalität entdeckte, allein Audaces fortuna juvat!

Zweifellos werden sich unter der französischen Herrschaft die Verhältnisse bald ähnlich gestalten, wie in Algier oder Aegypten; die Europäer werden hier größere Freiheiten genießen und auch immer zahlreicher werden; dann erst wird das schöne Seebad so besucht und gewürdigt werden, wie es verdient; die prächtigen schnellen Dampfer der Gesellschaft Rubattino sind von Genua oder Livorno bis hierher kaum mehr als zwei Tage auf offener See, und so eine Fahrt auf dem herrlichen blauen Mittelmeer den Küsten Italiens entlang ist allein schon den Versuch werth, sich seine Glieder einen Sommer lang statt in der kalten Nordsee an der afrikanischen Küste zu baden.

* * *

Soweit Goletta als Seebad. In seiner Eigenschaft als Kriegshafen ist der Ort von gar keiner Bedeutung, da die Befestigungen nur aus einem kleinen am Meeresstrande gelegenen Fort bestehen. Selbst dieses ist vollständig unbrauchbar, denn unmittelbar vor den Mündungen der Kanonen erhebt sich eine der Sommer-Residenzen des Bey, und man würde also zuerst diese zusammenschießen müssen. Die dominirende Anhöhe des Meerbusens ist jene, auf welcher einst die berühmte „Byrsa", die Citadelle von Karthago, gelegen, sowie der Ludwigshügel, dessen Gipfel heute die Grabcapelle dieses Heiligen ziert. Hoffentlich werden die Franzosen diese kostbaren Stätten uralter phönizischer, sowie römischer Cultur nicht den Kriegszwecken opfern, und die Befestigungen des Hafens von Tunis gerade hierher verlegen. Kriegskunst und Archäologie liegen sich hier in den Haaren. — Auch als Handelshafen von Tunis ist Goletta heute ganz ungenügend, denn das seichte Uferwasser gestattet den Dampfern nur eine Annäherung auf beiläufig

1000 Schritte. Erst im vergangenen Jahre erhielt eine französische Gesellschaft die Concession zur Herstellung eines sicheren Hafens für Schiffe jeder Größe, ein Werk, das mit verhältnißmäßig ganz geringen Kosten verbunden ist. Ebenso wird die enge Wasserstraße zwischen dem Golf und dem El Bahira-See verbreitert, auch der See ausgebaggert werden, um wenigstens ein directes Anlegen der kleineren Dampfer an den Hafenquai von Tunis selbst zu ermöglichen.

II. Theil.

I.

Mater, das Bild einer tunesischen Kleinstadt.

Mater[1]) ist eine der wohlhabendsten und wichtigsten Städte der Regentschaft Tunis. Von der Hauptstadt nur eine Tagreise, von Biserta nur halb so weit entfernt, und mit beiden durch ganz annehmbare Straßen verbunden, liegt es selbst inmitten des reichsten Culturbodens, und am Fuße des nordtunesischen Gebirgslandes, der Heimat der Berber. Mater ist neben Bedscha die Hauptstadt des Berberlandes; seine Bevölkerung besteht größtentheils

[1]) Der Name Mater wird auf den französischen Landkarten allgemein mit Mateur bezeichnet, während sich die Aussprache desselben im Munde der Araber eher dem Worte Mata hinneigt. Indessen haben ja die Franzosen in der Verstümmelung und Umgestaltung fremder Ortsnamen so Unglaubliches geleistet, daß auch diese Neuerungen hingenommen werden mögen. Drastisch ist jedenfalls auch die französische Benennung des an Mater grenzenden, mit dem Hafen von Biserta in directer Verbindung stehenden Ischkel-Sees, an welchem auch ein gleichnamiges Bad und eine ebenso benannte Berggruppe liegen. Auf der französischen Generalstabskarte von Tunis ist nun der Name Ischkel in folgenden drei, knapp nebeneinander stehenden Variationen zu finden: Lecheul, Lechreul und Ischül!

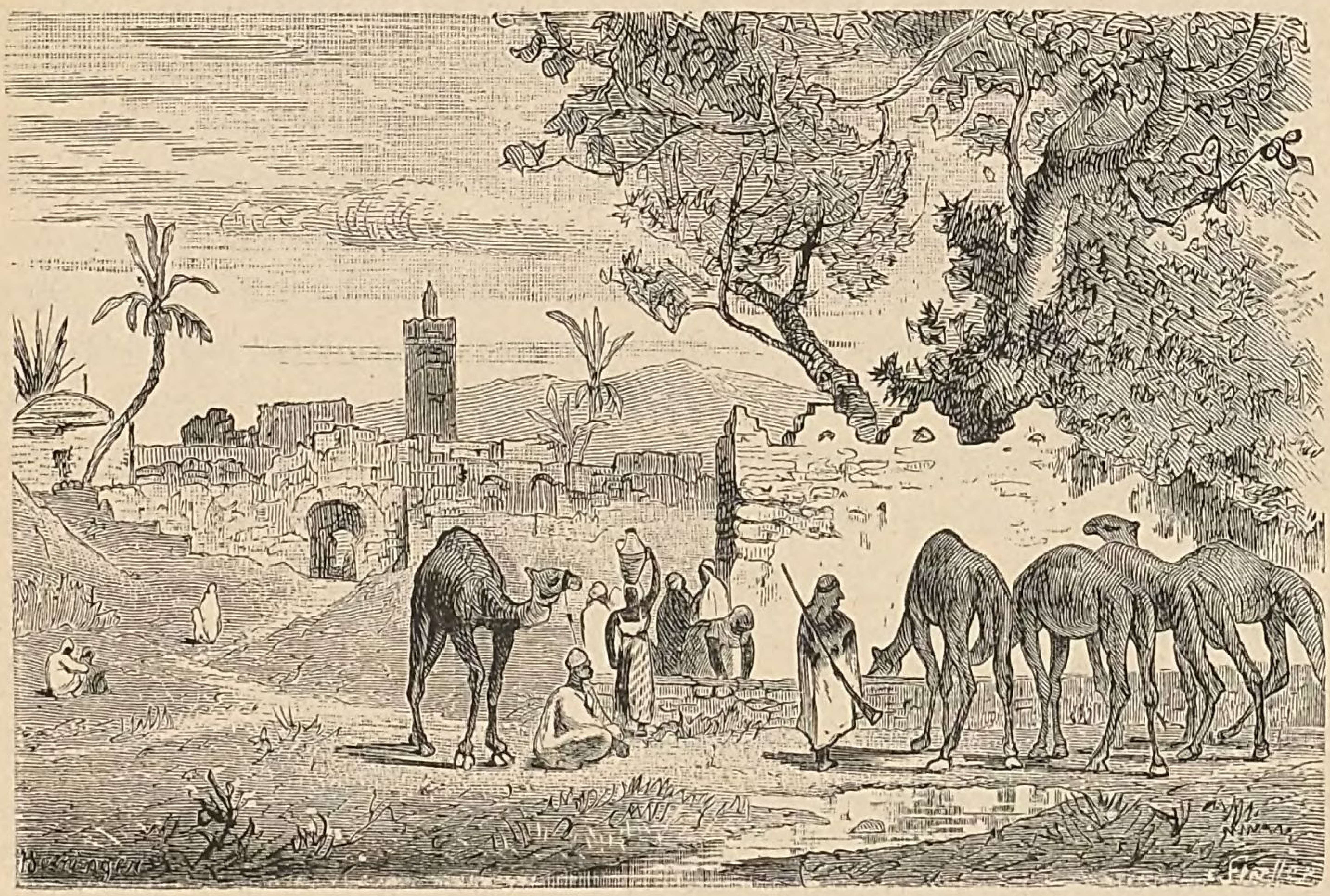
Am meisten zeichneten sich die französischen Geographen in der Französirung des türkischen Wortes Sandschak aus, das auf der Karte stand. Daneben befand sich ein namenloses Fort. In der nächsten Auflage der Karte waren nun das Fort und das Sandschak in einen einzigen Namen zusammengezogen, welcher einfach lautete: „Fort St. Jacques“. Es gehört jedenfalls mehr als Courage dazu, den heiligen Jakob mitten in ein mohamedanisches Land zu versetzen.

aus solchen, und auch die Ackerbauer der Umgebung sind ein Mischvolk zwischen Berbern, Vandalen und Arabern. Der Ort ist der echteste Typus einer arabischen oder bessern tunesischen Kleinstadt, in welcher gleichzeitig auch alle die sonderbaren, althergebrachten Institutionen der Chumairs in auffälligster Weise zu Tage treten. Nichts dürfte deshalb den Reisenden mit dem inneren Leben dieses Volkes so sehr vertraut machen, wie ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Mater oder dem obenerwähnten Bedscha. Der Schreiber dieser Zeilen brachte zwei Wochen in dem Hause des einzigen hier angesiedelten Europäers, eines Engländers, zu, und verdankt diesem Aufenthalt auch die nachstehenden Beobachtungen.

Wer nach dem tagelangen anstrengenden Kameelritt zum erstenmale das weiße Gemäuer der kleinen Stadt auftauchen sieht, fühlt sich förmlich erquickt von der Schönheit ihrer Lage und ihrer Umgebung. Die Stadt zieht sich gerade so wie fast alle Städte des nördlichen Tunis an einer sanften Bodenerhebung amphitheatralisch empor. Ein einziges Minaret überragt die aus der Ferne entgegenleuchtenden weißen Mauern; unzählige hohe, schlanke Cypressen, Mandel- und Feigenbäume bringen in die scharf vom tiefblauen, klaren Horizont abgegrenzten Contouren einiges Leben, und machen das Bild, je mehr man sich nähert, durch die verschiedenen Farbenabstufungen zu einem sehr malerischen, umsomehr, als man auf dem ganzen tagelangen Marsch von Tunis bis hierher, ausgenommen ein Paar graugrüner Olivenhaine, auch weder Stadt noch Baum wahrnimmt. Die Gegend ist ungemein kahl und trostlos, ja nimmt auf manchen Strecken ganz den Wüstencharakter an. Erst wenn man derlei Märsche unternommen, kann man das Entzücken und die Begeisterung verstehen, mit welcher die Reisenden eine Oase schildern. Aus elenden Hütten, einigem Baumwuchs und hohen, schlanken Palmen zusammengesetzt, bieten viele der tunesischen Oasen ein höchst klägliches Bild, aber wie sehr gewinnt es an Reiz, wenn seine Umrahmung nichts als trostlose, gelbe Wüste ist!

Das mag wohl auch den Anblick von Mater so malerisch machen. Allerdings tragen hierzu auch die hübschen, kleinen, dem Berbervolke so sehr an's Herz gewachsenen Gemüse- und Obstgärten viel bei, welche die Stadt mit einem im üppigsten Grün prangenden Gürtel umgeben. Der Gipfel der Anhöhe wird von den Trümmern eines modernen Forts gekrönt, dessen Quadern einer in der Nähe befindlichen römischen Ruinenstadt entnommen worden waren. Eine alte steinerne Brücke überspannt die steilen Ufer des an Mater vorbeifließenden Oued Dschumin, in dessen trübem Wasser sich ungeheure Viehheerden gegen den höchst schmerzhaften Stich der sommerlichen Schmeißfliegen zu schützen suchen.

Wer in Mater nicht im Hause des Chalifen oder irgend eines wohlhabenderen Privatmannes absteigen kann, dem dürfte es schwer werden, sonst irgend welche Unterkunft zu finden, und er muß sich außerhalb der Stadt sein Zelt aufschlagen, denn eine arabische Kleinstadt besitzt keine Hôtels. Europäische Reisende von Distinction erhalten häufig ein Befehlsschreiben des Bey, in welchem die Kaids oder Chalifen angewiesen werden, den Trägern desselben Unterkunft und Verpflegung zu geben. Aber selbst dann werden diese vorziehen, sich auf der freien Steppe vor der Stadt ihr Zelt aufzuschlagen und dort die Nächte zuzubringen, denn sie sind



Straßenbilder: Vor dem Stadtthore.

dann zum wenigsten nicht der Unmasse kriechender, laufender und hüpfender Parasiten ausgesetzt, die jedes Haus, jedes Bett des Arabers beherbergt. Leider nützt bei diesen Unterthanen Seiner Hoheit des Bey auch das kräftigste Befehlschreiben nichts.

Für die Araber, die mit ihren Kameelen und Eseln aus der Umgebung zum Freitagsmarkt nach Mater kommen, dienen ein oder zwei Fonduks als Unterkunft. Der Fonduk ist das Hôtel der Araber. Hier die Beschreibung eines solchen: Von außen ein fensterloses, zehn bis fünfzehn Fuß hohes Mauerviereck, das sich in der Regel durch seine Baufälligkeit und den darum angehäuften Schmutz auszeichnet.

Durch ein wackeliges, aus schweren Dielen zusammengezimmertes Thor mit vorsündfluthlichem Holzschloß gelangt man in einen mit Mist bedeckten Hofraum, nach welchen sich acht bis zehn schmale Thüren öffnen. In einem Winkel des Hofes ist die Wohnung des „Hôteliers“, eine fensterlose, dumpfe Kammer mit feuchtem Lehmboden, auf welchem ein oder zwei Strohmatten ausgebreitet sind. Einige Töpfe, eine Truhe und ein paar Decken bilden die Einrichtung. Ebenso wie dieser Raum, so sind auch alle anderen des Fonduk, und welche der Thüren man auch immer öffnet, man wird immer finstere Stallungen sehen, die nicht die geringste Einrichtung zeigen. Jedes dieser „Zimmer“ dient an Markttagen oder andern Gelegenheiten einer ganzen Araberfamilie als Wohnung. Mann, Frau, Kinder, Kameel und Esel machen es sich zusammen darin über Nacht bequem und zahlen hierfür per Nacht und „Zimmer“ fünf Charouben, das ist etwa zehn Pfennige; für die Unterkunft eines Pferdes oder Esels im Hofraum zahlt der Araber zwei Charouben per Tag. An Markttagen sind in den Kammern dieser Fonduks acht bis zehn Familien mit ihrer ganzen Habe und ihren Reitthieren untergebracht, während der Hofraum außerdem noch mit Hunderten von Pferden, Eseln und Kameelen vollgepfropft ist. Welche Annehmlichkeiten ein Nachtlager in diesen arabischen Hôtels mit sich bringt, kann man sich wohl vorstellen. Zuweilen besitzen die Fonduks ein auf eine der Ecken aufgesetztes Stockwerk, zu welchem dann eine elende Treppe hinaufführt, und das auch nur aus einem einzigen fensterlosen und aller Einrichtung baren Raume besteht. Es ist das Zimmer für Honoratioren, Kaids, reiche Araber-Scheichs u. s. w. Um sich wenigstens einigermaßen vor dem massenhaften Ungeziefer und den ansteckenden Krankheiten zu schützen, deren Brutstätte die Fonduks nur zu häufig sind, miethen sich die auswärtigen Marktleute gewöhnlich ein Zimmer per Monat und zahlen dann, ob sie es nun bewohnen oder nur während der Markttage als Unterkunft benutzen, dafür zehn Piaster, d. i. fünf Mark.

Diese Fonduks liegen in der Regel außerhalb der Stadt, oder doch am äußersten Ende der Straßen, und sind die ersten Gebäude, an welchen man beim Betreten der Städte vorüberkommt. So auch in Mater. Die Straßen, von niedrigen, ärmlichen, fensterlosen Häusern besetzt, sind eng, schmutzig und winkelig, ja dem Stadtplan scheinen wie in Tunis so auch hier labyrinthisch verschlungene Arabesken zu Grunde zu liegen. Anders kann man sich das Winkelwerk von krummen, schiefen, bald nach rechts, bald nach links abbiegenden Gäßchen kaum erklären. An manchen Stellen erweitern sie sich zu offenen Plätzen, die jedoch auch nur von elenden, halb zerfallenen Häusern besetzt sind. In einer der Hauptstraßen befindet

sich das Haus des Chalifen oder Provinzgouverneurs, das sich von den anderen nur durch ein kleines, aufgesetztes Stockwerk und ein größeres Vestibul unterscheidet. Durch die weite Pforte tritt man direct von der Straße in das Empfangszimmer oder Bureau des Chalifen ein, der im echt arabischen Costüm mit Burnus und Kapuze auf einer Steinbank thront, und von einigen Adjutanten und Speichelleckern umgeben ist. Hier werden die Hof- und Staatsactionen, die gewöhnlich aus Erpressungen bestehen, gebraut. Der an diesen Raum anstoßende ist stark vergittert und verschlossen und enthält das Provinzgefängniß. Wenn sich die vergitterten Fenster desselben nach der offenen Straße hin öffnen, so hat dies seine guten Gründe. Wer nämlich hier eingesteckt wird, erhält weder zu essen noch zu trinken, noch wird er tagsüber aus dem viereckigen Loche herausgelassen, so daß er seinen dringendsten Bedürfnissen in demselben Raume nachkommen muß, in welchem er auch auf dem nackten Erdboden schläft. Durch das vergitterte Fenster reichen ihm täglich seine Verwandten oder Freunde die Lebensmittel von der Straße aus dar. Der Chalif kümmert sich ebenso wenig um ihn wie der Polizeichef und würden ihn ruhig verhungern lassen. Glücklicherweise brauchen die armen Teufel in der Regel nicht lange in dem Loch zu stecken. Die Justizpflege in den tunesischen Kleinstädten ist nämlich sehr einfach, und es ist hier vielleicht ganz am Platze, sie des Näheren zu schildern.

Städte wie Mater werden stets durch einen Kaid regiert, der gewöhnlich den Ministern für seinen Posten eine bedeutende Geldsumme zahlt, weil er dann die Untergebenen seines Districtes nach Belieben wieder ausrauben und plündern kann. Er ist der oberste Richter in allen nicht in den Koran einschlägigen Verbrechen oder Streitfällen. Alles was in den Bereich des Koran gehört, z. B. Eheschließungen und Scheidungen, religiöse Verbrechen u. s. w., richten die Kadi, deren sich in jedem Orte einer befindet und dort stets anwesend ist. Der Kaid hingegen residirt gewöhnlich nicht in der Hauptstadt seiner Provinz, sondern in Tunis selbst und läßt sich durch einen Chalifen in der ersteren vertreten. Dieser Chalife macht natürlich seinen Urtheilsspruch von der Summe Geldes abhängig, die ihm von den streitenden Parteien oder dem Verbrecher geboten wird. Der Kaid ernennt die ganze Regierungsmaschine der Provinz, den Polizeihauptmann, die Gemeindediener u. s. w., durchwegs seine Creaturen, mit denen er in der systematischen Brandschatzung der Bevölkerung unter einer Decke steckt. Dabei hängt er aber seinerseits wieder von der Allgewalt des Ministers ab. Braucht der Letztere Geld, so setzt er den alten Kaid ab und ernennt einen neuen, der ihm für seine Stelle natürlich einige tausend

Piaster zahlen muß. Dasselbe thut der Kaid seinerseits nun mit den ihm unterstehenden Beamten und denen, die es werden wollen, denn sie erhalten keinen Gehalt, sondern müssen sich in ihrem Wirkungskreise durch die Bevölkerung bezahlen lassen. Aber nicht genug damit. Der Premierminister läßt den alten Kaid, bevor er noch seines Postens enthoben wird, unter irgend einem beliebigen Vorwand einstecken, und nur gegen hohes Lösegeld, das manchmal auf dreißig- bis vierzigtausend Piaster steigt, wieder freigeben. Dieselbe Procedur gebraucht nun der neue Kaid mit den Beamten des alten, z. B. mit dem Polizeihauptmann. Er läßt ihn auf die Anklage einiger bestochenen Beduinen hin, daß er sie betrogen hätte, einsperren, und der Gefangene kommt in der Regel erst nach Zahlung einer gewichtigen Geldbuße wieder heraus. Die Polizeileute oder Gendarmen sind einfach bewaffnete Bürger, sogenannte Mochasni, welche ebenfalls keine Zahlung erhalten, und sich in ihrem Aussehen von den anderen Einwohnern nur dadurch unterscheiden, daß sie statt des in der Provinz allgemein getragenen weißen Burnus maurische Städterkleidung tragen. Erhalten sie den Auftrag, Jemanden zu verhaften, so muß der Verhaftete nach Abbüßung seiner Strafe, oder ist er unschuldig, noch vor seiner Freilassung ihnen und dem Polizeichef oder Schausch ein ganz empfindliches Trinkgeld geben, sonst wird er einfach nicht aus dem Gefängniß gelassen. Es schmachten also in der Regel die ärmsten Leute, auch wohl Beduinen vom Lande im Kerker; diese sind stets zunächst der Gegenstand der Bedrückungen, und werden auch niemals zu officiellen Posten, wie Kadi, Mufti, Kaid 2c., zugelassen.

Außerdem giebt es in Mater und anderen im Berberdistrict von Tunis gelegenen Städten eine ganz eigenthümliche Institution, die ich während meines Aufenthalts daselbst kennen lernte und die nicht geringen Einfluß auf die richterlichen Entscheidungen nimmt. Auf meinen Spaziergängen durch Mater kam ich häufig an einem Gebäude vorüber, das nach Art der Moscheen einen großen Hofraum, Brunnen, Arkaden u. s. w. enthielt, und nicht allein der schönste Bau der Stadt, sondern auch der weitaus besterhaltene derselben war. Mauern und Arkaden waren von blendender Weiße und stellenweise mit bunten Malereien versehen, der Hof war sorgfältig gereinigt. Mein englischer Begleiter, der bereits sechs Jahre in Mater zugebracht, warnte mich stets, vor dem Gebäude stehen zu bleiben, oder auch nur in auffälliger Weise hineinzublicken. Es war einfach eine Zauya, eine der heiligen Zufluchtsstätten der Mohamedaner. Da jeder Verbrecher oder Mörder, so lange er sich innerhalb dieses Hofraumes befindet, völlig unantastbar ist, so flüchten sie sich auch nach vollbrachter Missethat stets nach der Zauya; mittlerweile begeben sich

seine Verwandten zu dem Beschädigten, oder fiel ein Mord vor, zu den Verwandten des Gemordeten, und verhandeln nun hier über die Höhe der Entschädigungssumme. Diese wird dann erlegt, und der Verbrecher kann ruhig die Zauya verlassen, ohne daß ihm das Gesetz etwas anhaben könnte. — In der Nähe des Dar el Bey, d. h. des Kaidsitzes, befinden sich auch die Bureaux der Notare, deren jede tunesische Stadt eine ganz erkleckliche Zahl besitzt. An Stelle der Bezeichnung „Bureaux" wäre wohl „Buden" richtiger, denn sie bestehen aus winzig kleinen, sich nach der Straße öffnenden Nischen; das niedere hölzerne Bankett, welches die ganze Nische einnimmt, dient gleichzeitig als Divan, Schreibtisch und Archiv; der Besucher läßt seine Schuhe vor der Thüre stehen, steigt auf das Bankett und setzt sich mit gekreuzten Beinen an die Seite des Notars. Da der Araber beim Schreiben niemals das Papier auflegt, sondern in der Hand behält, so bedarf er keines Tisches. Die Bücher des Notars bestehen aus einem kleinen gestempelten Journal, das von der Regierung jährlich um den Preis von circa 16 Mark gekauft werden muß, und auf der ersten Seite die gedruckten Vorschriften enthält. Jeder Streitfall wird auf der dem Datum entsprechenden Journal-Seite verzeichnet, und diese Aufzeichnungen bilden die einzige Grundlage eines noch so verwickelten Processes. Briefe und Documente müssen auf gestempeltem Papier geschrieben werden, und außerdem erhebt der Staat noch ein Procent Abgaben für jede Transaction. Dabei sind die Einkünfte der Herren Notare sehr spärlich und sie könnten davon kaum leben, wenn sie nicht hie und da bereit wären, die Bücher gegen gute Bezahlung zu ändern.

Neben der Notarenstraße befindet sich auch jene der Barbiere, die im ganzen Oriente eine so große Rolle spielen. Gewiß wäre es praktischer, wenn sie sich in der Stadt vertheilen würden, doch scheint sogar bei ihnen das orientalische Zunftwesen besonders stark entwickelt zu sein. Ein Barbierladen sitzt dem andern auf dem Nacken, und in jedem sieht man zwischen den Maschen des Netzes, welches die Stellen der Thüren vertritt, den Barbier mit dem Abrasiren der mohamedanischen Schädel beschäftigt.

Ziemlich uninteressant sind die Bazars von Mater, wenigstens für denjenigen, der, wie der Schreiber dieses, die großen Bazars von Damascus, Kairo, Konstantinopel und Tunis durchwandert hat. Jede Zunft besitzt ihre Straße, ihren Platz; die Läden sind kleine und einfache Mauernischen, in welchen die an den Wänden aufgestapelten Waaren dem Verkäufer gerade hinreichend Raum lassen, um sich mit gekreuzten Beinen zwischen sie setzen zu können. Die Händler sind größtentheils „Dscherbis", d. h. Abkömmlinge von der tunesischen Insel „Dscherba"

in der kleinen Syrte, eine sehr kluge und handelskundige Race, die in allen tunesischen Städten den Handel in den Händen haben; nur die Malteser und Juden concurriren mit ihnen erfolgreich, während der eigentliche Araber oder Maure im Handel selten zu etwas gelangt.

In den Straßen von Mater herrscht Morgens und Abends sehr reges Leben und es gewährt großes Interesse, die verschiedenen Volstypen, die sich hier sammeln, vorbeipassiren zu sehen. Vor den Bazarläden sitzen die Bürger gruppenweise beisammen oder stampfen ein paar unruhige Rosse, die, an großen Steinen festgebunden, auf ihre Gebieter harren. Frauen, in obligatem blauen Gewande, mit dicken Silberspangen an Arm und Fußknöchel, schreiten vorüber, daß es klirrt, wie die Sporen eines Dragoners. Beduinen und Kabylen mit ihren langen, zumeist zerfetzten Burnussen, die Kapuze über den Kopf gezogen und durch eine schwarze Schnur, den „Chrit“, darauf festgehalten, bilden weitaus die Majorität der Passanten. Hier und da trippelt ein verrückter „Heiliger“, ein Scheich, durch die Straßen, von den Anderen mit Verehrung behandelt. Alle seine Wünsche werden ohne Widerrede erfüllt. Hier begehrt er von einem Kaufmann fünf Goldpiaster, die ihm dieser sofort überreicht. Er trägt sie zu einem Andern und schenkt sie ihm. Er erbettelt von Jedem irgend eine Kleinigkeit, verschenkt sie jedoch sofort wieder, und auch wir waren so glücklich, von einem dieser Narren einen ganz neuen Burnus zu erhalten. Mein Gefährte rieth mir, das sonderbare Geschenk momentan anzunehmen, der rechtmäßige Eigenthümer würde sich doch bald genug melden, was auch thatsächlich der Fall war.

Die Mädchen gehen bis zum Alter von acht Jahren unverhüllt einher, und da sie dann schon körperlich ziemlich entwickelt sind, so kann man doch einigermaßen ihre künftige Schönheit beurtheilen. Sie sind gut und kräftig gebaut und besitzen recht angenehme Gesichtszüge. Leider sind sie jedoch theils von Geburt aus, theils durch spätere Vernachlässigung oder klimatische Einflüsse häufig auf einem oder sogar beiden Augen erblindet.

Die Stadt lebt hauptsächlich von dem Ertrag der großen Vieh- und Getreidemärkte, die jeden Freitag hier abgehalten werden, sowie von der Lieferung an Stoffen und Geräthschaften an die Gebirgsstämme und Beduinen-Duars der Umgebung. Aber im Allgemeinen ist das Elend so groß und sind die Steuern und Erpressungen der Regierungsmaschine so drückend, daß es dem französischen Consular-Agenten in Mater, einem Araber, mit guten Worten und ein bischen Geld ziemlich leicht gelang, Anhänger für das französische Protectorat zu gewinnen. Deshalb

wäre auch der Widerstand Maters gegen die Franzosen kein großer gewesen, wenn nicht die von ihnen verübten und im Munde der Araber in's Ungeheure emporgetriebenen Metzeleien und Grausamkeiten gegenüber den Chumairs, ferner die Art und Weise, wie die Occupation vollzogen wurde, die Sympathien der eingebornen Bevölkerung wieder vollständig in das Gegentheil umgewandelt hätten.

II.

Das Medscherda-Thal und seine Städte.

Obschon Tunis, das Afrika der Römer, im Verein mit Aegypten eines der ältesten Länder des ganzen Continentes ist und dem letzteren jedenfalls seinen heutigen Namen gegeben, so ist es doch bezüglich seines Aussehens, seiner Producte und Bodenbeschaffenheit nichts weniger als afrikanisch. Die Nordküste bis herab zur Hauptstadt zeigt den Charakter Siciliens; das Innere bis nahe an die Region der Salzseen hingegen erinnert lebhaft an die römische Campagne. Tunis gehört bezüglich seiner Natur nicht zu Afrika, sondern zu den Mittelmeerländern, die ja von Spanien bis Palästina, von Griechenland bis Marokko einander sehr ähneln. Ja, in seiner Vegetation ist Tunis sogar viel spärlicher bedacht, als Sicilien, Spanien oder irgend ein anderes der Mittelmeerländer, der Riviera gar nicht zu gedenken, deren üppigen Pflanzenwuchs man erst wieder im fernen Orient, an den Ufern des Nil wiederfindet. Bordighera allein dürfte in seinen Gärten viel mehr Palmen, Palermo allein viel mehr Orangenbäume aufzuweisen haben, als die ganze nördliche Hälfte der Regentschaft Tunis. Nicht genug damit, der Baumwuchs ist selbst in den Flußthälern äußerst spärlich. Der einzige Baum, der hier günstigen Boden findet und auch ziemlich zahlreich vorkommt, ist die Olive, eine der Haupteinnahmsquellen der Regentschaft. Aber auch sie ist mehr im Sahel, in dem mittleren Theil von Tunis, zu finden, als in dem verarmten Norden.

Der Hauptfluß, welcher das nördliche Tunis von West nach Ost der ganzen Breite nach durchzieht und gleichzeitig der einzige direct in's Meer mündende Fluß der Regentschaft genannt werden kann, ist der Medscherda, der Bagrada der Römer. Seine Nebenflüsse sind unbedeutend wie er selbst, sein Thal an vielen Stellen eng und von hohen Felsmassen eingeschlossen. Je mehr er sich seiner Mündung nähert, desto mehr verbreitert sich das Flußthal, bis es endlich in einen

weiten, mit salzigem Wasser gefüllten Sumpf übergeht. In diesem Sumpf liegen die Ruinen des einstigen Utika.

Wo keine Bäume sind, da ist auch kein Wasser. Als die Araberhorden zu Beginn der Hedschra die Regentschaft überflutheten, gab es noch in den Bergen, in welche sich die angestammte christliche Bevölkerung flüchtete, viele große Waldungen. Sie fielen dem Fanatismus der islamitischen Banden zum Opfer und wurden verbrannt, ausgerottet. Mit den Wäldern verschwand das Wasser, mit dem Wasser die Fruchtbarkeit, und die Mohamedaner unterzeichneten mit derselben Brandfackel, welche die herrlichen Wälder zerstörte, auch ihr eigenes Todesurtheil. Ihre heutigen Nachkommen sind der Beweis hierfür.

Was man von der unglaublichen Fruchtbarkeit der Regentschaft Tunis zu erzählen beliebt, ist Mythe. Das Land ist verdorrt und nährt nothdürftig die spärliche einheimische Bevölkerung. Die einstige Kornkammer des römischen Reiches kann heute in Folge des Wassermangels kaum als fruchtbar bezeichnet werden, und nur dort, wo genügende Feuchtigkeit vorhanden ist, also in der Umgebung von Tunis und dem ganzen Nordostwinkel der Regentschaft, zwischen der Hauptstadt und dem Hafen Biserta, ist auf den Feldern noch die einstige Abundantia zu Hause, bewährt sich die sprichwörtliche Fertilität. Die Gebirge nördlich des Medscherda bis an die Meeresküste sind kahl, steinig und verwittert; die Thäler sind mit stachligem Gestrüpp verwachsen, an den Abhängen grünen nur der wilde Spargelstrauch, Stechpalmen, Opuntien und der Rosmarin, der auch mit den Oelbäumen das einzige Brennmaterial für die Kabylen und Beduinen liefert. Wie sehr es hier an Wald und Bäumen mangelt, geht schon aus der großen Sorgfalt hervor, mit welcher die Bewohner jedes Holzstückchen, jeden Brocken Kameelmist sammeln. Auf den Wanderungen der Nomaden reitet der Beduine gewöhnlich stolz zu Pferde oder Esel einher, und hat wohl auch sein Söhnchen vor sich sitzen, falls kein zweites Reitthier dafür vorhanden wäre. Frau und Tochter der Familie schreiten gewöhnlich barfuß hinter dem Herrn und Meister einher und lesen eifrig den Mist und die dürren Rosmarinäste vom Wege auf.

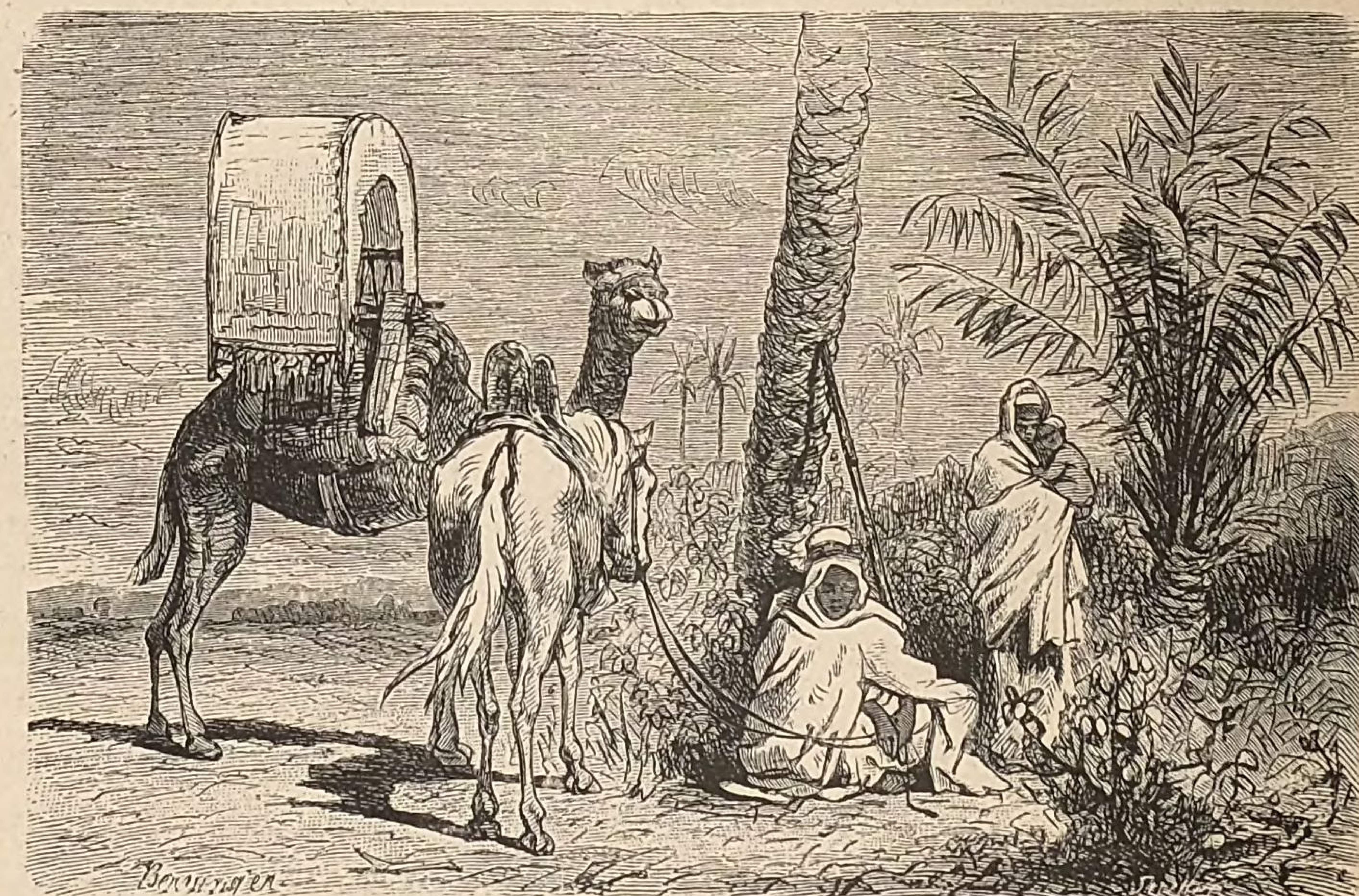
Der Medscherdafluß ist die Tiber von Tunis, ebenso wie sein Stromgebiet die „Campagna" ist. Nicht halb so groß wie der römische Strom, hat er doch dieselbe trübe Farbe, dasselbe schlammige träge Wasser, dieselben steilen erdigen Ufer. Er ist nirgends tief genug, um befahren zu werden, aber gleichzeitig auch an wenigen Stellen seicht genug, um das Durchwaten zu gestatten. Und derlei Furthen wären doch nothwendig, denn der ganze Strom hat auf seiner sehr beden-

tenden Länge nur — zwei Brücken! die eine auf dem Wege von Tunis nach Teburba und das Chumairgebiet, die andere nicht weit von den Ruinen Utikas, auf der Route nach Biserta. Im letzten Jahre wurden allerdings für die von Algier im Medscherdathale bis Tunis führende Bahn mehrere Brücken über den Strom gebaut, um die vielen Windungen seines mittleren Laufes abzuschneiden. Das Flußthal, einstens mit den üppigsten Getreidefeldern bedeckt, zeigt heute nur mehr wenige Spuren davon; der größere Theil ist mit Schilf und Gestrüpp dicht bekleidet, in welchem unzählige Wasservögel und Schildkröten hausen; die angrenzenden höher liegenden Gebiete zeigen wieder ganz den Charakter der Steppe. Wasserarm im Sommer, versumpft er im Frühjahr die ganze Umgegend und macht in dem wege- und straßenlosen Thale jede Passage unmöglich; nur in seinem unteren Laufe, von seinem Austritt aus dem Gebirge bei Medschez el Bab bis zu den Hügeln, auf welchen Utika lag, ist er segenbringend. Aber unterhalb Utika, bei dem Dorfe Bu-Schatr, verliert er sich wieder in salzigen Sümpfen, von denen man nicht weiß, ob sie zum Festlande oder zum Meere zu rechnen sind.

Seine Nebenflüsse sind ebenso trüb und schlammig wie er, und ohne irgend welche Bedeutung, es sei denn insofern, als sie in dem wege- und brückenlosen Steppenlande das Fortkommen ungemein erschweren, und bei Militärtransporten für die Artillerie vielleicht ganz unmöglich machen. Das ganze Flußsystem ist sich selbst überlassen; kein Canal, keine Regulirung des Bettes u. s. w. verhilft den im Frühjahr sich sammelnden und dann stagnirenden Wassermassen zum Abfluß, und die Folge davon ist, daß die spärlichen Bewohner des Landes und der wenigen kleinen Städte an Fieber und anderen Krankheiten zu leiden haben.

Aber noch weiter reicht die Aehnlichkeit des Medscherdathales mit der Campagna. Es ist die alte Römerzeit, welche Frikia denselben charakteristischen Stempel aufgedrückt, wie den sumpfigen und theilweise öden Gauen des einstigen Kirchenstaates. Wie dort, so stößt man auch hier bei jedem Steinwurfe auf die stillen Ruinen altrömischer Städte, von Tempeln, Bädern, Wasserleitungen. Stellenweise deuten nur mehr Trümmerhaufen die einstigen Ortschaften an; anderswo ragen wieder großartige Bauten aus Quadern und mit herrlichen Sculpturen und Inschriften bedeckt, über das elende Gemäuer der arabischen Douars oder Dörfer empor, deren Bewohner sich mit Vorliebe, Eulen gleich, hier eingenistet haben. Wahrhaftig, ein trauriger Anblick! Und was die römischen Colonisten vor so vielen Jahrhunderten, zu Beginn der christlichen Aera hier erbaut, es wird gewiß um ebenso viele Jahrhunderte das hinfällige Bauwerk überdauern, das die

Araber ihnen hier aufgepfropft. Die römische Colonie Frikia ist noch heute lebendig vor unseren Augen und der Islam mit seiner mittelalterlichen Civilisation, mit all' seiner Zerstörungswuth hat die großartigen Spuren der einstigen christlichen Aera nicht hinwegzuwischen vermocht. Das römische Tunis erschien mir gegenwärtig nur wie etwa mit einem großen, düsteren Schleier überdeckt, zwischen dessen schütteren Maschen man das Antlitz der Ceres hindurch erkennt, die einst hier gewaltet. Der Islam hat sich in Tunis vollkommen überlebt. Die Regentschaft ist ein Stück des absolutistischen Mittelalters; und dabei ist ihr auch nicht ein Funke von der



Eine Beduinenfamilie.

Blüthe geblieben, zu welcher sich die Mauren in jener Zeit emporgeschwungen. Roms Paläste und Tempel stehen noch aufrecht in Dugga, in Tebesa und anderen Städten des Medscherda-Gebietes; aber die islamitischen Bauten, die anderthalb Jahrtausende ihnen aufgepfropft, sind verfallen, ein treues Bild des Volkes selbst.

Die einzigen Wege, welche von der Regierung angelegt wurden und noch theilweise erhalten sind, führen von der Hauptstadt Tunis über Testour und Tebursuk nach der, nahe der algerischen Grenze gelegenen befestigten Stadt Kef; ein anderer, gleichfalls von Tunis ausgehend, nach der Hauptstadt des Berber- und Chumair-districtes Bedscha; ein dritter, und zwar der besterhaltene, führt nach dem von der

Natur herrlich angelegten, von Menschen aber ganz vernachlässigten Hafen Biserta. Die anderen Wege sind nichts als Saumpfade, auf welchen das Kameel und der Esel mühsam vorwärts kommen. Wagen können andere Routen als die genannten schwer befahren, und nur Susa, die südlich von Tunis an der kleinen Syrte gelegene Hafenstadt, kann ziemlich bequem zu Wagen erreicht werden.

Verfolgen wir nun der Reihe nach die drei genannten Wege: Der erste führt uns anfänglich durch fruchtbares, gut bebautes Hügelland, bis an den Medscherda und die alte pittoreske Stadt Testour. Selten begegnen wir einer Beduinenfamilie



Beduinenfamilie in der tunesischen Sahara.

auf der Wanderung; nur die tägliche Kameelkaravane zwischen der Hauptstadt und Kef vermittelt den Verkehr mit den auf der Route liegenden Städten Testour und Tebursuk. Häufig sind Sümpfe zu durchwaten, tiefe Ravinen zu passiren, Berge zu überschreiten. Auf den reifen Feldern, die sich hier und da zeigen, reißen die Beduinen die Aehren ab — denn wir sind im Monat Mai, dem Erntemonat von Tunis.

Der Beduine schneidet das Getreide nicht, sondern faßt ein Büschel Aehren, und trennt sie mit ganz kurzem Stiel mittelst einer sägeartigen Sichel vom Halme. Auf dem Wege sitzen Beduinenfrauen und klopfen mit kleinen, hölzernen Knütteln

die zwischen ihren gespreizten Beinen liegenden Aehren aus. Sie schneiden und dreschen doch nur für die großen Herren, für die Kaids, die Generäle und Minister! Was hilft ihnen der Widerstand? Ihre Ernte wird ihnen geraubt, und kaum so viel bleibt übrig, um sie vor dem Hungertode zu schützen. Für sie giebt es keinen Ausweg, als Auswanderung. Seit Jahrhunderten wird dieses Erpressungssystem fortgeführt, und aus den einst so feurigen, stolzen Arabern sind heute, zum wenigsten in den von der Hauptstadt erreichbaren, der Regierung untergebenen Gebieten, Fellachen geworden, wie sie in Aegypten nicht ärmer, unterwürfiger, sklavischer sein können; nicht nur die Regierung, auch der wilde Berber aus dem Gebirge raubt ihn aus, und deshalb versteckt und vergräbt er sorgfältig Alles, was er vielleicht durch mühevolle Arbeit doch noch erworben.

Darum zeigen auch die Städte und Dörfer, die wir passiren, so große Armuth, so entsetzlichen Verfall. Es mag unter den Kaufleuten der Bazars von Bedscha, von Kef und Teboursuk gar manchen Wohlhabenden geben, aber wehe ihm, wenn er seinen Reichthum durch ein unseren Bauernwohnungen gleichkommendes Heim, durch die Renovirung seines Hauses oder den Aufbau einer eingefallenen Mauer zeigen würde!! Sofort sind General und Kaid zur Hand, drücken den Armen oder sperren ihn so lange ein, bis er die geforderte Summe erlegt hat. Dieser offene Raub von oben, diese Bedrückung und Unsicherheit sind theilweise die Ursachen, daß hier in Tunis Alles, Alles den tiefsten Verfall und Stillstand athmet.

Tebursuk ist eine arabische Ruinenstadt, gebaut auf einer römischen. Ueberall wo der Islam herrscht, haben es sich die Araber mit ihren Wohnungen bequem gemacht. Ueberall wurden die römischen Bauten zu arabischen umgewandelt, und auch hier dienen die alten, aus byzantinischer Zeit stammenden Stadtmauern und Forts heute den arabischen Eindringlingen zum Schutz. Die Stadt liegt, gerade so wie das äußerst malerische, nahe gelegene Testour, nahezu in Trümmern, und zählt etwa zwei- bis dreitausend Einwohner. Kef, drei bis vier Tagereisen von Tunis gelegen, ist ebenfalls nur eine Ruinenstadt, mit vier- bis fünftausend verarmten Bewohnern, unter welchen beiläufig tausend Juden. Die Stadt, an der Stelle des einst seiner geschlechtlichen Ausschweifungen wegen berüchtigten Sicca Veneria gelegen, zieht sich an einer Berglehne hinan, und wird von einer alten, aus der byzantinischen Zeit stammenden Citadelle überhöht, die jedoch ebenso verfallen ist, wie die Stadt und die sie umgebenden Mauern. Auch die Höhen der Umgebung scheinen byzantinische Forts besessen zu haben, doch ließen sie die Araber in Trümmer

verfallen. Bedscha, die Hauptstadt und der Hauptmarkt des Gebietes der Chumairs ähnelt in jeder Beziehung den geschilderten Städten, nur ist hier noch mehr Handel, mehr Lebenskraft vorhanden.

III.

Leben und Sitten der Berberstämme.

Tunis ist trotz der großen Nähe Europas und seiner leichten Zugänglichkeit besonders in seinen nördlichen Theilen sehr wenig bekannt, ja bis heute wurde noch kaum eine halbwegs richtige Karte gezeichnet. Speciell dürfte der nördlich des Medscherdaflusses gelegene Theil der Regentschaft noch kaum in ethnographischer Beziehung erforscht worden sein. Die Einwohnerschaft dieses Gebietes, von der algerischen Grenze bis nach der Hauptstadt Tunis, besteht wohl, gerade so wie jene Algeriens, aus verschiedenen Racen, aus Berbern, Arabern, Mauren, Vandalen und Türken, doch fand hier eine viel stärkere Vermischung zwischen den einzelnen heterogenen Elementen statt, so daß man kaum von reinen Berbern oder Kabylen, reinen Arabern u. s. w. sprechen kann. Die Ureinwohner des Landes, vermischt mit den Vandalen, zogen sich bei den Eroberungszügen der arabischen Horden in die Berge zurück, nahmen aber doch die mohamedanische Religion und viele Sitten und Gebräuche der Araber an; im Laufe des Jahrhunderts nahmen sie auch viele europäische und arabische Ausdrücke in ihre Sprache auf, ja dies geschah in der letzten Zeit in so hohem Grade, daß sie ihre Ursprache nur wenig mehr benützen und jetzt im Verkehr mit den Arabern der Ebene und der Städte nur das Tunesisch-Arabisch oder „Machrebi" sprechen. Wenn sie indessen von Arabern häufig doch nicht verstanden werden, so ist es, weil sie dann einen Diebsjargon sprechen, dessen sich die räuberischen Beduinenhorden an der Süd- und Westgrenze Tunesiens und auch in Algier in ähnlicher Weise bedienen, wie etwa die Verbrecher unserer Hauptstädte mit ihrem „Slang". Auch in manchen anderen Beziehungen verloren sie die Eigenthümlichkeiten ihrer Race, nahmen andere von den Arabern auf, gaben die ihrigen an die Araber ab, und die Unterschiede, die zwischen den beiden großen Gruppen heute noch bestehen, sind demnach nur noch wenig auffällig. Die Zahl der Einwohner des nördlichen und mittleren Tunis beläuft sich kaum auf eine halbe Million, jene nördlich des Medscherdaflusses und dessen Gebietes auf kaum zweihunderttausend Seelen; die große Mehrzahl derselben ist berberischen Ursprunges

und nur in der Umgebung von Biserta, im Nordostwinkel der Regentschaft, wohnen Beduinen und Tripolitaner.

Wie bemerkt, sind in der Regentschaft Tunis die Racenunterschiede zwischen den Kabylen, respective Chumairs, und den Beduinen beiweitem nicht so auffallend, wie in Algier, wo die Kabylen in weit compacteren Massen wohnen und nicht so häufig mit den Nomadenstämmen der Ebene in Berührung kommen. Dennoch sind sie bedeutend genug, um hervorgehoben zu werden. Während z. B. die Beduinen sämmtlich schwarze Haare, Augen und Bart besitzen, findet man unter den Berbern häufig rothe und blonde Haare, blaue Augen, hellen, struppigen Bart, im Allgemeinen auch eine hellere Gesichtsfarbe. Ihre Kleidung ist von derjenigen der Beduinen kaum mehr verschieden. Beide tragen lange, bis unter die Knie reichende Leinenhemden, und wenn es ihre Mittel erlauben, darüber den dicken Burnus, der bei den Aermeren von ihren Frauen aus dunklem Kameelhaar hergestellt wird, während er bei den Wohlhabenderen von weißer Farbe ist und im Sommer sogar durch einen ganz leichten Ueberwurf mit Seidenquasten ersetzt wird. Diese Burnusse bilden wichtige Familien-Erbstücke und werden vermöge ihrer Dauerhaftigkeit nicht selten durch drei Generationen getragen. Die Kopfbedeckung, deren es früher bei den Berbern gar keine gab, ist heute dieselbe geworden, wie die der Beduinen, nämlich der rothe Fez, in Tunis Scheschia genannt, mit dem weißen, dünnen Turbantuch umwunden. Im Sommer tragen sie wohl auch bei großer Hitze einen ungeheuren Strohhut mit breiten Krämpen, den sie über den Turban und womöglich noch über die Kapuze des Burnus aufsetzen. Im Gebirge sieht man die ärmeren Berber häufig nur mit dem gewöhnlich sehr schmutzigen Hemd bekleidet; als Ueberwurf dient ihnen dann ein kurzer schwarzer Rock mit Aermellöchern und Kapuze, den sie jedoch nicht anziehen, sondern nur über den Rücken werfen und die Kapuze über den Kopf schlagen. Das dichte, stachelige Gestrüpp, die Aloën, wilder Spargel und Cacteen, die in den Bergen des Atlas wachsen, nöthigen sie, ihre Waden bis zum Knie mit Ledergamaschen zu bekleiden. An den Füßen tragen sie häufig Strohpantoffeln oder häufiger noch Sandalen mit dicken Filzsohlen, wie die Chinesen. Sind sie jedoch zu Pferde, dann legen sie diese Fußbekleidung ab. Wohlhabendere Scheiks ziehen dann wohl auch hohe Reiterstiefel aus gelbem Leder und ohne Absätze an.

Die Frau der Berbervölker genießt viel größere Freiheiten, als die der Araber. Während die Letzteren sich niemals mit unverhülltem Gesicht zeigen dürfen und selbst im Felde oder bei der häuslichen Arbeit sich dasselbe mit den Händen bedecken, falls sich ein Fremder nähern sollte, können die Berberfrauen nicht nur mit unver-

hülltem Gesicht umhergehen, sondern auch im geschäftlichen Verkehr mit anderen Männern sprechen u. s. w. Ihre Kleidung ist dieselbe wie die der Beduinenfrauen, ein einfaches Stück blauen Stoffes, das sie auf sehr geschickte Art um ihren Körper winden und mittelst einer Schnur um die Hüften zusammenhalten. Daß dieses Stück Tuch kaum genügt, ihre Blößen zu bedecken, läßt sich wohl denken, doch scheinen sie in dieser Hinsicht durchaus nicht spröde zu sein. Man kann sie kaum hübsch nennen. In ihrer frühen Jugend wohlgeformt, haben sie von der Zeit ihrer Verheiratung, also vom vierzehnten und fünfzehnten Jahre an, so viel zu besorgen und so viele schwere Arbeiten in ihrem armseligen Hauswesen zu verrichten, daß sie gerade so wie die Beduinenfrau sehr früh altern. Hierzu kommt noch die Mutterschaft, die in so unwirthlichen Bergregionen und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe mit großen Leiden verknüpft ist. Während die Araber gewisse Mittelchen und Medicinen für ihre Krankheiten theils durch Tradition, theils durch die häufigere Vermischung mit den Europäern erhalten haben, sind die Kabylen in dieser Hinsicht sehr unwissend und greifen viel mehr zu der Zauberkunst alter Weiber, als zu wirklichen Heilmitteln.

Im Allgemeinen ist die Stellung der Berberfrauen eine viel günstigere und höhere, als die der Araberin. Sie gelten auch als hübscher und wohlgeformter, vor Allem jedoch als viel reinlicher, vielleicht schon deshalb, weil sie in ihren Bergen viel eher Wasser finden, als die Beduinen in der regenlosen, eingetrockneten Ebene. Gestattet doch der Koran den Beduinen, ihre Ablutionen vor den Gebeten in Ermangelung von Wasser mit Sand zu verrichten — ein Beweis, daß sich ihnen die Gelegenheit, sich zu waschen, nicht immer darbietet. Die Berberfrau wird von ihrem Gemahl bei der Vermählung gekauft, das heißt, der Berber muß dem Vater seiner Braut eine gewisse Geldsumme oder deren Werth in Vieh und Pferden bezahlen, so daß im Gegensatze zu uns Europäern eine mit Töchtern reich gesegnete Berberfamilie von Glück zu sagen hat. Während die Mädchen also einerseits ihren Vätern Capitalien einbringen, erhalten sie jedoch beim Tode der Letzteren kein Erbtheil, sondern dieses geht ausschließlich auf die Söhne über. Es geschieht dies, um zu verhindern, daß etwa eine reiche Erbin in einen anderen Kabylenstamm einheiratet und dadurch dessen Ressourcen vermehrt.

Wird eine Frau von ihrem Gemahl verlassen oder verschwindet derselbe, ohne daß sie während ein oder zwei Jahren etwas von ihm hört, so erlangt sie ihre Freiheit und kehrt in das Haus ihres Vaters zurück. Auch wenn ihr Gemahl sich von ihr durch den Kadi scheiden läßt, ist dies der Fall, doch muß ihr dann der

Gemahl eine gewisse Geldsumme einhändigen, die zu ihrem Lebensunterhalt dient. Jede geschiedene oder von ihrem Mann verlassene Frau erhält damit ihre persönliche Freiheit zurück und Niemand verübelt ihr etwaige Liebschaften und außereheliche Liebesfreuden. Einige algerische Berberstämme kamen dadurch in den Ruf, fremden Gästen und Besuchern ihre Frauen zu offeriren, was jedoch ausschließlich auf den erwähnten Umstand zurückzuführen ist.

Wie man aus dem Vorstehenden ersieht, ist die Frau des Kabylen nicht seine Sklavin, wie die Beduinenfrau, sondern seine Freundin und Gefährtin. Während die Letztere niemals mit dem Araber gleichzeitig ihre Mahlzeiten einnehmen darf, sondern ihn dabei bedienen muß, ißt die Kabylenfamilie gleichzeitig aus derselben Schüssel. Mann und Frau ergänzen sich gegenseitig, und diese Zusammengehörigkeit ist augenscheinlich ein Ueberbleibsel jener Zeit, in welcher die Berber Christen waren. Selbst auf dem Schlachtfelde ist die Frau thätig, verbindet den Verwundeten, sorgt für Munition, ergreift wohl selbst auch das Gewehr und wird dann häufig zur Furie. Die Kämpfe der Franzosen mit den Kabylen zeugen davon.

Das Tättowiren ist bei den Berbern sehr gebräuchlich. Bei den Männern sind gewöhnlich Arme und Waden mit eingeätzten Zeichnungen, zuweilen der drolligsten Art, bedeckt. Bei den Frauen kommen hierzu noch Gesicht, Nacken und Brust. Die Hände und Füße zeigen Ornamente, die denjenigen der schwarzen, durchbrochen gestrickten Handschuhe unserer Damen nicht unähnlich, ganz regelmäßig und sorgfältig eingestochen sind. Auf den Wangen befindet sich in der Regel je ein kleines Quadrat, zwischen den Augenbrauen aber fast immer ein kleines Kreuz, dessen Ursprung in einem späteren Capitel Erwähnung geschieht und das in derselben Weise auch die Beduinenfrauen tragen. Gute Mohamedaner waren die Berber indessen niemals und deshalb war ihnen auch an der Form dieser Tättowirung nichts gelegen. Nur die religiösen Scheiks und Marabuts sind ihr abgeneigt. Heiratet beispielsweise einer von ihnen, so ist die Frau gezwungen, das Kreuzchen mittelst Kalk und schwarzer Seife wieder verschwinden zu machen. Die Tättowirungen werden von den Frauen ihren Kindern schon in früher Jugend beigebracht, indem sie die betreffende Zeichnung zuerst mittelst Nadeln einstechen und, so lange die kleinen Stiche noch bluten, mit dem auf ihren Kochtöpfen sitzenden Ruß einreiben.

Die Berberstämme von Tunis, und darunter auch die Chumairs, sind nicht wie jene Algeriens durchgehends an feste Wohnsitze gebunden. Einzelne wohnen allerdings in selbstgebauten Häuschen aus Lehmziegeln, oder in den zahllosen, römischen Ruinenstätten, welche die noch undurchforschten Bergketten nördlich des



Chumair=Typen.

Medscherdaflusses bedecken — zum wenigsten lehnen sie ihre elenden Wohnungen gern an derlei Ruinen an, oder nehmen wohl auch das Baumaterial aus ihnen — aber viele Stämme führen gerade so wie die Beduinen das Nomadenleben, wohnen in schwarzen aus Kameelhaar geflochtenen Zelten und treiben wie sie Ackerbau und Viehzucht. Aber ob Zelt oder Hütte, stets ist ihre Wohnung in zwei Theile getheilt, von denen der linke den Frauen und Kindern, der rechte den Männern als Unterkunft dient. Die Berber machen von der Erlaubniß des Koran, einen ganzen Harem von Frauen zu besitzen, höchst selten Gebrauch und sind gewöhnlich mit einer Frau zufrieden.

Das Hauswesen der Berber ist sehr bescheiden und beschränkt sich in der Regel auf ein paar selbstgeflochtene Decken, Matten und Säcke; Kochtöpfe und eine kleine Handmühle aus Stein zum Mahlen. Wichtiger sind die Waffen und das Sattelzeug des Mannes. Auf die ersteren legt er großen Werth, putzt sie im Gegentheil zum Beduinen sehr sorgfältig und faßt sie selten an, ohne zuvor einen Lederlappen darüber zu legen. Der Beduine läßt Schwert und Gewehr verrosten, und meint: „Ein schwarzer Hund beißt gerade so gut wie ein weißer.“ Der Kabyle verfertigt selbst seine Munition, schmiedet wohl auch selber Messer und Schwerter, wenn sich ihm nicht die Gelegenheit darbieten sollte, sie irgendwo zu stehlen; — das ist ihm lieber.

Die Ausrüstung des Berbers und Chumairs besteht zunächst aus einem, gewöhnlich alten Percussions- oder Luntengewehr und zwei ebenso alten Pistolen, auf die er aber vorzüglich eingeschossen ist, und womit er selten seine Ziele verfehlt, dann einem Yatagan oder auch einem breiten, geraden Beduinenschwerte mit flacher Lederscheide; Lanzen trägt er niemals. — Die tunesischen Berber sind ziemlich armselig beritten, die Pferde sind klein und mager, aber ausdauernd, und vorzügliche Bergkletterer. Merkwürdigerweise tragen sie nur an den Vorderfüßen Hufeisen, niemals an den Hinterfüßen. Die Eisen sind sehr dünn, ohne Stollen und ihre Enden greifen rückwärts, den Kreis vollständig schließend, übereinander. Um dem Huf die Elasticität nicht zu nehmen, werden rückwärts keine Nägel in die Eisen geschlagen. Die Sättel sind aus Holz angefertigt, mit rothem oder gelbem Leder überzogen, und haben vorn und rückwärts hohe Lehnen, so daß der Reiter dazwischen ziemlich beengt ist. Die gewöhnlich sehr kurz geschnallten Steigbügel sind aus Eisen und beiläufig von der Form einer Sandale mit viereckiger Sohle; die Kanten sind sehr scharf und dienen dem Reiter als Sporn. Reiche Berber und Scheichs tragen, wie schon vorn erwähnt, hohe Reiterstiefel, jedoch nur mit einem einzigen Sporn,

wohl nach dem Princip jenes Juden, der einmal nach der Ursache dieser Ersparniß gefragt wurde, und meinte: „Wenn die eine Hälfte des Pferdes gespornt würde, so müsse doch die andere Hälfte gleichfalls mitlaufen." Der Sporn besitzt an Stelle des Rädchens einen scharfen, langen Stachel, mit welchem die Kruppe des Pferdes geritzt wird.

Es wären wohl noch viele Details in der Kleidung, Ausrüstung und der Lebensweise der Berber zu erwähnen, doch dürften die vorstehenden Mittheilungen



Tunesische Berber.

genügen, um sich eine beiläufige Vorstellung dieses zum Theil autochthonen Volkes zu bilden. Es erübrigt nur noch das höchst interessante und merkwürdige Gemeinwesen der einzelnen Stämme zu schildern. Sie bilden hier gerade so wie in Algerien vollkommene Republiken mit einer an die Schweiz oder die Vereinigten Staaten lebhaft erinnernden Organisation, die seit undenklichen Zeiten bei ihnen bestand, und welche weder die Türkenherrschaft, noch die Franzosen, noch der Bey von Tunis gänzlich aufheben konnte. Kriege und die gesetzlosen Zustände in der letztgenannten Regentschaft haben sie allerdings stark erschüttert und die Vermischung des Volkes mit den Arabern konnte auch nur dazu beitragen, die schönen republi-

kanischen Institutionen zu zerstören. Die vielen Stämme, welche die Bergketten zwischen der algerischen Grenze und den Seen von Biserta bewohnen, und deren Zahl ich auf über zwanzig schätzen würde, bilden zusammen eine Art Conföderation, deren einzelne Cantone etwa die verschiedenen Stämme sind. Die Berber bezeichnen die Eintheilung ihrer Nation in Stämme und Dörfer sehr sinnreich mit den Worten Körper, Glieder und Finger (Ardsch, Feched und Deschra). In den Fingern, oder um europäisch zu sprechen, Dörfern, bestehen eigene Municipalitäten, die aus der freien Wahl sämmtlicher Berber der Ortschaft hervorgehen. Dazu versammeln sie sich gewöhnlich des Freitags auf ihrem Marktplatz und erwählen ein- oder zweimal im Jahr einen Amihn, d. h. Obersten, dann einen Verwalter, mehrere Polizeileute und Räthe. Diese Körperschaft bildet zusammen die Dschemma (wörtlich eigentlich „Moschee"). Sämmtliche Amihns eines Stammes erwählen unter sich einen Amin el Umena, d. h. einen Obersten der Obern, und diese bilden dann im Verein mit den religiösen Scheichs oder Marabuts eine Art Senat, der über Krieg und Frieden zwischen den einzelnen Stämmen, über wichtige innere Angelegenheiten u. s. w. entscheidet. Daß es bei diesen Wahlen ebenso Intriguen und Parteien, ehrgeizige Aspiranten, gute Redner, hereditäre Rechte u. s. w. giebt, wie in anderen Republiken, würde man wohl kaum vermuthen. Obschon es bei den Mohamedanern und noch weniger bei den Berbern eine Hierarchie giebt, so könnte man doch die Marabuts als solche betrachten, denn ihr Ansehen und ihr Einfluß auf die Menge ist sehr bedeutend. Ein Chumair, der das ganze Jahr über nicht betet und auch nicht die Fastenzeit des Rhamadan hält, wird doch ohne Aufforderung das Haus oder die Kubba (Grabcapelle) eines Marabuts ausbessern, falls er es beschädigt sieht; er bringt den Marabuts freiwillig Speise und Trank und zahlt ihnen Steuern, die ein Hundertstel des Viehstandes und ein Zehntel der Ernte betragen.

Während die Marabuts, ohne gerade eine öffentliche Machtsphäre zu besitzen, eine Art Schürzen-Einfluß auf den ganzen Stamm ausüben, sind in jedem Dorfe die Dschemmas die Autorität; der Amihn oder Bürgermeister ist die oberste Executivgewalt und zugleich der Richter; die „Rathsherren" jedoch sind die beschlußfassenden Personen. Die „Schausch" sind mit der Vollziehung dieser Beschlüsse betraut. Die Berber sind das einzige Volk der mohamedanischen Religion, welches nicht den Koran als Gesetzbuch betrachtet, sondern einen eigenen Codex besitzt, der aus vorchristlicher Zeit stammen dürfte. Nach diesem Codex sind Todesstrafe und die in Tunis noch sehr gebräuchliche Bastonnade bei den Chumairs verpönt. Ein

Mörder wird vom Amihn dadurch bestraft, daß er sein Haus zerstören und seine Habe confisciren läßt, den Mörder selbst aber auf ewige Zeiten aus dem Stamme verstößt; gleichzeitig herrscht aber hier gerade so wie in Corsika und Sicilien die Vendetta, die den Mörder nicht lange am Leben läßt. Andere Vergehen oder Verbrechen, Diebstähle bei Stammesgenossen (bei Fremden wird er nicht als Diebstahl angesehen) u. s. w. werden durch ziemlich schwere Geldstrafen gesühnt, welche theilweise dem Amihn und der Dschemma zu Gute kommen. Ein Theil dieses Geldes wird vom Amihn für die Zeit der Noth und Krieg aufbewahrt, um davon Waffen, Munition und Pulver zu kaufen; ein dritter Theil endlich dient zur Unterstützung des Alters, der Kranken und Armen.

Wie man also sieht, ist der Berber absolut frei und zahlt wohl Steuern für seine Moschee, für die Regelung seines Gemeinwesens, aber nicht für den Bey und seine Minister. Der tunesischen Regierung gelang es niemals, speciell der Chumairs Herr zu werden oder sie gar zum Zahlen von Steuern zu zwingen. Sie bilden eine unabhängige, vortrefflich organisirte Republik in der Regentschaft und hängen von keinem Andern ab, als von sich selber. Bei der öffentlichen Berathung hat Jeder von ihnen das freie Wort, seine Stimme wird gerade so gehört, wie die eines Scheichs oder Amihn. Kein absoluter Monarch bedrückt sie, Niemand erhält von ihnen Steuern, von denen sie nicht wissen, wie sie verwendet werden. Unter solchen Umständen ist es gewiß kein Wunder, wenn sie mit Waffen in der Hand trachten, ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Bey und den Franzosen zu erhalten. Ueberdies wissen sie recht wohl, daß Diebstahl und Raub nur bei ihnen allein nicht als Verbrechen bestraft wird, und sie haben wohl keine Ursache, diese Annehmlichkeit, von welcher sie größtentheils leben, mit der zweifelhaften Submission unter französische Herrschaft und französisches Gesetz zu vertauschen. Ihre Herrlichkeit hat indessen lange genug gewährt, und diesmal werden sie den Franzosen schwerlich entgehen.

IV.

Nach den Ruinen von Utica.

Kaum irgendwo dürfte sich dem Archäologen ein reicheres und ergiebigeres Feld für seine Forschungen darbieten, als der nordöstliche Theil der Regentschaft Tunis. Die ganzen weiten Länderstrecken von Biserta herab bis zur Hauptstadt des Landes wimmeln von Ruinen altrömischer Städte, Ortschaften, Brücken und Straßenbauten; an einzelnen Stellen liegen sie offen zu Tage, an anderen sind sie halb verschüttet oder unter der grünen Erddecke verborgen, und nur einige aufrecht stehen gebliebene Pfeiler oder Trümmer verrathen die Stelle der einst vielleicht großen Stadt. In ihrer Ignoranz und Rohheit hat die mohamedanische Bevölkerung hiervon Vieles zerstört, ja vielleicht gänzlich beseitigt, und wenn trotzdem die archäologische Ausbeute so ergiebig ist, so kann dies nur als Beweis dienen, welch hoher Cultur sich die einstige römische Provinz Karthago erfreute. — Man kann getrost behaupten, daß in den vielen Jahrhunderten, welche seit der letzten Zerstörung Karthagos verflossen sind, kein einziger Baustein mehr in den tunesischen Bergen gebrochen, daß kein einziger Steinbruch eröffnet wurde, um das Baumaterial zu den heutigen Städten der Regentschaft zu liefern. Alle Städte mit ihren Palästen, Moscheen, Thürmen und Mauern wurden aus den herrlichen Quadern gebaut, welche die römischen Ruinen in so reicher Fülle darboten.

Es ist deshalb zu wundern, daß es heute wie gesagt noch immer so zahlreiche Ruinen giebt. Allerdings liegen sie nicht in der Nähe der arabischen Ortschaften, nicht bequem genug, um zerstört oder zu modernen Bauzwecken verwendet zu werden. Indessen waren die berühmten Volkscentren Karthago und Utica dem heutigen Tunis zu nahe, und deshalb findet man hier wahrhaftig keinen Stein mehr auf dem andern. Ueberall dort, wohin die Araber kamen, waren sie bestrebt, jede Spur ihrer großen Vorgänger zu vertilgen. Haß und Verachtung alles Fremdländischen, Gleichgiltigkeit gegen die aus der Vorzeit stammenden architektonischen Schätze, und endlich Eigennutz und Bequemlichkeit ließen sie dieselben Ruinenstätten, welche der Europäer mit so großer Sorgfalt erhält und beschützt, ohne Weiteres niederreißen und als Steinbruch für ihre eigenen geschmacklosen Bauten verwenden. Ob doch jemals einem der arabischen Fanatiker beim Zerstören dieser köstlichen Ruinen der Gedanke an deren Erbauer kam? Ob jemals einer von ihnen über ihre Vorgänger im Besitze dieses Landes nachdachte? Ich glaube kaum. Während

Aegypten, Paläſtina, Algier, ja ſogar Perſien eigene archäologiſche Muſeen beſitzen und von europäiſchen Fachleuten Ausgrabungen unternehmen laſſen, die hiſtoriſchen Bauten vor Unfall und brutaler Zerſtörungswuth ſchützen, iſt in Tunis nichts dergleichen vorhanden, und die unglaubliche Unwiſſenheit und Lethargie der mohamedaniſchen Regierung wie des Volkes überlaſſen Alles gänzlichem Verfall.

Von der kleinen arabiſchen Landſtadt Mater unternahm ich einen Ausflug nach den ſogenannten Ruinen von Utica, die ſich in öſtlicher Richtung eine halbe Tagreiſe davon entfernt befinden. Die ganze Gegend iſt mit Ausnahme weniger Strecken trotz ihrer großen Fruchtbarkeit gänzlich unbebaut. Dornen, wilder Spargel, Haidekraut und das ſtachelige Espartogras bedecken allein die weiten, wegloſen Steppen, welche hie und da von ſteilen, wüſten Felſenketten durchzogen werden. Die Pferde ſuchen ſich ſorgfältig ihren Weg zwiſchen dem ſtacheligen Unkraut und ſind deshalb zu einer ſchnelleren Gangart nicht zu bewegen. Auf viele Meilen Entfernung weder Haus noch Baum, nur hie und da altrömiſche Ruinen, troſtloſe Ueberreſte aus vergangener Zeit. Dazu die glühende Sonne über unſeren Häuptern. Unter ſolchen Umſtänden kann das Reiſen kaum als angenehm bezeichnet werden. Man muß ſtets ſeinen Führer und Bedeckung, ſowie Geld und Lebensmittel mit ſich führen, und weder die angenehmſte Reiſegeſellſchaft noch die intereſſanteſten Abenteuer und Entdeckungen könnten uns kaum mit den Strapazen der Reiſe verſöhnen; dazu die ſtete Gefahr, von Wegelagerern überfallen zu werden. Die Gebirge zwiſchen Tunis und Biſerta, die wir zu überſchreiten haben, ſind ein berüchtigter Schlupfwinkel räuberiſcher Beduinenhorden, welche ſich mit Vorliebe gerade hier aufhalten, weil in der Nähe der ziemlich belebte Karavanenweg aus den Hafenſtädten des Nordens nach der Hauptſtadt Tunis führt. Heute hat ſich das wohl ſehr gebeſſert, denn der Verkehr auf der Landſtraße iſt zu lebhaft geworden, und die Regierung ſchickt hie und da berittene Zaptiehs hierher. Nicht daß ſich die Beduinen vor ihnen beſonders fürchten würden, denn die tuneſiſchen Zaptiehs ſind in ihrer wächterlichen Thätigkeit den Hunden ähnlich: ſie bellen nur, aber beißen nicht.

Häufig begegneten wir auf unſerem Wege kleinen Hügeln, aus Steinchen beſtehend, die offenbar durch Menſchenhand zuſammengetragen worden waren. Der Führer erklärte uns, ſie ſeien nichts Anderes als die Grabhügel der von den Räubern Ermordeten. Einer alten mohamedaniſchen Sitte gemäß wirft jeder Wanderer, der an einem ſolchen Grab vorüberſchreitet, einen Stein auf dasſelbe, und ſo entſtanden dieſe traurigen Monumente verruchter Thaten. Während des mehrere Stunden dauernden Rittes durch die Gebirgsthäler hielten wir den

geladenen Revolver in der Rechten, eine Vorsicht, welche uns der Dragoman anempfahl, der bereits einmal an derselben Stelle böse Erfahrungen gemacht hatte. An vielen Stellen trafen wir auf römische Ruinen — auf gut erhaltene hohe Pfeiler und Wölbungen des großartigen Aquäductes von Utica, der ein würdiges Seitenstück zu der berühmten karthagischen Wasserleitung bildete.

Endlich war das Gebirge überschritten, und wir ritten auf eine viele Meilen weite Ebene heraus, die zur Zeit unseres Besuches, im Monat April, im herrlichsten Grün, vermengt mit den bunten Farben der zahllosen blühenden Kräuter, prangte. Im Norden zog sich das Gebirge Dschebel-Kechbata, genannt, im weiten Bogen bis an's Meer; im Süden, auf etwa zehn Meilen Entfernung, lag ihm eine niedrige parallele Hügelkette gegenüber, auf welcher der Aquäduct dahinführte. In der Mitte der von beiden Höhenzügen eingeschlossenen Ebene wand sich der gerade sehr wasserreiche Oued Medscherda, der Bagrada des Alterthums, hindurch, um, etwa fünfzehn Meilen von uns entfernt, sich in den See von Porto Farina, der mit dem Meere in Verbindung steht, zu ergießen. Von unbeschreiblicher Schönheit war die Färbung des Rasenteppichs zu unseren Füßen: die zahllosen Wiesenblumen, die mit subtropischer Ueppigkeit zwischen dem saftigen Grün emporwucherten, und stellenweise bald roth, bald hochgelb oder weiß, die Oberhand über dasselbe gewannen, ließen die Ebene in der That wie einen riesigen orientalischen Teppich erscheinen, und es würde mich gar nicht wundern, wenn die Perser und Syrier die Farbenpracht und Zusammenstellung ihrer Teppiche diesen blühenden Thälern entnommen hätten. Und ebenso, wie sie in der Mitte ihrer buntfarbigen Gewebe in weißer Farbe verschlungene Koransprüche einweben, windet sich hier das weiße vielgeschlungene Band des Bagrada mit seinen zahlreichen Nebenarmen wie eine Titanenschrift durch diesen natürlichen Teppich. Die kahlen hohen Berge, nur hie und da mit Ruinen oder den kleinen blendend weißen Kubbas der Marabuts bedeckt, die Ebene mit dem Fluß und endlich in der Ferne, am letzten Ausläufer der diesseitigen Hügelkette, die spärlichen Ruinen von Utica, vereinigten sich zu einem Bilde, das mich auf das lebhafteste an zwei ähnliche Städte einstiger Cultur erinnerte: das Thal des Rio Pecos mit dem Taos Pueblo und den Aztekenruinen in Neu-Mexiko, und mehr noch an das berühmte Thal von Theben und Karnak in Ober-Aegypten. Damals, als die drei genannten Städte groß und bevölkert waren, da war die Aehnlichkeit nicht so auffällig wie heute, denn das Thal, an welchem jetzt Utica liegt, war Meeresboden und von salzigen Wogen überdeckt, die bis an die Gebirge vordrangen und Utica zu einer See- und Hafenstadt machten.

Ein starker großer Hafen mit gewaltigen Festungsmauern nahm die Galeeren, die Segel- und Ruderschiffe auf, die aus allen Theilen des Mittelmeeres nach Utica kamen; große Paläste aus Marmor und Alabaster besetzten die Straßen; der Gouverneurspalast erhob sich auf einer Insel inmitten des Kriegshafens; auf dem hinter der Stadt sich erhebenden Berge lag das große Amphitheater, in welchem regelmäßig Löwen- und Tigerkämpfe abgehalten wurden; Tempel, Theater, Springbrunnen, Statuen u. s. w. verschönerten die volkreiche Stadt, die durch eine starke Ringmauer auch gegen die Landseite zu abgeschlossen war.

Welch' gewaltige Veränderung ist doch seit jener Zeit vor sich gegangen! Das Meer ist weit hinausgedrängt und seine Ufer liegen jetzt auf zehn Meilen Entfernung von Utica; trockenen Fußes kann man die Hafenbassins betreten, in welchen einst die stolzen Römerschiffe lagen. Dem Archäologen allein gelingt es, zwischen dem alten Utica und den spärlichen Ueberresten, welche heute den Boden bedecken, eine gewisse Aehnlichkeit herauszufinden, denn sogar die Linien der damaligen Meeresküsten sind verwischt. Die schlammigen Fluthen des Medscherdaflusses haben diese Veränderung bewirkt. Die Erd- und Schlammmassen, die er aus dem Inneren des Landes mit sich führte, lagerten sich im Meerbusen von Utica ab, versumpften den Hafen, endlich den Meerbusen selbst, und verwandelten ihn im Laufe der Jahrtausende in gutes Ackerland, durch dessen Mitte sich nun der Medscherdafluß dahin schlängelt.

Vereinzelte arabische Farmhäuschen, von ein Paar Orangen- und Mandelbäumen beschattet, hie und da Kuhheerden und die Zeltlager von Beduinen sind Alles, was man in diesem Thale zu sehen bekommt. Von Utica selbst keine Spur. Wir fragen den Dragoman darnach. Er schüttelt den Kopf und reitet lächelnd weiter. Durch üppige Getreidefelder führt der Weg eine sanfte Anhöhe empor, auf welcher sich das große vereinsamte Gehöft eines Arabers erhebt. Einige Nebengebäude und am jenseitigen Abhange dreißig oder vierzig elende Berberwohnungen, halb in die Erde hineingegraben, ist Alles, was ich erblickte. Der Dragoman hält mit den Kameelen vor dem Thore des Gehöftes und befiehlt, abzupacken. Wir sind in Utica. — Um die alte Stadt zu besuchen, müssen wir zuvor mit den Bewohnern der neuen Stadt Frieden schließen, denn trotz der vielen europäischen Reisenden, die sie besuchen, giebt es in dem Orte noch immer keine Locanda, keine Herberge irgend welcher Art, und der Besucher ist gezwungen, unter freiem Himmel oder unter einem Zeltdache zu übernachten, wenn er ein solches mitgebracht hätte. Nahrungsmittel, mit Ausnahme von ein paar Eiern oder dem elenden, leder-

gleichen Beduinenbrot, sind auf Meilen in der Runde nicht zu finden, weshalb man sich auch in dieser Hinsicht besonders vorsehen muß. Man sieht, Tunis ist nicht das Paradies der Unternehmungen. Läge Utica in Deutschland oder England, dann wäre die ganze Ruinenstätte sorgfältig umzäunt, man fände schöne bequeme Hôtels, gute Führer; die Ruinen wären von der Erde und dem Schutt, die sie begraben, befreit, und — es gäbe mit einem Worte ein Utica. Hier indessen wissen die guten Beduinen, ja nicht einmal ihr Scheich, der reiche und angesehene Benajet, daß es ein Utica überhaupt nur gab. Der Ort, in welchem sie leben, heißt Bu-Schater, und Utica ist ihnen unbekannt. Die spärlichen Ruinen liegen unbeachtet da; das Weichbild der einstigen Stadt ist überall, wo es nur möglich war, mit wallenden Getreidefeldern bedeckt; an jenen Stellen, wo es genug Mauerwerk gab, um eine arabische Grabcapelle zu bauen, wurde das Material in der That hierzu verwendet. Auf den heidnischen Tempeln ist also, so zu sagen, der Halbmond aufgepflanzt, gerade so, wie auf den Ruinen Karthagos das Kreuz des heiligen Ludwig thront. — Mein Reisebegleiter, ein Engländer, Namens Smith, hatte drei Jahre lang auf dieser Ruinenstätte gewohnt; der reiche Benajet hatte ihm das ganze Land auf Meilen in der Runde in Pacht gegeben, und Smith war durch die rationelle Bearbeitung der höchst fruchtbaren Felder reich geworden.

Zur Zeit meines Besuches wohnte in dem genannten großen Gehöfte der Harem Benajet's, und deshalb war unsere Hoffnung auf die mit so großem Unrecht sprichwörtliche arabische Gastfreundschaft zu Wasser geworden. Eunuchen bewachten das mit Mauern umgebene Gehöft, als wäre es eine Festung. Ich hatte glücklicherweise meine Zelte mitgebracht, die wir denn auch, so weit als möglich von den Berberwohnungen entfernt, zwischen großen Mauertrümmern aufschlugen.

Am ersten Tag unseres Aufenthaltes war es schon zu spät, um die Ruinen, oder vielmehr die Spuren der Ruinen aufzusuchen; zudem hatte mich auch der siebenstündige Ritt von Mater ziemlich ermüdet. Die Frauen Benajet's hatten mittlerweile unsere Ankunft erfahren, und da Smith ein Hausfreund in ihrer Familie geworden, so ließen sie uns durch einen Eunuchen bekannt geben, daß man uns ein ausgiebiges Mittagmahl zubereite, welches in der That vier Stunden darauf vor uns auf den Boden gestellt wurde! Obschon Messer und Gabel fehlten, und nur ein großer, hölzerner Löffel in den honigtriefenden, widerlich süßen Gerichten steckte, so ließen wir es uns doch vortrefflich munden, zumal wir wochenlang vorher aus Mangel an Besserem nichts als Chocolade, Schafmilch, Schafkäse und Datteln gegessen hatten.

Mit dem Schlafen war es noch schlechter bestellt; wohl hatte man uns Decken und Kissen herausgesandt, allein dies konnte das Geheul und Geschrei der zahllosen Eulen, Fledermäuse, Heimchen und Hyänen nicht zum Schweigen bringen, die in den ausgedehnten Trümmern der zerstörten Stadt hausen. Nichts ist unheimlicher, als dieser Todtentanz! Ein ewiges Zirpen, Rascheln, Hacken, Pfeifen, Schreien und Rufen, das erst ein Ende nahm, als die Morgendämmerung eintrat. — Damit mußten aber auch wir das Lager verlassen, um unsere Wanderung über die Trümmerstätte zu unternehmen. Sie ist dem Archäologen vom größten Interesse, doch kann sie dem Laien kaum ein solches einflößen. Von dem großen reichen Utica sind nur noch die vollständig verschütteten Reservoirs der Wasserleitung übrig, die heute von dem genannten Smith ausgegraben sind und — als Viehställe verwendet werden! Auf demselben Hügel, jedoch etwas weiter von dem einstigen Hafen entfernt, sieht man das Oval des Amphitheaters mit deutlichen Spuren der stufenartigen Sitze, die zum Theile noch ganz wohl erhalten sind. In der Nähe wurden vor einigen Jahren gemauerte, unterirdische Kornspeicher entdeckt, in welchen sich ziemlich bedeutende Quantitäten von Weizenkörnern befanden. Heute noch bewahren die Beduinen ihr Getreide in ähnlichen „Silos“, von ihnen Motmur genannt, auf.

Ein kleines Thal trennt diese Anhöhe von einer zweiten, etwas höheren, auf welcher den vorhandenen Spuren zufolge unzweifelhaft das Castell der Stadt gelegen war. Heute stehen zwei kleine arabische Kubbas oder Grabcapellen auf dessen Stelle. Von hier aus genießt man einen vortrefflichen Ausblick auf das ganze Weichbild der Stadt, auf die Hafenanlagen, die Canäle und Festungsgräben, von denen noch unzweifelhafte, deutlich zu verfolgende Umrisse sichtbar sind. Selbst die Straßenlinien und Grundrisse der Bauten sind wahrnehmbar, nur fehlen die Ruinen selbst.

Das Niveau schien im Laufe der Jahrtausende dasselbe geblieben zu sein; im Gegensatz zu anderen Trümmerstätten, z. B. jenen Aegyptens und Kleinasiens, verschwanden die Ruinen nicht dadurch, daß sie verschüttet wurden, sondern im Gegentheil durch Abtragen derselben. Die Häuser, Tempel, Paläste ꝛc. zerfielen, und als die Araber kamen, luden sie die herrlichen Bausteine auf ihre Kameele und führten sie nach der Küste, um das heutige Tunis, um Porta Farina, Mater und andere arabische Städte damit zu bauen. Als hätte ein gewaltiger Wirbelsturm Alles vom Erdboden wegrasirt, so glatt und kahl liegt er da, und nur die Tracen der Stadt sind übrig geblieben. Im Hafen allein steht noch ein

einsamer Thorbogen inmitten von drei oder vier sich bedenklich neigenden Pfeilern; es sind im wahrsten Sinne des Wortes die einzigen Steine von Utica, die noch aufeinander ruhen. Etwas weiter von ihnen entfernt, erheben einige Palmen ihre stolzen Kronen; sie bezeichnen eine aus dem Boden emporsprudelnde warme Quelle, in dessen Wasser sich zahllose Schildkröten herumtummeln; sie werden von den Arabern heilig gehalten und gefüttert. Dem Wasser selbst schreiben die Beduinen große Heilkraft zu. Weiter hinaus ist das Land trostlos — ein grüner Sumpf, der sich bis an den Binnensee von Porta Farina erstreckt, dessen weißes Gemäuer uns aus der Ferne entgegenschimmert. Utica hat den treulosen Verrath an seiner Schwesterstadt Karthago grausam gebüßt. Das Jamjam perierunt „ruinae" von Karthago ist, wie Maltzan sagt, auch an Utica in Erfüllung gegangen.

V.

Biserta und sein Seendistrict.

Den Franzosen fehlte es bisher in Algier bekanntlich an einem guten, sicheren Hafen; die Küsten sind steil und felsig und bieten kaum halbwegs ruhige Ankerplätze dar. Tunis hingegen ist an guten Häfen ziemlich reich. Nicht daß es deren heute schon welche besäße, aber es ließen sich solche bei Biserta, Porta Farina, Goletta u. s. w. mit Leichtigkeit herstellen. Zweifelsohne wird es eine der ersten Aufgaben der Franzosen sein, die versandeten Häfen ihren Kauffahrtei- und Kriegsschiffen zugänglich zu machen und damit einen der Hauptzwecke ihrer tunesischen Expedition zu erfüllen.

Vor Allem gilt dies von Biserta, das durch ganz unbedeutende Arbeiten zu dem größten und sichersten Hafen des Mittelmeeres umgestaltet werden könnte. Während Stadt und Hafen schon in alten Zeiten unter dem Namen Hippozarytus hohe Bedeutung und Glanz besaßen und unter Cäsar sogar zur „Colonia" erhoben wurden, begann mit der Hedschra und der maurischen Eroberung auch der Verfall, der nunmehr so weit vorgeschritten ist, daß den Hafen jährlich kaum einige Dutzend tunesische und italienische Fischerbarken anlaufen. Unter den Franzosen würde Biserta jedoch bald zu einem wichtigen Handelshafen des Mittelmeeres, und, wenn andere Mächte keine Einsprache dagegen erheben sollten, zum Toulon der afrikanischen Nordküste umgestaltet werden.

Biserta ist aus den genannten Gründen von großer künftiger Bedeutung, war jedoch bisher in tunesischem Besitz gewiß mehr als harmlos. Ich besuchte sie

wie ihr umliegendes Meergebiet im vergangenen Jahre, von der Provinzstadt Mater ausgehend, von welcher Biserta etwa sechs Stunden entfernt ist. Die ganze Gegend in diesem Nordostwinkel von Tunis ist äußerst fruchtbar und wasserreich, derart, daß die Ernten selbst in den ärgsten Nothjahren hier stets befriedigend ausfielen. Die sanften Bergketten und Hügelgruppen dieses Gebietes sind mit Oliven- und Tabakpflanzungen besetzt, ja der Tabak, welcher hier von unkundiger Araberhand gepflanzt wird, dürfte an Güte nach dem allgemeinen Urtheil nur von dem cubanischen übertroffen werden. Ebenso befinden sich hier die einzigen Mandel-, Feigen-, Orangen- und Citronenpflanzungen, und zur Zeit des Sklavenkrieges wurde auch Baumwolle mit großem Erfolge angebaut.

Biserta liegt in der Mitte der gleichnamigen tiefen Bucht am Ausflusse eines Canals, welcher das Meer mit einem von Bergen umschlossenen großen Inlandsee verbindet. Dieser letztere besitzt, meinen eigenen Sondirungen zufolge, durchschnittlich sechs bis sieben Faden Tiefe und zeigt weder Sandbänke, Klippen, noch Untiefen, eignet sich also auf das Vorzüglichste zu einem höchst sicheren Hafen, der groß genug ist, die ganze Mittelmeerflotte aufzunehmen. Die Größe dieses Sees dürfte etwa zwei deutsche Meilen betragen. Der Canal, welcher den von den Arabern Tindscha Bensert genannten See (den Hipponitis Lacus der Alten) mit dem Meere verbindet, verengt sich gegen das Meer zu, bietet aber doch eine für die allergrößten Kriegsschiffe hinreichend breite und sichere Einfahrt. Heute ist dieselbe durch den Ausfluß des hier ebenfalls mündenden Süßwassersees wohl bis auf ein Faden Tiefe versandet, kann aber mit Leichtigkeit und nur geringen Kosten auf drei bis vier Faden gebracht werden. Auf seiner ganzen, etwa zwölf englische Meilen betragenden Länge von Biserta bis zum Inlandsee hat er eine durchschnittliche Tiefe von fünf bis sieben Faden, ohne Untiefen. Unmittelbar oberhalb der Stadt verbreitert sich der durchschnittlich zwei englische Meilen breite Canal oder besser diese Meerenge zu einem fünf Meilen weiten kleinen See, der bei vier Faden Tiefe allein schon hinreichend Raum für sämmtliche in Biserta einlaufenden Schiffe bieten würde.

Wie man sieht, sind die natürlichen Bedingungen zur Anlage eines großen, sicheren Hafens schon vorhanden. Wenn Biserta heute dennoch verarmt und verlassen ist, so hat dies in der islamitischen Herrschaft seinen Grund. Die Lethargie und der Stumpfsinn der Einwohner, die Unsicherheit der Umgegend, die Schwäche der Regierung und die tollen Zustände, welche hier seit Jahrhunderten obwalteten, machten aus Biserta jenen Ruinenhaufen, als welcher es sich heute präsentirt.

Die Stadt liegt auf beiden Seiten des Canals, sowie auf einer mitten im Canal liegenden, durch Brücken mit dem Festlande verbundenen Insel und ist ganz mit hohen, starken crenelirten Mauern umgeben. In der Nähe der Stadt, auf dem höchsten, unmittelbar vom Meere aufsteigenden Berge steht ein alter, verfallener Thurm, der früher zu den Befestigungen gehörte. In der Stadt selbst befinden sich zwei alte, in Ruinen liegende Zwingburgen, die Kasba und die Kossaiba (kleine Kasba); die erstere enthielt in früheren Zeiten selbst eine kleine Stadt, doch sind davon nur Trümmerhaufen übrig. Die engen, feuchten Gäßchen Bisertas sind schmutzig und mit schlechten Häusern besetzt, die Bazargäßchen sind überdeckt und zahlreiche Passagen ganz eingewölbt, so daß das Innere seltsam düster zu den im hellen Sonnenglanze strahlenden, vom Canal bespülten Partien der Stadt contrastirt. Vier Thore führen in dieselbe. Die Häuser sind nach altmaurischer Art in Vierecken erbaut, die quadratförmige innere Höfe umschließen. Nach diesen öffnen sich die einzelnen Gemächer.

Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 5000 Seelen, von welchen ein großer Theil aus Mauren besteht, die, aus Andalusien vertrieben, sich hier ansiedelten und den wohlhabendsten Theil der Einwohner bilden. Sie bewohnen einen eigenen Stadttheil, der noch heute „Humt el Andalus" heißt. Unter den 5000 Seelen finden sich ferner an 500 Israeliten und kaum hundert Europäer, zumeist Italiener und Malteser, die theils Fischfang treiben, theils die auf den europäischen Farmen und Pflanzungen der Umgebung gewonnenen Südfrüchte und den Tabak zur Ausfuhr bringen. — Die Schifffahrt liegt ganz darnieder. Einige zwölf bis vierzehn italienischen Schiffern gehörige Barken geben sich dem Korallenfischfang hin, und sonst wird der Hafen nur von tunesischen, algerischen und sicilianischen Barken besucht. Die Verbindung mit der Hauptstadt Tunis wird ausschließlich durch eine tägliche aus zwei bis drei Kameelen bestehende Karavane unterhalten, die hauptsächlich frische Seefische nach Tunis bringt und sonst nur die Briefpost befördert. Selten werden andere Waaren als die gewöhnlichsten Artikel des Hausbedarfs von Karavanen befördert.

Der zweite See, von welchem oben die Rede war, ist ein in den Tindscha Benfert abfließender, theilweise versumpfter Süßwassersee, Tindscha Ischkül genannt, aus dessen Mitte sich eine große, an zweitausend Fuß hohe Felseninsel, Dschebel Ischkül genannt, erhebt. Der See ist sehr fischreich und liefert jährlich für mehrere hunderttausend Francs Fische.

VI.

Von Tunis nach Keruan.

Keruan, an dem großen Binnensee westlich von Susa, Sebcha Sidi el Hani, gelegen, ist nicht nur die heiligste Stadt von Tunis, sondern wohl auch des ganzen mohamedanischen Afrika, eine der „vier Pforten des Paradieses", wie der Araber sich ausdrückt. Schon einige Jahrzehnte nach dem Beginn der Hedschra erbaut, ist sie gleichzeitig auch eine der ältesten Städte des ganzen Orients, der Sitz einer berühmten Hochschule des Korans, und ein sehr besuchter Wallfahrtsort, denn in seiner Hauptmoschee befindet sich eine der heiligsten Reliquien, nämlich der Bart des Propheten, — bei welchem die Araber so gern zu schwören pflegen.

Die Mehrzahl der Reisenden wählt, um nach Keruan zu gelangen, den Weg längs der Meeresküste bis Susa und von da quer durch das Land nach Westen, weil man auf dieser Strecke mehr Alterthümer antrifft. Auf dem geraden südlichen Wege von Tunis nach Keruan kommt man jedoch über die zwei berühmten Ortschaften Zaghuan und Dschugar, an den Quellen der alten karthagischen Wasserleitung erbaut. Zudem sieht man auf diesen Strecken ein gutes Stück des Landes.

Die erste Hälfte des Weges von Tunis nach Zaghuan ist mittelst Wagen recht gut befahrbar; allerdings fehlt es hie und da an Brücken, so daß wir recht häufig in die Gefahr kamen, unfreiwillige Bäder zu nehmen — oder der Weg führt über Felsen hinweg, jeden Moment mit einem Achsenbruch drohend; aber auf so langen Reisen ist es noch immer angenehmer, den Wagen zu benützen, als bei glühender Sonnenhitze — wir befanden uns schon im Anfang Mai — zu Pferd oder Kameel zu sitzen.

Der Weg führte uns zunächst zwischen üppigen Gerste- und Weizenfeldern hindurch, deren Aehren bereits die goldene Farbe der Reife zeigten; fast jede Pflanze zeigte ein Büschel von zwanzig bis dreißig, ja bis fünfzig Halmen, ein Beweis von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens. Die Oliven in den ausgedehnten Pflanzungen, standen in vollster Blüthe. Bald mußten wir über sanfte Anhöhen, von deren Gipfel wir einen herrlichen Rückblick auf das minaret- und kuppelreiche Tunis genoßen, bald näherten wir uns dem ausgetrockneten schlammigen Becken des Sebcha el Sedschum, in dessen Kothmassen unzählige Schildkröten von ganz respectabler Größe umherkrochen. In den Olivenbäumen gewahrten wir häufig die kleinen, possirlichen Chamäleons, deren es in Tunis so viele giebt. Anderthalb Stunden von

der Stadt entfernt, stießen wir auf die kolossalen Ruinen des einstigen Residenzschlosses von Achmet Bey, das dieser vor einigen dreißig Jahren mit einem Kostenaufwand von circa zehn Millionen Francs errichten ließ. Heute ist es eine der umfangreichsten, aber auch traurigsten Ruinen, die ich je gesehen. Welch' grausame Sitte ist es doch, daß in diesem Lande der Regent nicht in dem Hause seines Vorgängers wohnen darf! Neben dem eigentlichen fürstlichen Palaste, heute ein Haufen von Marmor- und Alabasterblöcken, zeigt Mohamedia noch andere, vielleicht noch umfangreichere Ruinen von Kasernen, Haremsgebäuden, dem Justizpalast u. s. w. Die prächtigen Gärten, welche diese Fürstenresidenz einst umgeben haben, sind verwildert, verödet; blühende Aloën und Agaven mit ihren palmengleich emporgeschossenen Blüthenstengeln, Cacteengestrüpp, Palmen, Orangen- und Feigenbäume, umwuchert von dichtem Unkraut und umwunden von Weinranken, zeigen von der Fruchtbarkeit des Bodens, aber dennoch ist in der Umgebung dieses modernen Karnaks kein Feld, keine Pflanzung. Vor dreißig Jahren der belebteste Ort, die großartigste und reichste Palastanlage der Regentschaft, wohnt heute in den Ruinen eine elende Nomadenfamilie! Auch auf dem ganzen ferneren Wege bis nach Zaghuan zeigt das Land den traurigsten Anblick; halb Steppe, halb Wüste, ist es gänzlich unbewohnt. Die kolossalen Ruinen der altkarthagischen Wasserleitung begleiteten uns bis nahe an Zaghuan; bald auf bis 120 Fuß hohen Steinpfeilern über die Thäler setzend, bald tief in die Höhenzüge eingeschnitten. In der Nähe des kleinen, in tiefem Bett fließenden Oued Meliana zeigen sich diese Pfeiler am kolossalsten. Aus großen Steinquadern erbaut, erheben sich diese massigen Pfeiler zu Thurmeshöhe und sind oben zu Bogen von circa 20 Fuß Spannweite mit einander verbunden. Andere sind aus Mörtel hergestellt und nur mit Quadern verkleidet, wahrscheinlich Pfeiler, die von den Byzantinern gelegentlich der Wiederherstellung des in den Kriegen zerstörten Aquäductes erbaut wurden. Auf viele hundert Schritte sind diese tausendjährigen Zeugen der römischen Baukunst noch vollkommen intact. Neben dieser alten führt die neue, unter der Regierung des gegenwärtigen Bey hergestellte Wasserleitung nach Tunis — ein Werk, das dem Lande 13 Millionen Francs gekostet, aber in keiner Weise dieser Unsumme Geldes entspricht. — Eine moderne, aus den Quadern des römischen Aquäductes hergestellte Brücke führt über den Melianafluß. Bald war das weite Thal überschritten, und wir fuhren wieder die felsigen Anhöhen empor, welche das erstere von dem Thal von Zaghuan trennen. Auf ihnen ruhen auch die spärlichen Ueberreste der großen römischen Stadt Udina. Von hier aus gewahrten wir den Dschebel Zaghuan zum erstenmal in seiner

ganzen Majestät; eine graue Felsmasse von beiläufig 4000 Fuß Höhe ohne irgend welche Vegetation, den massigen Grat von Wolken umzogen. Dräuend bildet er die südliche Abgrenzung eines der schönsten und lieblichsten Thäler der Regentschaft, einer Oase vergleichbar. Zum erstenmal sehen wir hier die im nördlichen Tunis so seltenen Palmen in größerer Fülle; wir sehen die schönsten Orangen- und Feigenbäume; die Caruben (Johannisbrotbäume), Cacteen, Lorbeer und Myrten zu mächtigen Bäumen emporgewachsen, einen dichten, schattigen Wald bildend, aus welchem auf dem steilen Abhange des Dschebel Zaghuan die blendend weißen Häuser der gleichnamigen Stadt hervorragen.

Ein Amr-Bey, den ich mitgebracht, öffnet uns die Thore des Dar-el-Bey, d. h. des landesfürstlichen Palastes, der sich nur von außerhalb der Stadt ganz stattlich präsentirt hatte, nachher jedoch als ein elendes, zerfallenes, möbelloses Gebäude erwies, in welchem wir auf rohen Bänken übernachten mußten, ohne Schlaf zu finden. Tunis zählt nämlich unzählig mehr hüpfende Einwohner als gehende, ja für uns Europäer bildeten sie eine wahre Landplage, die uns nicht nur die Nachtruhe, sondern überhaupt den ganzen Aufenthalt in der Regentschaft verleidete. Glücklicherweise war es für die Skorpione noch nicht warm genug, denn Zaghuan steht im Rufe, eine Brutstätte dieser scheußlichen Thiere zu sein, die überhaupt desto zahlreicher werden, je weiter man nach Süden vordringt.

An dem altrömischen Thorbogen, welcher am Eingange des Dorfes steht, empfing uns der Chalifa des Ortes mit den Notabilitäten. Ich überreichte ihm mein Befehlschreiben, das jedoch der gute, des Lesens unkundige Mann seinem Schreiber überreichen mußte, um den Inhalt zu erfahren. Er war höchst erfreut, daß wir uns bereit erklärten, seine Gastfreundschaft mit klingender Münze zu bezahlen, und ließ sofort ein Lamm schlachten, das uns einige Stunden nachher in den verschiedensten Formen und Gerichten — natürlich aber ohne Messer und Gabel — in großen Schüsseln vorgesetzt wurde. Das Nationalgericht der Tunesier, der Kuskussu, dessen wenig appetitliche Zubereitung weiter unten geschildert wird, bildete die pièce de resistance dieses lucullischen Mahles. Dennoch waren wir gezwungen, nach Kräften zuzugreifen, denn unsere wackere Wirthin im Hôtel zu Tunis hatte vergessen, die vorbereiteten Lebensmittel und den Wein auf unsere Reisewagen aufladen zu lassen. Wir hatten diese herbe Entdeckung schon auf halbem Wege mitten in der Wüste gemacht, wo wir unseren Lunch einzunehmen gedachten. Die Körbe, in welchen wir unsere Leckerbissen vermutheten, wurden von den Wagen gepackt, wir lagerten uns auf das von der Sonnengluth erhitzte Gestein

so gut als es eben ging, und begannen mit dem Auspacken. Ein Berg von kleinen Brötchen bildete die oberste Lage der Körbe, die wir auch sofort unter die Kutscher und Diener vertheilten, uns das Beste vorbehaltend. Zu unserem Erstaunen enthielten indessen die Körbe wohl Servietten und Eßbestecke und Teller, sowie Salz und Pfeffer aber auch nichts weiter! Die Körbe mit den Hühnern, Eiern, Tauben, Hammelkeulen ꝛc. waren in Tunis zurückgeblieben! Nun hatten wir auch noch das Brot unter die Diener verschenkt, und hatten Mühe, dieselben zur Theilung zu bewegen. Man kann sich denken, mit welchem Heißhunger wir uns über die öltriefenden Beduinengerichte im Regierungspalast von Zaghuan machten. Kaum hatten wir jedoch unsere Mahlzeit eingenommen, als ein Hôteldiener mit den zurückgelassenen Körben, auf ein paar Eseln verladen, eintraf. Wohl kamen sie für heute zu spät, aber wir hatten dadurch wenigstens Proviant für die nächsten Tage erspart.

Zaghuan ist ein elendes kleines Nest, auf den Trümmern einer römischen Ansiedlung erbaut, deren Wasserleitung noch heute von den Einwohnern benutzt wird. Das Wasser soll sich vorzüglich zu Färbezwecken eignen, und so werden denn die gestrickten Scheschia (Fez) von Tunis hierhergesandt, um hier roth gefärbt zu werden. Dies ist die einzige in Zaghuan vertretene Industrie, doch scheint sie wenig Gewinn abzuwerfen, denn ein elenderes, ärmlicheres Dorf als dieses läßt sich kaum mehr denken.

Unser Hauptausflug galt den berühmten Quellen am Dschebel Zaghuan, welcher Karthago mit Wasser versah und auch die Wasserleitung des heutigen Tunis speist. Das krystallhelle Naß sprudelt in reichster Fülle aus dem Berg hervor und wird von den Ruinen eines großartigen römischen Tempels umgeben; zu unserer Enttäuschung waren dieselben jedoch vor Kurzem mit einer hohen Mauer umgeben worden, die uns den Zugang unmöglich machte und wir die schönen Arkaden und Säulenreihen nur von einem Felsblock in der Nähe betrachten konnten.

Von Zaghuan nach der heiligen Stadt Keruan führt der Weg durch das Gebiet des starken Beduinenstammes der Dschellas über die Ruinenstätte des römischen Zuccara, an welche heute ein elendes Dörfchen angebaut ist. Die karthagische Wasserleitung holte das zur Speisung der Großstadt nöthige Wasser bis von dem hier gelegenen Dschebel Dschugar, über neunzig Kilometer von Karthago und Tunis entfernt! Welches Riesenwerk in Vergleich zu all' dem, was Mauren und Araber seit jener Zeit hier geschaffen haben mochten.



Beduinen auf der Wanderschaft.

VII.

Die Beduinen.

Mag auch die europäische Civilisation im Norden Afrikas einige bedeutende Erfolge aufzuweisen haben — sie beschränken sich doch nur auf die Städte und ihre maurische Bevölkerung. Nach allen Richtungen hin drangen die Strahlen des Christenthums, mit dem europäischen Glauben auch europäischer Gesittung und Bildung den Weg bahnend. Hier an dem Bollwerk des Islam scheiterten bisher alle Versuche. In unmittelbarer Nähe Europas gelegen — man könnte sagen, sein nächstes Nachbarland — blieb Afrika dennoch den Traditionen jenes Glaubens getreu, dessen Rom Mekka und dessen Apostel Mohamed ist. Mehrfach schon im Laufe der Jahrtausende hatte Europa an den Küsten jenes Erdtheiles festen Fuß gefaßt, und merkwürdig genug, stets war es die Bevölkerung jener anscheinend unbewohnbaren, unendlichen Wüsten, welche über die Colonnen des übervölkerten mächtigen Europa den Sieg davon trugen! Drei Karthagos wurden erbaut und wieder zerstört. Große Provinzen europäischer Cultur unterworfen und wieder vom Islam erobert! Kleine mohamedanische Staaten, wie z. B. Tunis, hielten den Handel und die Schifffahrt der ersten Großmächte in ihren Händen und beherrschten Jahrhunderte lang unumschränkt das Mittelmeer. Sie besaßen große Colonien in Europa, und die Mehrzahl der Küstenlande war ihnen unterthan. Heute noch liegt ein Stück Europa in den Händen des Islam, und wenn auch Frankreich dafür seine Eroberung Algiers unternahm, so war diese doch bisher nur ein Verlust für diesen Staat und ein Besitz, der heute noch mit Armeen und Kanonen vertheidigt werden muß. Der Araber wird weichen, sterben, aber civilisiren läßt er sich so leicht nicht!

Ein Beweis hiervon sind die Beduinen. Die großen Kämpfe, die Kriege und Schlachten fanden an den Grenzen ihres Wüstengebietes statt. Sie selbst waren daran betheiligt und stehen sogar im benachbarten Algier seit einem halben Jahrhundert unter militärischer Obhut und Disciplin. Sie sind vielfach in Contact mit den Europäern, aber im Gegensatz zu andern Nomadenvölkern nahmen sie auch nicht ein Haarbreit von den Sitten, den Producten, der Redeweise ihrer Eroberer an. Wie vor Jahrhunderten, so sind sie heute noch fanatische Anhänger ihrer islamitischen Traditionen und verachten den Christen wie seine Religion. Sie bedürfen ihrer nicht. Sie sind glücklich. Ihre Religion verheißt ihnen das Himmelreich gerade so

wie die christliche. Sie genießen die Freiheit, diese Göttergabe, im ausgedehntesten Maßstabe. Sie haben ihr Weib, ihr Zelt, ihr Pferd, ihren Lebensunterhalt, und dazu ein Gebiet, so groß wie Europa, auf dem sie unumschränkte Herren sind.

Von unserem Standpunkte betrachtet, sind sie nicht beneidenswerth. Wenn wir sie auch besuchen und ihre Lebensweise uns für einige Tage oder Wochen Interesse einflößen kann, so würde sich doch kein Europäer finden, der sein Leben mit dem ihrigen vertauschen würde. Sie rächen sich dafür und bemitleiden uns in ähnlicher Weise, wie wir sie.

Die Wohnstätte der Beduinen ist überall da, wo die Gebirge des nördlichen Afrika gegen die Wüste hin verflachen, an den Flußläufen, wie in den Steppen. Niemals sind sie allein. Sie ziehen mit ihren Familien, ihren Stämmen auf weite Strecken umher, und schlagen bald hier bald dort ihre Zelte auf. Der Reisende wird ihnen, von der Mittelmeerküste ausziehend und die ganze Berberei südlich der Gebirge durchstreifend, auf allen Pfaden begegnen. Sie werden ihn nicht grüßen, ihm aber auch nichts zu leide thun, ausgenommen er verirrt sich in die Wüsteneien an der Grenze von Tripolis oder es würden außergewöhnliche Umstände, wie z. B. Krieg obwalten. Sie sind in der That am besten mit wandernden Bauern zu vergleichen, die gleichzeitig mit der Waffe umzugehen wissen. Fragt man sie, wohin sie ziehen, so werden sie die Achseln zucken und sagen: „Wohin es Gott gefällt!" So viel auch über sie bekannt geworden, es liegt immer noch viel Dunkel über ihre Denkweise, ihr Familienleben und ihre Traditionen gebreitet. Die Berichte der Reisenden widersprechen einander vielfach. Die Einen halten sie für geschwätzig, die Anderen für schweigsam, für gutmüthig und edel, oder für verschmitzt und oberflächlich. Wem soll man glauben?

Meine Erfahrungen beschränken sich wohl auch nur auf wochenlanges Zusammenleben mit ihnen in ihren Zelten. Ich begleitete sie auf ihren Wanderungen, sah sie bei ihren Festen, ihrer Arbeit, ihrem Familienleben, und will es versuchen, ihre Eigenthümlichkeiten zu zeichnen.

Obschon Nomaden im weitesten Sinne des Wortes, sind sie doch in Tunis wie in Algier ziemlich organisirt. Ihre „Douars" oder Dörfer bestehen aus einer Anzahl von Zelten, deren Einwohner gewöhnlich dem ältesten und reichsten Beduinen untergeordnet sind. Mehrere Douars, manchmal auf viele Meilen auseinander gelegen, bilden einen Ferka (Section), der einem Scheich untersteht. Jeder Beduinenstamm, deren es sehr viele giebt, hat je nach seiner Größe mehrere Ferkas, die endlich als gemeinschaftliches Oberhaupt einen Kaid besitzen. In Algier geht diese

Eintheilung noch weiter, indem mehrere Stämme sich zu einem Großkaidat oder Aghalik vereinigen, welchem dann ein Kaid el Kaid, d. h. der Kaid der Kaids, oder ein Agha vorsteht. Jedem Stamm wird überdies zur Besorgung der richterlichen Angelegenheiten, der Eheschließungen und Scheidungen ꝛc. ein Kadi beigegeben. Diese administrativen und Gerichtspersonen erhalten in Algier von Seiten der französischen Regierung feste Jahresbezüge, die von fünfzehnhundert bis zwölftausend Francs steigen. In Tunis, wo mit Ausnahme der Minister die wenigsten Beamten Gehalte beziehen, machen sich die Kaids und Chalifen, das heißt ihre Stellvertreter, in der Regel selbst bezahlt, indem sie den Beduinen Steuern auflegen und diese einfach durch ihre „Hamba“ oder Polizisten eintreiben lassen.

In Algier sind die Beduinen-Chefs der wachsamen Controle der französischen Militärbehörden unterworfen, und sie müssen sich wohl oder übel mit ihren Bezügen zufrieden geben. In Tunis jedoch sind sie mit geradezu willkürlicher Gewalt ausgestattet und beuten das Volk auf die schändlichste Weise aus. Sie haben die Verpflichtung, die Steuern und Abgaben für die Regierung einzutreiben, welche zweiundvierzig Piaster (circa zehn Gulden) per Mann betragen, und die bezahlt werden müssen, da ihre Kaids und Scheichs sonst ihren Viehstand oder ihre Stätte confisciren. Ferner müssen sie den Scheich für die Mühe des Steuereintreibens ebenfalls bezahlen, denn die Regierung kümmert sich wenig um die Besoldung ihrer Beamten. Außerdem muß der Beduine noch für jeden abgeschlossenen Kauf, jedes Stück Vieh in seinem Besitz, jeden Morgen Landes Steuern entrichten, und da ist es wohl schwer möglich, sich Reichthümer zu erwerben. Einige Stämme von Tunis haben sich von der Autorität des Bey auch gänzlich losgesagt und leben vollständig unabhängig, ohne irgend welche Abgaben zu entrichten, in den südlichen, schon der Sahara angehörenden Wüstenstrecken der Regentschaft, im ewigen Streit mit den loyalen Stämmen und der tunesischen Kriegsmacht. (Es sind dies hauptsächlich die Worchama, die Udena und andere mächtige, sehr kriegerische Stämme, deren in der weiter unten folgenden Besprechung der Schott-Region eingehendere Erwähnung geschieht.)

Diese Steuern und Abgaben sind die einzigen Bande, welche sie an die Hauptstadt und die Regierung knüpfen; sonst sind sie freie Herren im weiten Lande, wählen sich ihre Wohnstätten nach Belieben und treiben, was sie wollen. Der Reisende wird ihren Wohnstätten, den kleinen, oft in Hunderten beisammen stehenden schwarzen Zelten, häufig begegnen. Der Boden ist in jenen Gegenden des Sahel äußerst fruchtbar, und nur das Wasser fehlt, um ihn bebauen zu können. Es bedarf hier nur dreier Monate, um das Getreide von der Saat zur Reife zu bringen.

Im April oder Mai sind die trotz der schlechten Bebauung immerhin bedeutenden Ernten vorüber, und der Beduine wandert mit seinem Stamm oder Douar nach einem andern Gebiete, um dort wieder ein Stückchen des Urbodens zu bebauen.

Meine erste Bekanntschaft mit den Beduinen machte ich in der tunesischen Wüste, auf dem Wege nach Keruan, dem heiligen Wallfahrtsorte der Mohamedaner. Es war Nacht geworden. Ich hatte mich einer Karavane angeschlossen, welche ebenfalls auf dem Wege dahin begriffen war. Die Männer saßen auf ihren Kameelen oder kleinen mageren Eseln, die langen Feuersteinflinten über ihre Schultern geworfen, und in den weiten weißen Burnuß gehüllt. Die Frauen schritten barfuß neben ihnen im Sande einher, ohne daß sie ihren Männern diesen Mangel an Galanterie verübelt hätten. Man könnte in der That glauben, hierzulande wären die Männer das schwächere Geschlecht. Schweigend waren wir viele Meilen über die öden, gänzlich vegetationslosen Wüstenstrecken dahingezogen, ohne auf ein Beduinenlager zu stoßen, und schon mehrmals hatte ich den Vorschlag gemacht, unser Nachtlager hier aufzuschlagen. Doch unser Chrebir, der alte Chef der Karavane, kannte seinen Weg. Er wußte, wir würden binnen Kurzem auf einen Douar stoßen, und er hatte sich nicht getäuscht. Gegen Mitternacht hörten wir in der Ferne das Gekläffe von Hunden, und gleich darauf gewahrten wir in derselben Richtung die niedrigen schwarzen Zelte auf der lichten Wüstenebene, wie Maulwurfshügel aus ihr emporragend. Diese Beduinenhunde, obschon verachtet und als unrein geltend, sind doch ebenso fanatische Mohamedaner, wie diese selbst, denn sie wittern den Christen schon von weitem und lassen sich nur durch schwere Hiebe zurücktreiben. Wer in jenen Wüstenländern reist, dem ist neben dem Gewehr die Peitsche unentbehrlich. Jeder Douar wird von einer Unzahl von Hunden bewacht, die gewöhnlich miteinander in Streit begriffen sind, aber bei passenden Gelegenheiten, wie der Einfall eines wilden Thieres oder der Besuch eines Christen, sich stets vereinigen. Endlich waren wir beim Douar angelangt, wo auch schon der Scheich ganz angekleidet unserer harrte.

„Ya mul el chreima, dif Chrebbi!" — „Wir sind Gäste Gottes, Meister!" sprach ihn unser Chrebir an. „Morhaba bich!" „Seid willkommen," entgegnete der Scheich und trieb sofort seine Frauen aus dem Zelte, um ein Feuer anzumachen und unsere Pferde und Kameele abzusatteln. Mann wie Frau der Beduinen entkleiden sich zur Nachtzeit kaum und ihre Toilette ist rasch beendigt. Bald standen dampfende Kuskussü-Schüsseln vor uns und ein paar leere Gastzelte waren für unser Nachtlager in Bereitschaft gesetzt. Am folgenden Morgen, kaum daß die Sonne über

der weiten Ebene erschienen war, standen auch unsere Thiere wieder in Bereitschaft und der Chrebir trieb mich vom Lager auf. „Alles bereit, Arfi!" meinte er. Mit kurzem Gruß trennten wir uns von dem Douar, ohne daß der Scheich die Silbermünze, die ich ihm als Vergütung anbot, angenommen hätte. „Das ist nicht unsere Sitte," meinte mein Karavanenführer. „Gott wird's ihm vergelten, Herr!"

Eine größere Gastfreundschaft als die der Beduinen kann man sich kaum vorstellen. Mag sie auch in der letzten Zeit durch das Ueberhandnehmen von europäischen Reisenden beeinträchtigt worden sein, gegen ihre Stammesgenossen ist sie gleich herzlich geblieben. Ich machte auf meinen folgenden Wanderungen durch die Regentschaft reichlich diese Erfahrung. Nur ein einzigesmal geschah es, daß ein Beduine bei meinem Kommen die Hunde, die mich geifernd umsprangen und zu zerreißen drohten, nicht verjagte, sondern ruhig vor seinem Zelte sitzen blieb. Aber kaum hatten dies zwei andere Beduinen des Douar wahrgenommen, als sie auch schon mit Knütteln auf mich zusprangen, die Hunde vertrieben und ihren Collegen ausschalten. Mir wurde die weitgehendste Gastfreundschaft zu Theil und erst bei meinem Abschied von ihnen erfuhr ich, daß der ganze Douar den Letzteren gezwungen hatte, alle Mahlzeiten für mich und meine Begleiter zu liefern. Indessen nahmen sie doch häufig gern meine kleine Vergütung an. In den Städten und größeren Ortschaften der Oasen ist diese Gastfreundschaft und Ehrerbietung, die sie zur Schau tragen, allerdings mehr auf der Zunge als im Herzen. Die Araber sind dort große Prahler, führen Gott im Munde, aber die Hand auf der Tasche und brachten damit die sprichwörtliche Gastfreundschaft mitunter in ziemlich schlechten Ruf. Aber die Beduinen der Wüste sind von den alten Traditionen noch nicht abgewichen.

Selbst der Fremde kann die Beduinen von den Arabern der Städte sofort unterscheiden, obgleich sie ganz gleich gekleidet sind. Der Nomade ist groß und stämmig, mager, mit sonnverbranntem Gesicht und feurigem, offenen Blick. Der Araber der Städte ist das gerade Gegentheil, dick, mit weichlichem, milchigen Gesicht. Der Gang des Beduinen ist weitausgreifend, anscheinend schwerfällig, aber rasch; gewöhnlich dient ihm ein langer, geschnitzter Stab mit dem Knopf nach unten als Stütze. Der Araber der Städte macht kurze, kleine, langsame Schritte. Der Beduine ist nüchtern, mäßig, ausdauernd, aber er verschmäht die Arbeit. Er ist fast ausschließlich Schäfer. Die Nomaden der nördlichen Sahara bebauen wohl ein Stückchen Land, aber sie nehmen es damit nicht ernst und miethen sich ein paar Städter, um den Ackerbau für sie zu besorgen. Seine Wohnung ist mehr als bescheiden. Betrachten wir sein Zelt. Die Beduinen-



Beduinen-Typen.

frau hat die Zeltdecke aus schwarzem Kameelhaar geflochten. Ein verticaler armstarker Stamm stützt das Zeltdach in der Mitte, während ein paar verblichene Kameelknochen, in den Boden eingesteckt, als Zeltpflöcke dienen. Nach vorne fällt die Decke frei nieder, so daß man sich tief bücken muß, um einzutreten. Aber auch im Innern kann man sich kaum frei aufrichten. Die Zeltstütze bildet die Theilungslinie zwischen dem Empfangssalon und dem Harem, d. h. die eine Hälfte gehört dem Manne, die andere den Frauen und Kindern, und mit Ausnahme des Herrn und Gebieters darf kein anderer Mann dieselbe betreten. Eine Decke aus Kameelhaar bildet die Scheidewand, während auf dem Boden zwischen beiden Zelthälften die Habseligkeiten des kleinen Hausstandes aufgeschichtet sind, z. B. die überflüssigen Decken und Felle, Säcke, Kleidungsstücke u. s. w. Ueber dem bloßen Fußboden liegt gewöhnlich eine Matte aus Halfa (Esparto-Gras) ausgebreitet, das Versteck unzähliger Flöhe, welche die treuesten und unausbleiblichen Begleiter der Beduinen bilden. Dennoch wird diese Matte niemals mit Schuhen oder Pantoffeln betreten, sondern die letzteren werden stets vorher abgelegt und vor dem Zelte stehen gelassen. Sie, wie auch alle anderen Matten, Teppiche und größeren Gegenstände befestigt der Beduine sorgfältig mittelst Eisenringen an dem Zeltbaum, damit sie ihm nicht zur Nachtzeit gestohlen werden können. In einer Ecke des Zeltes liegt das Brennmaterial, nur aus Schaf- und Kameelmist bestehend, aufgeschichtet, denn Holz ist in der Wüste nicht zu finden. Sind die Beduinen auf der Reise, so lesen ihre Frauen jeden dürren Oelbaum- oder Rosmarinzweig sorgfältig auf. In der Abtheilung des Mannes vervollständigen noch das Sattelzeug, wenn er ein Pferd besitzt, und seine Waffen, gewöhnlich alte Feuersteingewehre und ebensolche Pistolen, das Meublement. Stühle und Betten kennt der Beduine nicht. Er legt sich zur Nachtzeit, in seinen Burnus gehüllt, ein Fell unter dem Kopf, auf seine Matte und bringt seine Ruhestunden, mit gekreuzten Beinen dasitzend, ebenfalls auf ihr zu. Auf Stühlen fühlen sie sich derart unbehaglich, daß sie sich neben die Stühle auf den Boden setzen, wenn sie in europäischen Wohnungen erscheinen.

Damit wäre ihr armseliger Hausstand geschildert. Sie selbst sind ebenso armselig gekleidet. Ein langes, grobes Leinenhemd, faltige, bis zu den Knien reichende und dort zusammengefaßte Beinkleider und eine mitunter gestickte oder mit Silberknöpfen besetzte Weste ohne Aermel bildet ihre Toilette, über welche sie den unfehlbaren Burnus werfen. Ein uralter Fez mit einem Rattenschwänzchen statt der blauen Quaste bedeckt das Hinterhaupt und darüber wird der weiße Turban gewunden. In der Regel ziehen sie überdies, selbst in glühendster Sonnenhitze, die

Kapuze des Burnus über den Kopf und setzen im Sommer noch einen Strohhut von kolossalen Dimensionen mit breitem Rande auf das Ganze. Nur die wohlhabenderen Beduinen tragen kurze, bis zur halben Wade reichende Strümpfe. Die Füße stecken in leichten Leder- oder Filzpantoffeln, die der Reiter durch hohe Stiefel aus gelbem oder rothem Marokko-Leder ersetzt. Ihr Taschentuch, wenn sie eines besitzen, hängen sie gewöhnlich an der Außenseite ihres Burnus an einem Zipfel auf. Das Kopfhaar der Beduinen ist bis auf ein kleines Schöpfchen am Scheitel ganz abgeschoren und dieses letztere unter dem Fez verborgen. Da sie die Kopfbedeckung jedoch bei keiner Gelegenheit abnehmen, so wird man dieser künstlich erzeugten Kahlheit nicht gewahr.



Beduinenkrieger.

Gewiß wird manchen Leser die Mittheilung überraschen, daß, entgegen einer allgemein verbreiteten Ansicht, die nomadisirenden Beduinen, ebenso wie die Araber in kleinen Städten, sich nur selten dem Genuß des Rauchens hingeben und sich auch dann mit einer winzigen Quantität Tabak begnügen, die sie in ausgehöhlten Schafrippchen rauchen. Jedenfalls ein Genuß, um den wir sie nicht beneiden. Häufiger als Tabak ist der Genuß des berauschenden Takruri (wilder Hanf), der, wenn getrocknet, sich ebenso rauchen läßt wie Opium. Am allgemeinsten

unter den Lastern der europäischen Civilisation ist bei den Frauen wie bei den Männern das — Schnupfen. Fast jede Frau schafft sich bei zunehmendem Alter ein Schnupftabaksdöschen an, und jedesmal, wenn ich ihnen eine kleine Münze gab, kauften sie sich sofort in der nächsten größeren Ansiedlung das kitzelnde Nasenkraut. Auch das Kauen ist bei ihnen, des Wassermangels in der Wüste wegen, sehr verbreitet; doch ist es nicht Tabak, sondern eine Art Lozenges, aus Baumharz zubereitet, das bei langem Kauen wie Kautschuk zähe wird und die Mundhöhle immer feucht erhält.

Eine Hauptcharakteristik der Beduinen sind die Tättowirungen, denen sich im ganzen Machreb (Berberei) fast sämmtliche Nomaden, Männer wie Frauen, unterwerfen. Bei den Männern sind gewöhnlich Arme und Waden mit eingeätzten Zeichnungen, zuweilen der drolligsten Art, bedeckt. Bei den Frauen kommen hierzu noch das Gesicht, der Nacken und die Brust. Hände und Füße zeigen Ornamente, die jenen der gestrickten, durchbrochenen Handschuhe unserer Europäerinnen nicht unähnlich sind und mitunter ganz regelmäßig und sorgfältig eingestochen wurden. Schuhe und Handschuhe sind den Beduinenfrauen so gänzlich fremd, daß ich schon in der Nähe der Hauptstadt Tunis einmal gefragt wurde, warum meine Hände denn schwarz wären? Ich war nämlich beritten und trug schwarze Lederhandschuhe, was die harmlosen Leute glauben ließ, ich besäße ebenso tättowirte Hände wie sie. In den Gesichtern tragen die Frauen nur kleine Quadrate eingeätzt, in der Regel auf jeder Backe eines, außerdem aber noch zwischen den Augenbrauen ein kleines Kreuzchen, dessen Erklärung ich bisher nirgends finden konnte. Beim Durchblättern der Geschichte Karthagos kam ich endlich auf eine Stelle, in welcher von dem Steuer-Erlaß gesprochen wird, der allen jenen Eingebornen zugesagt wurde, die sich zum Christenthume bekehrten. Jeder von ihnen mußte als Abzeichen ein kleines Kreuzchen tragen und höchst wahrscheinlich hat sich diese Mode durch Jahrhunderte bis auf das Zeitalter des Islam erhalten, da man nach Jahrhunderten kaum noch an den christlichen Ursprung der ersteren dachte.

Die Tättowirungen werden von den Beduinen ihren Kindern schon in früher Jugend dadurch beigebracht, daß sie die Zeichnung zuerst mittelst Nadeln einstechen und, so lange die kleinen Stiche noch bluten, mit dem auf ihren Kochtöpfen sitzenden Ruß einreiben. Diese Zeichnungen bleiben für immer sichtbar. Schon in den Tättowirungen kann man den großen Aberglauben der Beduinen erkennen, den sie mit allen auf niedriger Culturstufe stehenden Völkern theilen. Ihre Hauptfurcht ist gegen den „bösen Blick“, das „Mal ochio“ der Italiener, gerichtet. Haben sie also

beispielsweise eine ihrer Meinung nach besonders hübsche Zeichnung zuwege gebracht, so tättowiren sie nebenan sofort zwei kleine Quadrate mit einem Kreuzchen darüber als Beschwörungsmittel, damit der „böse Blick" die Zeichnung nicht wieder verschwinden lasse. Niemals möge man in ihrer Gegenwart die Zahl „fünf" — chamsa — aussprechen, oder sie nach dem Befinden ihrer Kinder fragen, ohne die Worte „Gott segne sie!" oder „Gott mit ihnen!" beizufügen. So unglaublich es klingen mag, so wahr ist es doch, daß der Speichel ebenso wie zu biblischen Zeiten, so auch heute als segenspendendes Heilmittel verehrt wird, und wie mir allseitig versichert wurde, könnte man einem orthodoxen Beduinen-Papa keine größere Ehre erweisen, als wenn man seinen Kindern in's Gesicht spuckte — ein Umstand, dessen auch von anderen Reisenden, wie Playfair, Lubomirsky u. s. w. vielfach erwähnt wird. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich dieses Mittel, um mich angenehm zu machen, niemals selbst versucht habe.

Jeder Beduine — ob Mann, Frau oder Kind — trägt im Nacken oder an den Armen eine Anzahl von „charms" oder Amulets, aus den handförmigen Füßchen der Stachelschweine bestehend, denn die Hand ist ihrer Meinung nach das wirksamste Beschwörungsmittel des „Mal ochio". Sogar den Pferden und Gänsen werden Amulets mit Schnüren an die Hälse gehängt, und nicht selten sieht man namentlich die Pferde mit derlei Zierrathen ganz bedeckt. Zieht irgend Jemand von einer Beduinen-Familie fort, so wird ihm beim Verlassen des Zeltes Wasser nachgegossen und der Huf der Pferde manchmal mit schwarzem Kaffee bespritzt. Auch aus all' diesem kann man ersehen, wie sehr die Beduinen in ihrem geistigen und socialen Leben dem Indianer ähneln.

In Bezug auf die Religion, Gastfreundschaft, Höflichkeit u. s. w. übertreffen sie jedoch den rothhäutigen Nomaden des fernen Westens und stehen überhaupt auf einer viel höheren Culturstufe als dieser. Ihre Begrüßungen z. B. zeugen von ihrer Gottesfurcht ebenso wie von ihrer Höflichkeit. Begegnen sich Gleichgestellte, so küssen sie sich gegenseitig unter allerhand salbungsvollen Sprüchen auf die Schulter. Untergebene küssen den Höheren etwas tiefer, auf die Brust. Bei noch größerem Standesunterschiede küssen sie die Hände oder den Aermel des Höheren und legen ihre Stirn mehrmals an die geküßte Stelle. Sind sie beritten und zieht ein Scheik oder Kaid an ihnen vorüber, so steigen sie wohl gar vom Pferde und verneigen sich stehend vor dem Höheren. Gleichgestellte der unteren Volksclassen begrüßen sich gegenseitig dadurch, daß sie ihre eigenen Finger, wie zum Kußhändchen, mehrmals an den Mund führen, nachdem sie einander die Hände berührt.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß derlei Begrüßungen, bei denen der Kuß eine so große Rolle spielt, nur unter den Männern gegenseitig eingeführt sind und daß diese die Frauen nur durch das Wort begrüßen.

Alles, was die Beduinen beginnen, thun sie im Namen Gottes, und kaum irgend eine Frage wird von ihnen beantwortet, kaum irgend eine Handlung verrichtet, ohne daß sie hinzufügen: „El Hamdullah!" („Preis sei Gott!") Eine größere Religiosität, die sich sogar bei Ereignissen kundgiebt, welche wir Europäer sorgfältig zu verbergen trachten, kann man sich wohl schwerlich denken. Mit dem Beten ist es noch schlimmer bestellt, denn Mohamed schreibt seinen Gläubigen fünf Gebete täglich und ebenso viele Waschungen vor dem Beten vor. Nun ist aber das Wasser in der Wüste so rar, daß sie wohl kaum einmal wöchentlich zum Beten kommen würden; da ist es denn, dem Koran nach, gestattet, sich die Gebete für einen geeigneten Moment aufzuheben und sie dann nachzuholen.

Ueber die Zahl und Stärke der Beduinenstämme in Tunis gehen die Angaben der dortigen Regierung, sowie die Schätzungen der Reisenden weit auseinander. Nicht nur, daß in allen mohamedanischen Ländern, und so vor Allem auch in Tunis, eine genaue Volkszählung durch die vollständige Abgeschlossenheit und Unsichtbarkeit der Frauen, Sklavinnen und Kinder ganz unmöglich ist; der Araber betrachtet in vielen Gegenden das Zählen der Mitglieder seiner Familie als „Mal ochio" (bösen Blick) und tritt dem sogar feindlich entgegen. In Tunis speciell wurde der Versuch einer Volkszählung gar nicht gemacht. Die besten Angaben über die Bevölkerung von Tunis machten Professor Dr. Nachtigall und Freiherr von Maltzan, der in seinem archäologischen Werke über Tunis die einzelnen Stämme nebst Schätzungen ihrer Stärke anführt. Ihm zufolge befinden sich innerhalb der städtischen Regierungsbezirke an 150.000 Nomaden, außerhalb derselben, in den Steppen frei wohnend, beiläufig 320.000 Nomaden. Doch zählt Maltzan darunter auch die an 40.000 Seelen starken Dryd, welche im Norden der Regentschaft wohnen und berberischen Ursprungs sind; ferner giebt es noch in den westlichen Gebieten einzelne Berberstämme, so daß die eigentlichen Beduinen auf 300.000 bis 400.000 Seelen angegeben werden können.

Die bedeutendsten Nomadenstämme der Regentschaft sind:

Die Medalid, zwischen El Dschem und Sfax wohnend, an 20.000 Seelen stark;

die Ulad Aun, am Oberlaufe des Silianaflusses, 10.000 Seelen;

die Suassi, nördlich von El Dschem, 8000 Seelen;

die Faraschisch bei Tebessa, im Westen der Regentschaft, 12.000 Seelen;

die Dschelas, im Centrum von Tunis, circa 25.000 Seelen;

endlich die kriegerischen Urgama an der tripolitanischen Grenze, und

die Hammama, im Oasengebiet von Gaffa, beide je 30.000 Seelen stark, und fast immer in Rebellion begriffen. Diese beiden Stämme haben auch keine Kaids, während die Mehrzahl der anderen solche besitzen.

VIII.

Frauenleben bei den Nomaden.

Es wird wohl wenige Nationen auf Erden geben, bei welchen die Frauen im Verhältniß zu den Männern eine tiefere Stellung einnehmen würden, als bei den arabischen Nomaden. Die Ursache davon liegt nicht nur in ihrer niedrigen Cultur, sondern mehr noch in ihrem Glauben. Ueberall wo der Islam sich Bahn gebrochen, ist auch die Stellung des Weibes zurückgegangen. So in Persien, in Indien, in Arabien und Kleinasien. Der Koran gestattet es seinen Anhängern nicht, das Weib als ein dem Manne ebenbürtiges Wesen zu betrachten, und dieses Vorurtheil hat sich so fest in den mohamedanischen Ländern eingenistet, daß vielleicht zunächst daran alle Bekehrungs- und Civilisationsversuche der Christen scheitern werden.

Man kann es in der That als Regel aufstellen, daß ein Volk auf desto tieferer Culturstufe steht, je weniger es seine Frauen achtet. Mit der Achtung und Werthschätzung der Frauen steigt auch in demselben Maße die Civilisation eines Volkes, und man wird finden, daß bei den ersten Culturnationen der Erde die Frauen dieselbe Stellung einnehmen, wie die Männer.

Das ungünstige, demüthigende Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern kann bei einzelnen Völkerstämmen und Racen wohl günstiger gestaltet werden, so lange die Religion dabei nicht in's Spiel kommt; aber bei den Arabern scheint dies der Korangebote wegen kaum möglich. Seit zwölfhundert Jahren haben die Araber an den Gesetzen ihres Glaubens festgehalten, seit zwölfhundert Jahren hat sich die Stellung ihrer Frauen nicht geändert. Selbst die fünf Decennien der französischen Herrschaft konnten nichts dazu beitragen, den Frauen der ihr unterworfenen Araber zu einem günstigeren Lose zu verhelfen. Heute noch wird sich ein „Gläubiger" manche Demüthigung gefallen lassen; er wird sich zum Taglöhner, Arbeiter, zum Diener unserer Diener hergeben, Almosen von uns erbetteln und

unseren Befehlen folgen, aber niemals wird man ihn dazu bewegen können, seiner eigenen Frau, der Mutter seiner Kinder und Gefährtin seines Lebens, auch nur das geringste Zeichen von Achtung und Aufmerksamkeit zu schenken. Er wird sein Pferd am Arme führen, d. h. die Zügel darüber hängen, er wird es liebkosen, streicheln; niemals wird er aber seiner Frau den Arm reichen. Lebt der Araber in den Städten, dann hat er nur eine Sorge: sie vor den Blicken Anderer zu verbergen; lebt er auf dem Lande, in der Wüste, sie arbeiten zu lassen; denn sie ist seine Sklavin.

Für den Araber ist die Frau weder eine Gefährtin noch Freundin, ja selbst nicht einmal eine Maitresse. Er glaubt kaum daran, daß sie so gut wie er eine Seele besitze; sie ist ein untergeordnetes Wesen. In ihrer Jugend ist sie die Sklavin seiner Gelüste, und von dem Zeitpunkt, wo ihre Reize zu verwelken beginnen, wird sie zu den beschwerlichsten und härtesten Arbeiten verdammt. Er schlägt sie, giebt ihr kaum die hinreichende Nahrung und zwingt sie, dem jungen Weibe zu dienen, das er sich gekauft, um ihre Stelle einzunehmen.

Schon nach der Art und Weise ihrer Behandlung kann man sich einen schwachen Begriff von dem Charakter der Beduinenfrau machen. Es ist die Schuld ihrer Religion und des Fanatismus ihrer Männer, wenn sie von der ehelichen Treue, von häuslichen Tugenden und Gemüthsleben nichts besitzen und nur von einem Gefühl überkommen sind: das der sklavischen Furcht und Abhängigkeit vor ihrem Gemal und Herrn.

* * *

Wir haben gesehen, daß sogar im Zelte der Beduinen der Wohnraum des Mannes von jenem der Frau strenge geschieden ist. In der einen Hälfte des Zeltes wohnt der Mann, in der andern walten gewöhnlich zwei oder drei Frauen, und zwar je mehr, desto besser für ihn. Die Beduinenfrau ist zur Arbeit geboren. Der Mann gewinnt in ihr eine unermüdliche Arbeiterin, welche ihm das Doppelte davon einbringt, was sie ihn kostet. Die Frauen besorgen nicht nur das Hauswesen, sondern flechten die Kameelhaardecken und die Kleidungsstücke, gerben die Felle, schlagen die Zelte auf, melken die Schafe, und sind mit einem Worte Mägde, Viehknechte und Gattinnen in einer Person. Sie heiraten im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren, und sind der Reihe nach in der ersten Zeit ihres Ehestandes der Liebling ihres gestrengen Gemahls. Mit zwanzig Jahren sind sie verblüht, und dann beginnt gewöhnlich ihre elende, kummer- und sorgenvolle Existenz, ohne daß sie jedoch

darüber Klage erheben würden. Sie haben eben nicht das Bewußtsein eines besseren Loses, denn jede Frau, die sie zu sehen bekommen, duldet und arbeitet in gleicher Weise wie sie. Wird ein Mädchen geboren, so jammert die Mutter im Verein mit den übrigen Frauen des Douars, daß Gott ihr keinen Knaben geschenkt. Schon in frühester Jugend wird das Mädchen zur Arbeit angehalten, während sich der Knabe auf den Pferden herumtummelt, schießt, jagt und nach Belieben im Freien wirthschaftet. Ist das Mädchen endlich in heiratsfähiges Alter gekommen,



Beduinenzelt.

so wird sie von ihrem Vater an den Werber, mag er auch noch so alt sein, verkauft, ohne das sie das Recht besäße, ihrer eigenen Wahl zu folgen. Es herrschen also, wie man sieht, in Bezug auf das Frauenleben bei den Beduinen ähnliche Verhältnisse wie bei den nordamerikanischen Indianern.

Die Kleidung der Frauen ist eine sehr eigenthümliche, und so wenig der Mode unterworfen, daß man vor mehreren hundert Jahren gerade so wie heute, und in Persien und Arabien genau so wie an der äußersten Westgrenze von Afrika, in Marokko, ganz dieselbe Tracht vorfindet. Die Beduinenfrau ist stets, ob jung oder alt, in ein blaues Gewand gekleidet, das nicht etwa genäht oder zugeschnitten

wird, sondern aus einem einzigen Stück groben Wollzeugs von der doppelten Größe einer Bettdecke besteht. Dieses Plaid wird von den Frauen in so geschickter Weise um ihren jedes andern Kleidungsstückes baren Körper geschlungen und mit Stecknadeln befestigt, daß es aussieht, als trügen sie einen Rock nach europäischem Schnitt. Um die Hüfte wird diese sonderbare Toilette durch einen Strick aus Kameelhaar festgehalten, und oberhalb desselben ein wenig gelockert, so daß die Frau die dadurch entstehende Tasche oder vielmehr Beutel zur Aufbewahrung von allerhand Gegenständen und Lebensmitteln benutzt. Natürlich bleiben Wade, Nacken und Arme unbedeckt, ja beim Gehen oder Bücken kommen sogar noch weitere Blößen zum Vorschein, doch genügt dieses einzige Kleidungsstück der Beduinenfrau vollkommen. Wo keine Schuhe, Strümpfe oder gar Hemden getragen werden, da kann auch von Miedern und anderen europäischen Toilettestücken keine Rede sein. Das Haar, stets rabenschwarz und selten von großer Fülle, wird in kleinen Zöpfchen um den Kopf gewunden und mit einem gewöhnlich hellfarbigen, gestreiften Tuch nach Art der Negerinnen in den Südstaaten Amerikas umwickelt. Damit wäre die eigentliche Toilette der Beduinenfrau vollendet, wenn nicht einige Schmucksachen aus Silber, wie die Stecknadeln zum Festhalten des Kleides, Ohrgehänge, Ringe und Armreifen als unentbehrlich gelten würden. Deshalb legen die Beduinenfrauen ihre Ersparnisse oder Erbschaften, spärlich wie sie sind, in derlei Schmuckgegenständen an, die ich deshalb besonders anführe, weil sie in Form und Fassung jenen gleich sind, welche uns in den Museen als von den Etruskern stammend gezeigt werden. Kleidung und Geräthschaften sind dieselben, wie sie uns aus der biblischen Zeit-Epoche geschildert werden — drastische Beweise, wie conservativ die Beduinen in allen Dingen bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Das Hauswesen, oder besser „Zeltwesen", in welchem die Beduinenfrau waltet, ist höchst einfach, zeugt aber gleichzeitig von ihren vielseitigen Fähigkeiten und ihrer großen Arbeitskraft. Nahezu sämmtliche Gegenstände, vom Zelte selbst bis zum Kochtopf, stammen von ihrer Hand. Die Matten und Decken sind mit erstaunlicher Geschicklichkeit von ihr geflochten, der Getreidesack ist gleichfalls auf ganz originelle Weise hergestellt und besteht aus einem Thierfell, das einige Tage der Fäulniß überlassen wurde, um die Haare ablösen zu können. Hierauf näht die Frau das Fell wieder zusammen, und schüttet durch die Oeffnung am Halse siedende Lohe, die sie einige Tage darin stehen läßt. Die Haut ist dann gegerbt, der Getreidesack hergestellt, und dabei gewiß solider und dauerhafter, als irgend einer von jenen, welche bei uns zur Verwendung kommen.

Vor dem Zelte steht in der Regel ein nicht minder origineller Backofen, eine Art Kessel, aus Lehm geformt und mit hohen Wänden, der durch ein auf seinem Boden angemachtes Feuer getrocknet wird. Soll Brot gebacken werden, so wird zuerst auf einer vorsündfluthlichen, steinernen Handmühle das Weizenkorn zu grobem Mehl zerrieben, mit Wasser und Schafmilch angemacht, und hierauf zu kleinen, flachen Laibchen geformt, welche die Beduinenfrau nun an die Seitenwände des Backofens anklebt. Das auf dem Boden brennende Feuer bäckt den Teig in kürzester Zeit, aber gleichzeitig mit dem Rauche des Kameel- oder Schafmistes, der hier als Brennmaterial dient, hat das Brot etwas von den nicht absonderlich wohlthuenden Gerüchen des letzteren angenommen.


Nomadenweib.

Fleischspeisen werden nur bei festlichen Gelegenheiten zubereitet, und dann ist es auch stets nur Schaffleisch, an welchem die Beduinenfrau ihre Kochkunst versuchen kann. Das National- und Leib-Gericht der Nomaden ist das Kußkussu. Zu dessen Bereitung dienen große, flache Holzschüsseln, wie sie die Goldwäscher zum Waschen benützen. Die Frau überstäubt mehr praktisch als appetitlich die Schüssel mit einem Mund voll Wasser, streut auf die so befeuchtete Fläche etwas Mehl und reibt nun so lange darüber her, bis kleine Kügelchen entstanden sind. Diese werden dann in einem siebartigen Topf über Wasserdampf gekocht, mit Schafbutter und kleinen Stückchen Hammelfleisch, häufig auch mit zerstückelten Datteln, versetzt und dann in unglaublichen Massen verzehrt. Datteln und Schafmilch, Schafkäse — im Sommer auch Orangen und süße Citronen — bilden die Hauptnahrungsmittel dieser unfreiwilligen Vegetarianer. Man kann nicht sagen, daß die genannten Gerichte, wozu noch einige andere, z. B. die „Rfisa", eine Art „Flanel Cakes", mit Datteln u. s. w. kommen, unschmackhaft wären. Im Gegentheil. Sie mundeten

mir in den ersten Tagen vortrefflich. Aber es ist eine andere Sache, monatelang ausschließlich davon leben zu müssen, so daß endlich Milch und ein paar Büchsen Fleischextract, die ich mitgenommen hatte, meine einzige Nahrung bildeten. Ich erwähne die Details der Beduinenküche überhaupt nur, weil sie sonst in Büchern nicht zu finden sind, und doch einen interessanten Einblick in die Häuslichkeit dieses Volkes gewähren.

Von den Speisen zu den Mahlzeiten! Sie werden von der Familie nicht etwa gemeinschaftlich eingenommen, wie in unsern Ländern. Dazu ist der Beduine viel zu vornehm. Er setzt sich im Zelte auf seine Matte, die Frauen und Töchter bedienen ihn, die Söhne, ja sogar seine, wenn auch tief untergeordneten, Gäste nehmen daran Theil. Den Gebrauch von Messern und Gabeln kennen sie noch nicht, und so holt sich Jeder seinen Theil mit den Händen aus der Schüssel, während die Frauen zusehen und bedienen. Erst nachdem sich sämmtliche anwesenden Männer satt gegessen, ist es den Frauen gestattet, die Reste aufzuzehren. Haben die Araber Wasser zur Hand, so waschen sie sich vor und nach der Mahlzeit sorgfältig die Hände und den Mund. Aber wo ist in der Sahara Wasser zu finden? Ich selbst bekam mitunter mehrere Tage lang aus Wassermangel keine Gelegenheit, mich waschen zu können, und so geht es eben den Arabern auf ihren Wanderungen durch die Wüste zuweilen noch viel schlimmer.

Daß das eheliche Leben bei den Beduinen keinen besonderen Reiz weder für die Männer, noch für die Frauen haben kann, läßt sich, bei der Vielweiberei und der niedrigen Stellung der Frau überhaupt, wohl denken. Es ist richtig, daß nur die wenigsten Beduinen das ihnen vom Koran gestattete Viergespann von Frauen vollzählig besitzen, aber sie nehmen es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau, und wem Allah die Mittel gegeben, dem sind auch die Frauen Anderer leicht zugänglich.

IX.

Die Küstenstädte des Sahel.

Kein Theil der Nordküste Afrikas ist so reich mit Städten gesegnet, als jener, der von den Wogen der kleinen Syrte bespült wird. Der angrenzende Theil von Tunis, der sogenannte Sahel, war schon zur Zeit der Römer seiner Olivencultur wegen berühmt, und welch' Schicksale auch immer seit jener Epoche die Regentschaft getroffen haben mögen, diese Olivencultur hat sich vielleicht sogar in derselben Blüthe bis auf den heutigen Tag erhalten und bildet noch immer die Haupterwerbsquelle der halben Million Menschen, welche den Sahel bewohnen.

Die primitive Erzeugungsmanier des köstlichen Oeles ist jedoch leider auch nur dieselbe geblieben. Man kennt in Tunis noch immer nicht die Dampfmaschinen, Dampfpressen und die anderen industriellen Errungenschaften, deren Anwendung sich die spanischen und italienischen Olivenbauer befleißen. So unglaublich es klingen mag, so wahr ist es doch, daß die ganze Regentschaft wohl drei oder vier Locomotiven, aber nur eine einzige stabile Dampfmaschine in einer Olivenpresse der Hauptstadt besitzt. Deshalb geht auch bei der Erzeugung des Oels durch die Araber des Sahel viel des werthvollen Productes verloren. Dennoch reicht dasselbe, wie gesagt, zum Unterhalt der Bevölkerung vollkommen hin, die auch in diesem Theile von Tunis durchschnittlich viel wohlhabender ist als im Norden oder selbst im dattelreichen Süden.

Zahlreiche römische Ruinen von Städten, Brücken und kleinen Ansiedlungen zeugen hier von der hohen Cultur des Sahel, das in jener Zeit die Provinz Emporia bildete. Die Städte Neapolis, Horrea Coelia, Hadrumetum und vor Allem Tysdrus lagen hier und waren ebenso wie ihre auf ihren Ruinen entstandenen islamischen Nachfolger die Hauptausfuhrshäfen von Oel und Schafwolle. Mit dem Islam und dessen Bauten verschwanden auch zum großen Theile die Städteruinen an der Küste, und nur jene des Inlandes blieben zurück, großartige Ueberreste jener glänzendsten Blüthe-Epoche des Mutterlandes von Afrika. Vor Allem gilt dies von Tysdrus, dessen kolossales Amphitheater heute unter dem Namen El Dschem bekannt, noch immer die Bewunderung der Reisenden erweckt und auch einen der Hauptwallfahrtsorte der Letzteren bildet. Seine sich in drei Stockwerken über einander aufthürmenden Colonnaden, seine Marmorsäulen und

Galerien sind zum großen Theile vortrefflich erhalten und gewähren einen desto imposanteren Anblick, als die Gegend rings umher kahl und verlassen, nicht viel mehr als Wüste ist. Leider gewahrt man bei näherer Betrachtung, daß die anderthalb Jahrtausende nicht an diesem Prachtbau vorübergingen, ohne ihre Spur zu hinterlassen, ja die Westseite ist nahezu ganz zerstört. Gelegentlich der Invasion der Araber diente das Amphitheater nämlich als Citadelle. Eine Berberkönigin, Kahina mit Namen, verschanzte sich mit einer Anzahl Krieger in dieser Engelsburg und widerstand drei oder vier Jahre siegreich allen Angriffen der Araber bis endlich eine Hilfsmacht der Berber das in eine Festung verwandelte Amphitheater entsetzte. Noch heute ist die Sage von jener Königin unter den Einwohnern nicht erloschen. — Ein zweitesmal, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, diente das Amphitheater gleichfalls als Festung für einige aufrührerische Beduinenstämme, und der damalige Landesregent Mohamed Bey sah sich genöthigt, das herrliche Gebäude zu bombardiren. Von jener Zeit datirt eigentlich das Zerstörungswerk. Hoffentlich werden die Franzosen sich nicht allein mit der Eroberung des Landes begnügen, sondern auch für die Erhaltung seiner herrlichen antiken Baudenkmäler Sorge tragen. Es ist dies eine Ehrenpflicht.

Aus den altrömischen oben angeführten Ansiedelungen entstanden die heutigen Hafenorte Nebel, Hammamat, Susa, Monastir, Mechdia, von denen Susa der größte und bemerkenswertheste ist. Die anderen werden von europäischen Dampfern nur selten besucht, Monastir ausgenommen, das auf einer weit vorspringenden Landzunge gebaut ist und in seiner Bucht durch die vorgelagerten Kuriat-Inseln besseren Schutz gegen Stürme gewährt, als irgend einer der tunesischen Häfen. Von dem See aus gewährt Monastir mit seinen hohen Mauern und Zinnen, seinen schöngebauten, aus antikem Material hergestellten Thoren einen ganz stattlichen Anblick. Der Oelhandel, die Haupterwerbsquelle der Einwohner, liegt fast ausschließlich in den Händen von Italienern und Maltesern, die hier die einzigen Europäer sind. Das französische Element ist in den Küstenstädten des Sahel fast gar nicht vertreten und es sind auch nur italienische Dampfer, welche hier anlegen. Der Bazar von Monastir oder Mistir, wie es von den Arabern genannt wird, ist recht unbedeutend. Auch die vielfach eingewölbten Straßen zeigen nichts Bemerkenswerthes. Interessant ist jedoch das, unzweifelhaft aus der Römerzeit stammende unterirdische Seebad, eine sehr geräumige, in die Felsen der Küste eingehauene Höhle mit mehreren Kammern; die Klippen der Küste gestatten nämlich auch heute nicht das Baden in der See, und da diese Höhle durch den an den Syrten sehr bedeutenden



Volkstypen: Schlangenbändiger.

Fluthwechsel stets mit frischem Seewasser gespeist wird, so dient sie den Stadtbewohnern als sehr willkommener Badeort.

Unweit von Mistir liegt eine zweite kleine Stadt, Mechdia oder Media, die wohl auch auf den Ruinen einer römischen Ansiedelung steht, jedoch ihre Blüthezeit erst dem Mittelalter verdankt, da sie wahrscheinlich den Haupthafen der Chalifenstadt Keruan bildete. Noch im eilften Jahrhundert soll sie, wie der berühmte arabische Geschichtsschreiber El Bachri aus Cordova mittheilt, sehr ansehnlich gewesen sein und viele prächtige Paläste und Moscheen enthalten haben. Aber ihr heutiger ruinenhafter, elender Zustand läßt ihre Blüthe nicht errathen, wie denn überhaupt die Schauplätze der arabischen glanzvollen Märchenwelt fast ohne Zurücklassung jeder Spur ihrer alten Herrlichkeit verfallen sind.

X.

Sfakes.

Sfakes oder Sfax, ist die größte und mächtigste Stadt des südlichen Theiles der Regentschaft und zugleich der Hauptausfuhrhafen für die Datteln des Dscherid und die gesammten Producte der Oasen in der Region des Schotts (oder Inlandsalzseen der kleinen Syrte). Wohl liegt diesen Grenzländern der Sahara der Hafen von Gabes viel näher, doch ist die Verbindung zwischen beiden durch die räuberischen Beduinen so unsicher gemacht, daß die Karavanen den längeren aber sicheren Weg nach Sfax vorziehen. Die Bewohner von Sfax sind die eigentlichen Kaufherren des großen Gebietes bis Tripolis und Algier, und der ganze Großhandel liegt in ihren Händen. Dazu kommen noch die eigenen Industrieproducte der Stadt, die reichen Gartenproducte der Umgebung und endlich die sehr einträgliche Schwämmegewinnung im Golf von Sfax und Gabes, so daß die „Sfaxia", d. h. die Einwohner von Sfax, trotz der Bedrückungen und Erpressungen der Regierung, sehr wohlhabend geblieben sind, ja, das einzige Element im mohamedanischen Machröb bilden, welches nicht von dem allgemeinen Niedergang und Verfall ergriffen wurde.

Das Aussehen der Stadt würde dies allerdings nicht vermuthen lassen. Von Tunis kommend, präsentirt sich Sfax wie eine mittelalterliche Türkenstadt mit hohen Wallmauern, mit Thürmen und Zinnen, hinter welchen schwarze Kanonen uns ihre Mündungen entgegenstrecken. Die zahlreichen großen Gärten, welche die Stadtbewohner besitzen und aus denen sie einen bedeutenden Theil ihrer Einkünfte

ziehen, liegen mehrere Kilometer von den Ringmauern entfernt, mitten in der Wüste, und der zwischen ihnen und der Stadt gelegene Landstrich ist gleichfalls eine todte, jeder Vegetation bare Sandfläche, was dem Aussehen der alten Stadt gerade nicht förderlich ist. Die hohen Umfassungsmauern enthalten nur zwei, von zerlumpten tunesischen Soldaten bewachte Thore, die zunächst nach dem arabischen Stadtviertel führen. Die Straßen sind eng, mit hohen Häusern eingefaßt und verhältnißmäßig sehr reinlich. Besonders Sehenswerthes bietet Sfax ebenso wenig, wie jede andere Stadt der Berberländer. Wer eine gesehen hat, kennt sie alle. Jede hat ihre Ringmauern, jede ihre große Hauptmoschee, jede ihre Kasba oder Zwingburg, die mehr oder weniger in Ruinen liegt und ein treues Bild der Türkenrace bildet, die sie erbaut und mit der sie alle Schicksale getheilt. Die Kasba von Sfax war die besterhaltene, die ich im ganzen Machröb von Tetuan bis Tripolis gesehen. Ein Artillerie-Officier und sechs bis acht Kanoniere, seit Monaten ohne Sold, bildeten im vergangenen Jahre, zur Zeit meines Besuches, die einzige Besatzung. Die eisernen Geschütze stammten aus der Türkenzeit und waren gewiß auch seit jenen Tagen nie mehr geladen oder abgefeuert worden.

Das schönste und imposanteste Gebäude von Sfax ist die große Moschee, ganz aus Quadern aufgeführt, und eine bedeutende Menge Granit- und Marmorsäulen enthaltend, die offenbar römischen Ursprungs sind. Wie Tunis, so scheint auch Sfax irgend eine römische Ruinenstadt, wahrscheinlich das alte Usila, als Steinbruch benutzt zu haben, denn die stattlichen hohen Gebäude zeigen häufig Bruchstücke römischer Inschriften, Säulen mit römischen Capitälen &c. Besonders interessant ist der Bazar von Sfax, denn er zeigt uns unter den schönen gewölbten Galerien eine Menge jener Waaren aufgestapelt, die aus den Oasen des Schottgebietes stammen und hier ihren Markt finden, andererseits aber auch die unverfälschten Producte arabischer Steinindustrie, die das ganze Oasenland an der algerischen Grenze zum Absatzgebiet hat. Sfax ist eine sehr exclusive Stadt. Jedem fremden Einfluß, jeder Einwanderung und Vermengung mit auswärtigen, selbst arabischen Elementen abgeneigt, hat sich hier das Mittelalter in der That bis auf die Gegenwart erhalten, wofür uns die Lebensweise der Bewohner, die Industrieproducte &c. den Beweis liefern. Es sind Zustände, die uns auf das lebhafteste an jene der festungsartig ummauerten Reichsstädte unseres eigenen Mittelalters erinnern würden, waltete hier nicht der Turban statt des Barrets. Dabei herrscht, wie gesagt, unter den zehn- bis zwölftausend Bewohnern von Sfax ein gewisser Wohlstand, den sie ausschließlich ihrer eigenen Thätigkeit und Arbeitsamkeit zuzuschreiben haben.

Statt, wie die Mauren von Tunis, sich dem Müßiggang hinzugeben, wird hier vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein gearbeitet, und schon durch diese Regsamkeit, die man in den Straßen gewahr wird, unterscheidet sich Sfax vortheilhaft von seinen Schwesterstädten. Auch in den großen üppigen Gartenanlagen außerhalb der Stadt sieht man die fleißigen Leute, Männer, Frauen und Kinder an der Arbeit. Die Olivenpflanzungen, die Dattelpalmen, die Mandeln, Orangen und Feigen bedürfen eifriger Pflege und Bewässerung, wenn sie in diesen ausgetrockneten Gegenden fruchtbringend sein sollen. Jeder der Gärten enthält tiefe Brunnen, aus denen die Sfaxia mittelst Göpel oder Aufzug den ganzen Tag lang Wasser schöpfen und in die Pflanzungen leiten, so daß man sich beim Durchwandern dieser ausgedehnten Gartenregion fast nach Aegypten unter die Fellachen versetzt denken könnte; so sehr überrascht uns in Tunis der hier so seltene Fleiß der Bewohner.

Die Sfaxia sind, wenn auch nicht Fanatiker, so doch sehr religiös; die fünf Moscheen, welche die Stadt besitzt, sind, im Gegensatz zu denen anderer Städte von Tunis, gewöhnlich mit Andächtigen gefüllt, und sogar Frauen und Kinder nehmen an den Betübungen theil, ein Umstand, der sich sonst in den wenigsten Orten des Machröb wiederholt. Fromme Stiftungen, Heiligengräber, geweihte Trinkbrunnen 2c. sind in Sfax Legion, ein weiteres Zeichen von der strengen Religiosität der Bewohner. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich wenig von den Tunesiern, nur daß sie ihren Turban nicht in so viele kleine Stränge winden, wie diese, sondern in ein oder zwei breiten Lagen um den Fez schlingen. Die Frauen tragen die bekannten weißen Ueberwürfe, jedoch hier aus dicker Wolle, statt der dünnen Halbseide von Tunis. Ihre Fußbekleidung ist vielleicht ebenfalls der Erwähnung werth. Es sind dieselben dicken, plumpen Holzsandalen, wie in Tunis und anderen Städten des Orients, doch besitzen sie nicht die über den Fuß führenden Riemen zur Befestigung, sondern auf der oberen Fläche einen kleinen nach oben sich vergrößernden Holzzapfen, welchen die Frauen zwischen der großen und zweiten Zehe ihres Fußes erfassen. Daß es einer ganz eigenen Geschicklichkeit bedarf, um mit einem derartigen Marterblock zu gehen, oder gar zu laufen, kann man sich wohl denken.

Die Exclusivität der Sfaxer ist so groß, daß ein arabischer Einwanderer, ob er nun in Tunis oder aus den Oasen kommt, nicht lange in der Stadt verweilen dürfte. Er wird in eine Art socialen Bannes gethan; man ignorirt ihn, kauft nichts von ihm, nimmt ihn nicht in die Häuser auf, so daß er schließlich gezwungen ist, im Frankenviertel Unterkunft und Beschäftigung zu suchen. Sogar die Beni M'sab

oder Mozabiten, die doch im ganzen Nordafrika, von Marokko bis Arabien, überall in den Bädern als Kneter und Badediener angestellt sind, werden hier durch Sfaxer Bürger ersetzt. Natürlich sind auch die Christen, vielleicht noch mit mehr Recht, in Sfax verpönt; kein einziger wohnt in der Stadt selbst, sondern Christen und Juden — circa zweitausend an der Zahl — besitzen an dem tiefer als die Stadt gelegenen Meeresufer ein eigenes Viertel, Rabat genannt, das von der arabischen Stadt durch hohe Mauern vollständig getrennt ist und seinerseits ebenfalls von Mauern umschlossen wird. Schmutz und Unrath sind in den breiten Straßen dieser Hafenstadt von Sfax so auffällig, daß man sich wundern muß, wie die Malteser und Juden hier leben können, ohne von Fiebern und Krankheiten dahingerafft zu werden. Ebenso wenig ansprechend wie die Straßen der christlichen Stadt ist auch die Bevölkerung — echte Levantiner, mit allen Fehlern und Sünden dieser eigenthümlichen Mischlingsrace. Sie haben den ziemlich lebhaften Verkehr zwischen Sfax, respective den Oasen des Hinterlandes und Europa in Händen, beladen die vielen Dampfer und kleinen Segelboote, welche aus den Häfen der Riviera herkommen, und könnten aus der Ausfuhr des Espartograses, der Oliven, Datteln, Schwämme und Wolle ganz bedeutenden Nutzen ziehen, wenn nicht die Ausfuhrzölle eine so enorme Höhe erreicht hätten, daß die Exportation mancher Artikel überhaupt unmöglich geworden ist.

XI.

Gabes und der Grenzdistrict von Tripolis.

Kein Strich der schönen Mittelmeerküsten dürfte dem reisenden Publicum und der Welt im Allgemeinen weniger bekannt sein und von weniger Menschen besucht werden, als die Küstenländer der kleinen Syrte, jener Meerbusen, der sich im Süden von Tunis tief in den afrikanischen Continent hineindrängt, und dessen Schönheiten schon Homer und Strabo besungen. Größere Inseln mit tropischer Vegetation sind dem Golfe vorgelagert und schließen seinen stillen, tiefblauen Spiegel gegen das offene Meer ab, das draußen nicht selten tobt und wogt. Im Norden ist es das Inselpaar von Kerkenna, im Süden die ausgedehnte Insel Dscherba, welche vor dem Tritonsee der Alten Wache steht. Hier gelangt man zum erstenmale in die wahre Region der Tropen. Sfax noch mit seinen gewaltigen Mauern, mit seinen Moscheen und der alten Janitscharenburg, der Kasba, ist ein

treues Bild des mohamedanischen Afrika. Bis Sfax herab wird man auf der ganzen Nordküste des dunklen Continents entlang nur selten eine Palme, geschweige denn einen Palmenwald erblicken, wie er sich hier im Golf der kleinen Syrte an so vielen Orten offenbart. Südlich von Sfax tritt das Sandmeer der Sahara an vielen Stellen bis dicht an die Meeresufer heran, aber gleichzeitig mit ihr findet man auch die üppigsten und fruchtbarsten Oasen von den Wellen gebadet. Was hier den Reiz des Golfes noch ungemein erhöht, ist die Vermengung der tropischen Vegetation mit jener der Mittelmeerländer, und während sonach das weiter südlich gelegene Tripolis sich größtentheils auf die Palmen allein beschränken muß, gedeihen hier auch Oliven-, Orangen-, Mandel- und Citronenbäume, mengt sich zwischen die langen, schlanken Fächer der Palmenkronen noch üppig grünes, europäisches Laubwerk. Hier nehmen wir auf unserer Reise gegen Süden Abschied von Europa, das uns noch durch verschiedene Anzeichen, durch Cultur und Pflanzenwuchs bis hierher das Geleite gegeben.

Sogar die Dampfer, die doch die ganzen Mittelmeerküsten von Ort zu Ort befahren, lassen den Golf abseits von ihrem Wege. Sfax ist der südlichste Ort der Regentschaft, wo die kleinen italienischen Localdampfer landen, um dann quer hinüber nach Tripolis zu fahren, oder höchstens noch an der Insel Dscherba anzulegen. Niemals berühren sie den reizenden Golf, in welchem doch die Natur Alles gethan zu haben scheint, um daraus ein kleines irdisches Paradies zu schaffen.

An der tiefsten Stelle der kleinen Syrte, beiläufig in der Mitte zwischen Sfax und der Insel Dscherba, liegt Gabes, der südlichste Ort der Regentschaft Tunis. Gabes scheint gerade so wie die Natur, die es umgiebt, nicht mehr den Ländern des Islam, sondern der Sahara anzugehören. Es ist keine Stadt mehr, sondern eine Oase im vollsten Sinne des Wortes, ein herrlicher Palmenwald von mehreren hunderttausend Bäumen, die sich bis dicht an den Meeresstrand hinziehen. Unter ihrem Laubdach wuchern auf das üppigste alle Fruchtbäume des Mittelmeeres, und recken überdies die Bananen ihre gewaltigen, dreißig bis vierzig Fuß hohen Blätter empor. Weinranken umwinden die Stämme und schlingen sich um die Aeste und Zweige, sie durch lebendige Ketten miteinander verbindend. Ein wahrer Tropenwald, wie ich ihn nirgends schöner gesehen, und wie man ihn hier nach der bisher sich manifestirenden Armseligkeit der Vegetation kaum erwarten würde.

In der Betrachtung dieser ersten Oase von Tunis versunken, nähern wir uns dem Lande, um auf einige hundert Schritte Entfernung davon Anker zu werfen.

Das Wasser ist hier so seicht, daß nur die kleinsten Segelschiffe in die Mündung des kleinen Flüßchens, welches den einzigen Hafen von Gabes bildet, einfahren können. Wir steigen deshalb in einen Nachen über und lassen uns zwischen den hier verankerten kleinen Fischerbooten und arabischen gebrechlichen Fahrzeugen hindurch nach der Stadt rudern. Wohl wäre es ziemlich leicht, einen Hafen herzustellen, aber wozu? Besitzt doch die ganze Regentschaft, mit Ausnahme der Stadt Biserta, keinen einzigen Hafen, und die Schiffe müssen stets weit draußen im Meere liegen bleiben, wenn sie nicht auf irgend einen Felsen oder eine Sandbank auffahren wollen. Wozu in Gabes einen Hafen, das nichts als Datteln und Südfrüchte producirt, dessen Bewohner, in der glücklichsten Abgeschiedenheit lebend, keine Bedürfnisse besitzen, und die großen Auslagen gar schlecht heimzahlen könnten?

Das große Gabes, das einst in der Blüthezeit des Maurenthums hier gestanden, dessen Paläste und Gärten, Moscheen und Bäder von den Historiographen so gerühmt wurden, ist mitsammt der festen Mauer, die es umgeben, verschwunden. Aus den Trümmern der römischen Stadt Tacape erbaut, erlangte Gabes vor drei bis vier Jahrhunderten seinen größten Glanz, um nachher gerade so wie seine Schwesterstädte in Tunis wieder zu verfallen. So lange die dem Städteleben sich hinneigenden Mauren hier weilten, erhielt sich die Stadt; als jedoch das altangestammte Berber-Element wieder die Oberhand gewann, ging Alles aus dem Leim. Der Reisende in Tunis wird wie hier, so überhaupt in ganz Tunis die merkwürdige Beobachtung machen können, daß der Berber dem Städteleben abgeneigt ist, obschon er die festen Wohnsitze liebt. Der Araber ist Nomade; der Maure ist ausschließlich Städter; der Berber hingegen wohnt in gemauerten Häusern, nur dürfen sie nicht in Städten stehen. Kein von Berbern bewohnter Ort überschreitet die Größe unserer Dörfer.

Das merkwürdigste Beispiel dieser Neigungen der autochthonen Bevölkerung von Tunis ist Gabes. Sobald die maurischen Einwohner der Stadt, die übrigens auch in allen anderen Städten der Regentschaft in Abnahme begriffen sind, die Minderzahl erreicht hatten, und einzelne Stadttheile nicht mehr bewohnt wurden, trennten sich die von den Berbern bewohnten Theile vollständig von der maurischen Stadt; andere bauten sich in der Umgebung ihre Wohnsitze, und das einstige Gabes ist heute in drei etwa ein Kilometer von einander entfernte Dörfer zerfallen, während das Weichbild der alten Stadt ein üppiger Palmenwald bedeckt.

Wenn die Ruhe und Sorglosigkeit der Bewohner von Gabes durch irgend etwas gestört wird, so sind es die Fehden, in welchen die Berber mit den stamm-

verschiedenen Mauren und Arabern der Oase leben. Wohl trat in vielen Fällen ein gewisser Grad der Vermischung der einzelnen Elemente ein, doch ist noch heute z. B. das Dorf Schenini fast ausschließlich von Berbern bewohnt, die Dank ihrer Abgeschiedenheit die autochthone Sprache bis zu Anfang dieses Jahrhunderts beibehalten haben sollen.

Daß es in diesen Dörfern mit Ausnahme unbedeutender Römerruinen kaum eine Sehenswürdigkeit giebt, ist wohl leicht zu glauben. Die Gebäude sind höchst primitiv, häufig nur aus Lehm aufgeführt und mit Palmzweigen oder Palmenholzdielen eingedeckt. Auch der Chalifa oder Regierungsvertreter wohnt in einem elenden Gebäude, und die Sorgen um die ihm anvertraute Heerde sind nicht gerade groß. Seine Hauptobliegenheit, mit welcher er sich auch den ersten Minister in Tunis gewogen hält, besteht darin, dem Letzteren recht viel Geld zu schicken, das er seinerseits wieder den Bewohnern der Oase erpreßt. Am meisten Gelegenheit zu derlei Raub giebt ihm die Justizpflege, die, wie wir in einem früheren Capitel gesehen haben, in Tunis nicht gerade mit Nachsicht gehandhabt wird. Ein paar Polizisten oder Hamba, sowie eine Garnison von einem Lieutenant und fünf oder sechs waffenlosen Soldaten unterstützen seine Macht und Ansehen, die sich natürlich ausschließlich nur auf die nächstliegenden Ortschaften erstrecken. Darüber hinaus, in der Wüste, den Grenzdistricten zwischen Tunis und Tripolis, hausen nämlich Beduinenstämme, über welche weder der Chalifa von Gabes, noch selbst der Bey von Tunis mit seiner ganzen Armee irgend welche Gewalt hat. Diese Beduinenstämme sind die eigentlichen Herren des Landes südlich von Sfax bis in die Wüste hinein, brandschatzen jeden Reisenden und machen den Landweg von Tunis um die kleine Syrte herum nach Tripolis ganz unpassirbar. Selbst unter starker militärischer Bedeckung würde es kaum ein Reisender wagen, diese Wegstrecke zurückzulegen, ausgenommen er liebt es, im adamitischen Costüm wieder nach seinem Ausgangspunkte zurückzukehren. Die von den Urgema-Beduinen befolgte Praxis ist es gewöhnlich, die ganze Küstenstrecke zwischen Gabes und dem weiter südöstlich gelegenen Sarsis zu bewachen, jedes Boot landen, jede Karavane passiren zu lassen. Sind die fremden Reisenden, ob nun Europäer, Araber oder Neger, umzingelt, so werden sie ihrer Habe und ihrer sämmtlichen Kleidungsstücke beraubt und dann splitternackt bis in die Nähe der nächsten Ortschaft, also entweder Gabes oder Sarsis, geleitet. Seit vielen Jahren dürfte kein einziger Reisender heiler Haut auf dem Landwege nach Tripolis gelangt sein, denn falls er auch den Urgemas entgehen sollte, so fällt er auf tripolitanischem Gebiete unfehlbar in die Hände der Charybdis, in Gestalt der räuberischen Nuail-Beduinen.

Sogar der französischen Expedition, welche unter Bedeckung von mehreren hundert Soldaten die Telegraphenleitung bis Gabes führte, gelang es nicht, wie beabsichtigt, den Draht nach Tripolis weiter zu legen. Man mußte um die gefährlichen Grenzdistricte herum von Gabes durch die kleine Syrte ein Kabel legen und daran knüpfend hundert Meilen östlich von der Grenze die Landleitung nach Tripolis weiterführen.

In früheren Jahren kam es manchmal vor, daß jüdische Kaufleute ihre Goldstücke verschluckten, um sie vor den Räubern zu verbergen. Bekamen die Beduinen Wind davon, so wurde ihnen der Bauch aufgeschlitzt und das Gold daraus entnommen. In neuerer Zeit wurden sie insofern etwas höflicher, als sie verdächtige Kaufleute, die in ihre Hände fallen, der Heißwassercur unterwerfen, d. h. sie tagelang mit nichts Anderem als heißem Wasser tractiren, das die beabsichtigte Wirkung auf natürlichem Wege hervorbringen soll. Insbesondere haben sie es auch auf Araberinnen und Negerinnen abgesehen, die sich gern mit Ohrringen und Halsketten behängen.

Die südlichste und zugleich östlichste Ortschaft von Tunis ist das an der kleinen Syrte gelegene Sarsis, das allerdings nur aus wenigen im Schatten von Palmenhainen und Oliven gelegenen Hütten besteht und gänzlich der Oberhoheit der in der Umgegend hausenden Beduinen unterworfen ist. Selten legt ein Schiff hier an, denn der geringe Handel des Oertchens wird durch Boote besorgt, welche zwischen der benachbarten Insel Dscherba verkehren. Schon in Gabes giebt es keine reguläre Post mehr, und Sarsis ist noch viel verlassener und abgeschlossener von der Außenwelt. Vielleicht wird seine gute Lage und der fruchtbare Boden in seiner Umgebung es unter der Herrschaft der Franzosen einem besseren Los entgegenführen.

XII.

Das Oasenland des südlichen Tunis.

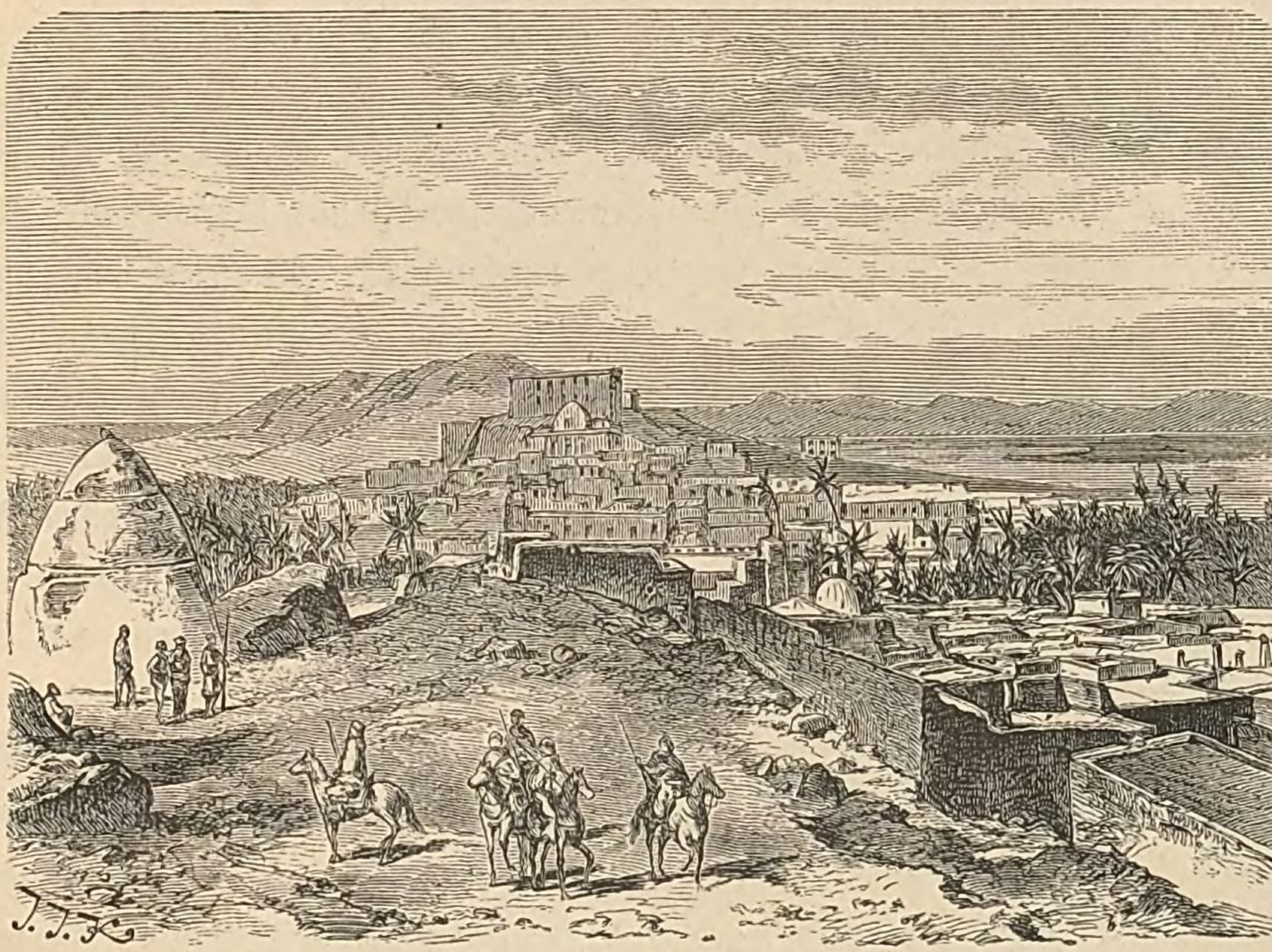
Das südliche Tunis, zu beiden Seiten des großen, bis tief nach Algier sich hineinziehenden Salzsumpfes Sebcha Pharaon, ist ein wahres Palmenland, wie man es kaum schöner an den Ufern des Nil finden kann. Eine Reihe von dreißig knapp bei einander liegenden, oft zusammenhängenden Oasen trennt das Wüstenland des einstigen Numidien von dem großen, neun Monate des Jahres trockenen

Salzmeer, welches die Archäologen für den berühmten Tritonsee des Alterthums halten. Diese Palmenregion par excellence ist im ganzen Afrika unter dem Namen Beled-el-Dscherid bekannt und keine Frucht wird höher geschätzt, als die süße, große, saftige Dscherid-Dattel, welche auch in den Delicatessenhandlungen unserer Großstädte, in Kistchen wohl verpackt, für hohe Preise verkauft wird. Die Palmenwälder von Gabes und Sarsis an der kleinen Syrte enthalten wohl die herrlichsten Bäume, aber ihre Früchte taugen kaum als Nahrungsmittel für die ärmsten Beduinen und werden in der Regel nur als Futter für Pferde und Maulthiere verwendet. Erst tiefer landeinwärts reifen die Früchte. Die Dattelpalme muß, einem alten arabischen Sprichwort zufolge, den Fuß im Wasser, den Kopf im Feuer haben, und das ist eben nirgends in höherem Maße der Fall, als in den Oasen des Dscheridlandes.

Reisende haben zu unzähligenmalen den großartigen Eindruck geschildert, den nach langer Wüstenreise der Anblick einer Oase auf sie ausübte, und so viele ich deren während meiner Wanderungen in Afrika schon gesehen, stets wurde ich von Neuem davon entzückt. Die Natur zeigt sich hier in dreifacher Ueppigkeit. Die hohen, oft bis hundert Fuß emporsteigenden schlanken Stämme tragen einen luftigen, rauschenden, beweglichen Dom von grünen Palmenwedeln, die sich in einander verschlingen und in der schönsten Wölbung nach abwärts neigen. Ihnen ist die Sonne ein Bedürfniß, und während sie die glühenden Strahlen mit Begierde aufsaugen, halten sie das Land zu ihren Füßen in tiefem Schatten, gestatten sie ihren nördlicheren Geschwistern, den Feigen, Orangen, Citronen, Mandeln, Oliven und Pistacien, Blüthe und Wachsthum. Zwischen den dünnen, schlanken Stämmen der Palmen zeigt sich in den Oasen eine zweite Reihe von Laubkronen, welche den genannten Bäumen angehören. Unter diesen endlich, im tiefsten, zu dem grellen Lichte in der Wüste draußen so sehr contrastirenden Schatten, bedeckt der üppigste Gras- und Kräuterwuchs den feuchten Boden. Es ist also eine dreifache Reihe von verschiedenen Vegetationen, man möchte sagen, die Natur in drei verschiedene Stockwerke vertheilt. Nun denke man sich diese Oasen auf mehrere Meilen ausgedehnt, man halte sich das öde, kahle Wüstenland vor Augen, in deren Mitte sich dieses tropische Paradies aufthut, und man wird die Begeisterung des Reisenden begreifen, wenn er zum erstenmal am Horizont den dunklen, horizontalen Strich wahrnimmt, als welcher sich die Oase aus der Ferne präsentirt. Welche Wohlthat ist sie für ihn, der hier kurze Rast findet, und in noch viel höherem Maßstab für die Araber, die hier durch sie allein ihr ganzes Leben fristen und es in einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit verbringen können.

Die Oasen des Beled-el-Dscherid theilen sich hauptsächlich in vier große Gruppen, jene von Nefza, Tozzer und Gafsa, von denen die beiden erstgenannten hart an die Gestade des Schotts angrenzen. Die größte Oasengruppe, jene von Gafsa, liegt davon einige dreißig englische Meilen entfernt. Indessen ist diese Gruppeneintheilung ohne besonderen Belang, da sie auch mit der administrativen Gruppirung im Widerspruch steht.

Gafsa ist die größte und blühendste der Oasen des Dscherid, dazu die erste,



Eine Oasenlandschaft.

welcher man, vom Norden kommend, auf dem Flußlauf des Oued Baiach begegnet. Auf einem niedrigen Plateau inmitten des Flußthales gelegen, besitzt sie einen Palmenwald von circa zweihunderttausend Stämmen und wird von drei- bis viertausend Arabern, vielfach mit Berbern vermengt, bewohnt, allerdings eine verschwindende Zahl im Vergleich zu der Bevölkerung der großen Stadt Gafsa, der Hauptstadt des einstigen Numidien, auf deren Trümmern die Oase von heute ruht. Kaum würde der Reisende heute inmitten des köstlichen Palmenwaldes, unter den lebhaften, handeltreibenden arabischen Einwohnern vermuthen, daß sich hier eine Stadt befunden, die nach Sallust vom libyschen Hercules gegründet worden

und eine Zeit lang die Residenz Jugurtha's bildete! Heute ist nur mehr der Name jener Stadt übrig. Keine Ruinen, mit Ausnahme der Thermen, verrathen, was diese einst war! Die Paläste, die Tempel, ja sogar das Steinmaterial, aus welchem sie erbaut, sind verschwunden; die Mehrzahl der arabischen Häuser ist aus Luftziegeln erbaut, mit Palmenwedeln eingedeckt; nur einige Moscheen sowie der Dar-el-Bey sind aus Quadern aufgeführt, ohne jedoch irgend welche architektonische Schönheit zu besitzen. Der Dar-el-Bey ist die officielle Residenz des Kaid von Gafsa, der zugleich als Kaid des ganzen tunesischen Dscherid fungirt. Hier finden auch die wenigen europäischen Reisenden gewöhnlich Unterkunft, denn der einzige Fonduk, den Gafsa besitzt, gleicht vielmehr einem Misthaufen, als einer Fremdenherberge. Unmittelbar unter dem Dar-el-Bey ist die größte der drei wasserreichen Quellen, denen Gafsa seinen Reichthum, ja seinen Bestand verdankt, und die das ganze Jahr über, einen wahren Fluß bildend, die Oase durchströmen. So zerstörungssüchtig die Araber auch sonst sein mögen, sie ließen hier zum mindesten die numidischen Bäder stehen und benützen die alten ummauerten Bassins noch heute zu Badezwecken. An den Dar-el-Bey angrenzend, befindet sich der Termyl-el-Bey, d. h. das Bad des Bey, an welches sich zwei offene Bäder von etwa dreißig Fuß Durchmesser anschließen und von denen das dem Termyl-el-Bey nächstgelegene für die Männer, das entferntere den Frauen dient. Nun fließt die Quelle aus dem erstgenannten in das Männerbad und von da in das Frauenbad, so daß die Haremswelt von Gafsa sich beim besten Willen nicht durch allzugroße Reinlichkeit auszeichnen kann. Die Juden von Gafsa — denn auch hier befindet sich eine jüdische Colonie — dürfen mit den Mohamedanern nicht gemeinschaftlich baden, sondern müssen hierzu ein in der großen Citadelle befindliches Bassin, ebenfalls numidischen Ursprungs, benützen. Das Wasser ist etwas mineralisch und quillt mit etwa + 28 Grad Celsius aus der Erde.

Der größte und massivste Bau von Gafsa ist unstreitig die Kasba oder Citadelle, ein ausgedehntes Viereck bildend, in dessen Hofraum zwei Moscheen stehen. Hier findet man die meisten Ueberreste der römischen Stadt, denn fast jede Mauer zeigt uns die Trümmer römischer Säulen, Inschriften, Capitäle u. s. w. So dräuend die Mauern übrigens auch heute noch aussehen mögen, sie sind dem Verfall nahe, wie denn überhaupt trotz der vorübergehenden Blüthe von heute Gafsa lange nicht mehr das ist, was es in der Blüthezeit des Araberthums vor mehreren Jahrhunderten war. Viele seiner Häuser liegen in Ruinen, von den zahlreichen Moscheen sind kaum ein halbes Dutzend mehr übrig, deren größte noch

ein hübsches Minaret im italienischen Campanilenstyl zeigt. Leider verwenden jedoch die Araber als Material zu ihren herrlichen Wandverzierungen und Arabesken nur rohe Erde, so daß sie binnen wenigen Jahren schon arg verstümmelt oder ganz verwischt sind.

Die Besatzung der Citadelle besteht aus einem Officier und ein paar Artilleristen, welche jedoch weder eine Kanone noch sonst eine militärische Waffe besitzen; dennoch reichen sie in den friedlichen Ortschaften der Oase von Gafsa zur Aufrechterhaltung der Ordnung hin.



Im Oasenland: Dattelernte.

* * *

Ungefähr zwölf Kilometer von Gafsa entfernt, dehnt sich am Fuße des hohen, steilen Gebirgszuges Dschebel Arbet der Palmenwald der Oase von El Gettar aus. Diese Oase mit ihren hübschen, weißgetünchten Kuppelbauten, ihren Gärten und Palmenhainen und den Bergen im Hintergrunde präsentirt sich dem Reisenden womöglich noch schöner als Gafsa. Das Wasser ist hier lange nicht so reichlich wie dort, und wird durch Kameele mühsam aus Ziehbrunnen emporgeholt. Die Dattelpalme ist jedoch hier so ausschließlich die Erwerbsquelle der wenige hundert Seelen zählenden Einwohner, daß ihnen wohl nichts Anderes übrig bleibt, als um

jeden Preis Wasser zu gewinnen: ihr Stamm dient ihnen als Bauholz für ihre Hütten, die Palmenwedel als Dach, der Bast, der sich zwischen den Wedeln um den Baumstamm spinnt, wird von ihnen zu Geflechten verwendet, die Frucht dient ihnen als Nahrung und durch Tausch als Mittel zur Erlangung ihrer sonstigen Lebensbedürfnisse, der Saft endlich, Lacm genannt, ist, wenn frisch, ein kühlender, angenehmer Trunk. Dazu bedarf die Dattelpalme nur geringer Pflege und Wartung, ein Umstand, welcher ihr in den Augen der trägen Araber noch höheren Werth verleiht. Stehen die Palmen vereinzelt, so werden ihnen häufig während des Wüstenwindes Chamsin die Wedel der Krone nach aufwärts zusammengebunden, um dem Winde eine geringere Widerstandsfläche zu geben; dann sehen die sonst so schönen Bäume aus der Ferne betrachtet aus, wie etwa vom Winde umgekehrte Regenschirme. Während der Blüthezeit unterstützen die Araber die Befruchtung der Bäume dadurch, daß sie an den stufenförmigen Absätzen des Stammes, welche durch das Abschneiden der alten Palmenwedel entstehen, bis unter die Krone emporklettern und die weiblichen Blüthen mit einem Stiel männlicher Blüthen überstäuben. Nicht selten wird man auch Palmbäume finden, die ihrer Kronen gänzlich beraubt sind, und nichts als die schwarzen, kahlen, hoch emporragenden Stämme zeigen, auf deren Spitze statt jeder Krone ein — gewaltiger Strohhut prangt.

Es sind dies Bäume, welche des Palmweines wegen angezapft wurden. Die Araber machen hierzu an der Spitze des Stammes einen tiefen Einschnitt, aus welchem sofort jener dünnmilchige süße Saft, der Lacm, hervorquillt und in Gefäße aufgefangen wird. Der Saft muß jedoch sofort getrunken werden, da er schon nach ein oder zwei Tagen in Gährung übergeht und dann ziemlich berauschend wirkt. Bäume, welche auf solche Art angezapft wurden, tragen in dem betreffenden Jahre, oft auch im folgenden keine Früchte, ja mitunter gehen sie sogar ganz zugrunde, während andere kräftige Bäume dieses Anzapfen mehrere Jahre hintereinander vertragen. Zur schnelleren Heilung wird der Einschnitt mit jenem Beduinenstrohhut bedeckt, den man in Tunis so häufig auf kahlen Palmenstämmen sieht. So zeigen denn die Palmen nicht immer jene anmuthigen Formen, welche wir in Europa, in Nizza, Bordighera und Neapel gewohnt sind. Zudem werden sie häufig auch der schön gebogenen unteren Wedel beraubt, und es ist dann mehr die Masse als der einzelne Baum, was auf den Beschauer einwirkt. Und welche Massen sind denn auch im Beled el Dscherid vereinigt! Die Oasen von Nefzaui südlich des Salzsumpfes enthalten nicht weniger als 300.000 Palmen; jene von Gafsa 200.000;

in el Guettar erstreckt sich der Palmenwald über einen Landstrich von drei Kilometer Länge, und die ganze Region nördlich der Sebcha Pharaon dürfte nicht weniger als anderthalb Millionen Palmenbäume allein besitzen, zwischen denen vielleicht ebenso viele große Oliven-, Orangen- und Mandelbäume ꝛc. stehen. Das Oasenland von Beled el Dscherid ist auch der äußerste südliche Vorposten der nordafrikanischen Cultur; dann folgt auf vierzehn Tagreisen nichts als kahle, todte Wüste; die Oase von Chadames bildet auf dem Marsche nach Süden die nächste Raststation, eine Insel inmitten des tausend Meilen in der Runde sich erstreckenden Sand- und Steinmeeres der Sahara.

* * *

Die Bewohner des Dscherid sind ein eigenthümliches, lebenslustiges Völkchen, in ihrem Charakter, ihrer Vergnügungssucht, ihren Sitten sehr an die schwarzen afrikanischen Völkerschaften erinnernd. Die arabische Invasion hat ihnen wohl die Religion gegeben, aber die Sittenlehren des Koran haben sich ihnen lange nicht so eingeprägt wie den Mauren in den Städten, und sie können nach keiner Hinsicht ihre Abstammung von den autochthonen Berbern verleugnen, ja man könnte gewiß noch weiter gehen und ihre Verwandtschaft mit den Negervölkern nachweisen. Schon ihr Aussehen, die Kopfform, der Gesichtsausdruck neigen sich diesen letzteren zu. Wohl mag die Aehnlichkeit der klimatischen und sonstigen Verhältnisse auch Einfluß auf diese Aehnlichkeit mit den südlicheren autochthonen Racen gehabt haben, aber diese ist zu bedeutend, um nicht auf eine gemeinschaftliche Abstammung zu schließen.

Das Leben dieser Oasenbewohner ist ein recht friedfertiges; ja man möchte sagen glückliches, wenn nicht die Bedrückungen der tunesischen Regierung, die schweren Steuern und Abgaben ein solches überhaupt unmöglich machen würden. Der europäische Reisende wird in den Oasen, trotz seines höchst seltenen Erscheinens doch mit Wohlwollen und Gastfreundschaft empfangen, im directen Gegensatz zu dem Empfang, der ihm weiter nordwärts, in Kef und Kairuan, zutheil wird. Auch die Behandlung der in sämmtlichen Oasen recht zahlreich lebenden Juden ist hier beiweitem nicht so streng und verächtlich, wie im Norden.

Gafsa und Tozzer sind übrigens auch die Sitze einer recht ansehnlichen Industrie, die in den Bazars von Tunis, Sfax und anderen Städten ihre Absatzgebiete findet. Hier werden die großen vielfarbigen Wolldecken angefertigt, welche den einzigen Schmuck des maurischen Bettes bilden; die Burnusse, wollenen Tücher für die Beduinenfrauen, Haiks und andere Gewebe. Karavanen bringen diese Stoffe

in fünf bis sechs Tagen bis nach Tunis, in ein oder zwei Tagen nach Sfax, von wo sie nicht selten zur See ausgeführt werden. Gaffa ist überdies der Hauptmarkt für die in den Steppen nördlich des Oasengebietes lebenden Beduinen vom Stamme der Hamama, dem mächtigsten und von der tunesischen Regierung gefürchtetsten Nomaden der Regentschaft. Die Hamama besitzen zahlreiche große Heerden, die den Bewohnern von Gaffa massenhaftes Rohmaterial zur Verarbeitung liefern; außerdem beziehen sie von Gaffa ihren Bedarf an Waffen, Munition, Kleidungsstücken und Geräthschaften, sofern sie denselben nicht von den Karavanen rauben können.

Die Hamama sind nämlich arge Räuber und gar trutzige Unterthanen Seiner Hoheit des Bey. Vergeblich fordert der Letztere die schuldigen Steuern und Abgaben; vergeblich sandte er alljährlich seinen Bruder und Thronfolger, den „Bey des Feldes", an der Spitze seiner tapferen Armee gegen die Reiterschaaren der Hamamas; stets kehrten die Regimenter nach einem sehr kostspieligen Feldzug unverrichteter Sache nach der Hauptstadt zurück, und konnten froh sein, wenn ihnen die Beduinen nicht ihre Waffen abgenommen und ihre Beinkleider ausgezogen hatten, wie es vor mehreren Jahren einmal geschah. Deshalb gab der Bey auch in der letzten Zeit all' diese militärischen Expeditionen gegen die Hamamas und ihre südlicheren Gesinnungsgenossen, die Urgemas, auf, und überließ das Terrain ganz diesen Beduinenschaaren, die also in der That vollständig unabhängig sind.

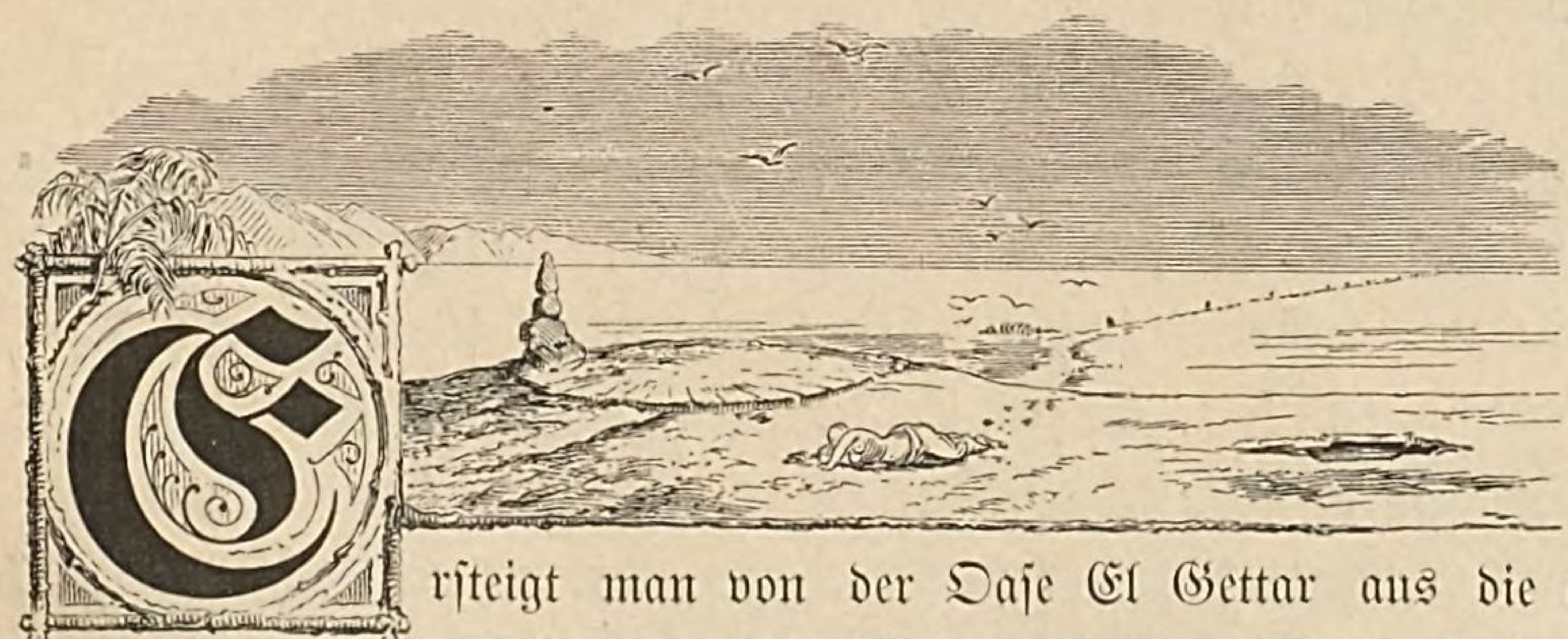
Mit den Bewohnern des Dscherid wohnen die Hamamas gewöhnlich in Frieden, ja sogar die religiöse Unduldsamkeit der Tunesier ist ihnen fremd, was schon daraus hervorgeht, daß sie in ihre Stämme Juden aufgenommen haben. Woher diese Letzteren kamen, ob sie wirklich, wie einige Schriftsteller behaupten, Abkömmlinge eines verschollenen Stammes Israels sind, oder aus Speculation von Tunis aus zu den Hamamas übergegangen, ist schwer zu sagen. Sie haben die Sitten und Gebräuche, endlich die Trachten der Nomaden vollständig angenommen und dürften von den Letzteren kaum mehr zu unterscheiden sein; nur die Beduinen selbst kennen sie heraus. Sie besorgen den Handel des Stammes, bei welchem sie wohnen, kaufen und verkaufen Wolle und Häute, verschachern die von den Beduinen erbeuteten Gegenstände und liefern diesen den berauschenden Lacm — den Schnaps der Araber — wie man sieht, tout comme chez nous. Indessen dürfen sie weder in den Stamm einheiraten, noch auch ihre Zelte unter den Arabern aufschlagen. Dies ist ihnen nur außerhalb des Lagers gestattet — eine Judenstadt aus Zelten. Jedenfalls ist die Anwesenheit von Israeliten unter den arabischen Nomaden sehr merkwürdig.

* * *

Südlich der großen Schotts befindet sich nur mehr das ausgedehnte Oasengebiet der Nefzaui, das Palmenwälder von mehr als dreihunderttausend Stämmen umfaßt und in seinen vierzig Dörfern etwa achtzehn- bis zwanzigtausend Menschen beherbergt. Sie unterstehen wohl einem vom Bey eingesetzten Kaid, aber seine Autorität ist begreiflicherweise in Anbetracht der großen Entfernung von der Hauptstadt und der gänzlichen Abwesenheit einer Garnison sehr zweifelhaft. Die Dörfer sind nicht selten von Mauern und Wällen umgeben, was wohl hauptsächlich in den räuberischen Einfällen der Nuails und anderer tripolitanischen Stämme seinen Grund hat. Südlich der Nefzaui-Dörfer fängt die Wüste wieder an, und dort in dem unendlichen Sandmeere der Sahara ist auch irgendwo die unbestimmte Südgrenze der Regentschaft Tunis zu suchen.

XIII.

Das tunesische Binnenmeer.



Ersteigt man von der Oase El Gettar aus die an dreitausend Fuß über dem Meere gelegene höchste Spitze des Dschebel Arbet, so wird sich dem Beschauer eine entzückende Rundsicht auf die ganze Oasenregion von Dscherid und die unendliche Wüste darbieten, die sich im Norden und Osten der letzteren auf Hunderte von Meilen erstreckt und erst an den Küsten der kleinen Syrte ihr Ende findet.

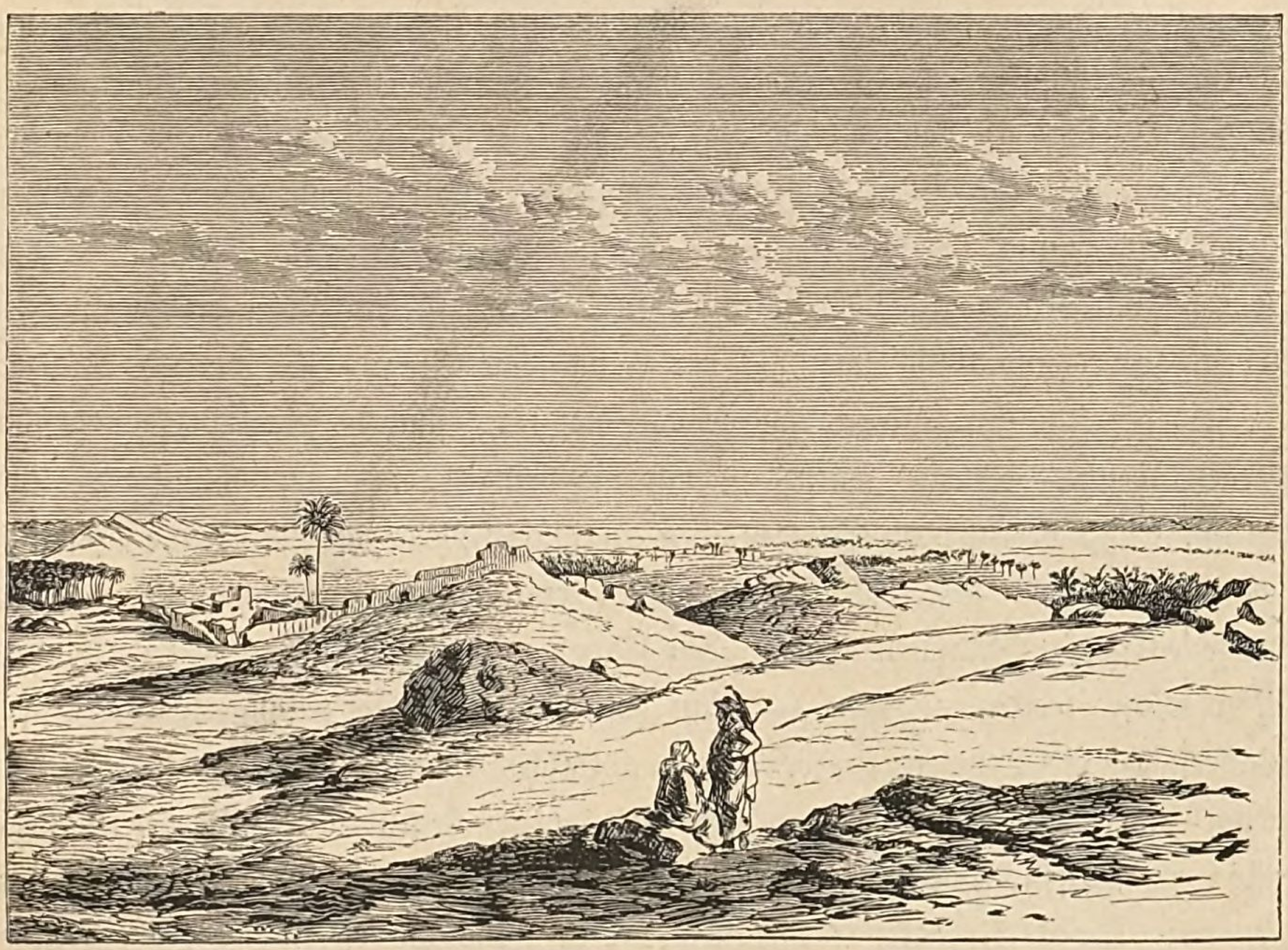
Gegen Süden wird das Auge durch eine ebenso unendliche, wie Schnee blendende weiße Ebene gefesselt, welche das ausgetrocknete Bett des einstigen Tritonsees, heute Sebcha Pharaon genannt, bildet. Die Weiße dieses Beckens, welche man vom Dschebel Arbet seiner ganzen Ausdehnung nach überblickt, rührt von den starken Salzniederschlägen her, welche die im Winter sich ansammelnden Wassermassen bei ihrer Verdampfung in den heißen Monaten zurücklassen. Unwillkürlich denkt man

sich diese einförmige, durch nichts unterbrochene Ebene mit den Wogen des Meeres bedeckt; man sieht ihre palmenreiche Umgrenzung, jenes ungemein fruchtbare Oasenland, das den Reichthum der Regentschaft bildet, und denkt sich dasselbe als Küsten dieses Binnenmeeres; man sieht von dem luftigen hohen Observationspunkte aus die scheinbar enge Landstrecke, welche das ausgetrocknete Bassin von den Küsten der kleinen Syrte trennt. Ein kleiner Canal könnte beide Becken in Verbindung setzen, könnte die Wasser des Mittelmeeres tief in die tunesische Sahara, ja weiter noch, bis in das Herz Algiers hinein, südlich der Oase Biskra leiten und dieses kolossale Oasengebiet der Schifffahrt, dem Handel und Verkehr zugänglich machen, der heute auf wenige Karavanen beschränkt ist. Welchen Anblick würde das Land dann gewähren, wenn diese üppigen Palmenwälder von den blauen Meereswogen bespült würden; wenn große Schiffe und kleine weiße Segler die weite Fläche durchfurchen, beleben würden! Wenn mit einem Worte an die Stelle des Schiffes der Wüste das Schiff des Meeres getreten wäre und, aus Genua oder Triest ausfahrend, seine Waaren in Biskra, mitten in der Sahara, wieder ausladen könnte! — Es ist eine geistige Fata Morgana, die man sich hier in den schönsten Farben ausmalt und die offenbar auch den französischen Capitän Roudaire, ja nachher sogar auch Lesseps verleitet hat, ein Project zur Einleitung des Meeres in die tunesische Sahara und zur Unterwassersetzung der sogenannten Region der Schotts zu entwerfen, ein Project, das sie durch eine Menge der augenscheinlichsten Vortheile zu begründen suchten. Die Sache erregt seit mehreren Jahren viel Aufsehen und führte zu so zahlreichen Controversen, daß man bei der Schilderung des südlichen Theiles der Regentschaft unwillkürlich darauf zu sprechen kommt.

Den Namen Sebcha Pharaon erklärt Maltzan, der mehrere höchst werthvolle archäologische Reisen durch die Regentschaft unternahm, dadurch, daß die Araber unter diesem Sumpfe bildlich das rothe Meer verstehen, in welchem der ägyptische König bei der Verfolgung des Moses ertrank. „Die Sebcha ist nichts Anderes", sagt Maltzan, „als der fabelhafte Tritonfluß, den Ptolomäos in's Mittelmeer münden, und drei Seen, den libyschen, den Tritonsee und den Pallassee bilden läßt, eine Angabe, die offenbar auf der Tradition beruht, daß einst die ganze Sahara ein Meer gebildet und mit dem Mittelmeer in Verbindung gestanden habe. Dieser Tradition sprechen selbst die Geologen nicht jegliche Begründung ab, da man in den fossilen Muscheln der Sahara große Aehnlichkeit mit denen der Ufer des Mittelmeers und außerdem noch viele geologische Anzeichen findet, welche glauben machen, daß in irgend einer ferngerückten geologischen Periode die Sahara wirklich ein

See und mit dem Meere verbunden gewesen sei. Hierhin verlegt die Mythologie die Geburt der Pallas, selbst Jason und seine Argonauten werden von Pindar an diesen See versetzt."

So weit Maltzan, während andere Historiographen, wie z. B. Seylax, den Tritonsee nicht in den Sebchas des südlichen Tunis, sondern in dem kleinen See suchen, welcher zwischen der Insel Dscherba und dem Festlande von Tripolis gelegen ist und ganz entschieden den Schilderungen der Alten viel besser entspricht als der Sebcha Pharaon. Ebenso stehen der Ansicht Maltzan's bezüglich der



Ein Schottbecken.

Verbindung des Binnenmeeres mit dem Mittelmeer die Aussprüche der neueren Forscher, z. B. des Dr. Fuchs, entgegen, welche eine solche Verbindung, wenn sie in prähistorischer Zeit überhaupt existirt hat, an der bezeichneten Stelle nördlich von Gabes nicht zugeben, sondern ganz anderswohin verlegen.

Dies sind indessen Fragen, welche nicht in den Bereich der vorliegenden Schrift gehören. Die Sebchas beginnen etwa dreizehn englische Meilen westlich von der Mittelmeerküste und ziehen sich, einen Flächenraum von beiläufig 12.000 englische Meilen (nach Sir Richard Wood's Berechnung) bedeckend, bis südlich von Biskra hin. Die genannte Sebcha Pharaon ist das östlichste dieser Becken und

hat etwa 65 englische Meilen Länge, bei 25 Meilen Breite. Den größten Theil des Jahres über liegt der See trocken, oder doch nur mit Sumpfwasser gefüllt, das mit einer starken Salzkruste bedeckt ist, trügerisch genug, um den ahnungslosen Wanderer in's Verderben zu ziehen. Die Kruste wird nämlich nie stark genug, um das Betreten zu gestatten, und so mancher der Mekkapilger, so manche Karavane, welche die schmale, den See durchkreuzende Straße verlassend, den trocken scheinenden Sumpf betrat, verschwand unter der weißen Salzdecke. — Was nun das Project der Unterwassersetzung dieser Schotts betrifft, so erscheint es nach den letzten Forschungen so schwierig durchführbar und ist mit so großen Kosten und Arbeiten verknüpft, daß es wohl noch für Generationen Project bleiben dürfte. Man hat gefunden, daß es mit dem 13 Meilen langen Canal nach der Mittelmeerküste nicht sein Bewenden haben würde, sondern daß es Bergketten zu durchschneiden und 66 Meilen lange Canäle zu graben gäbe, um die Sebcha Pharaon mit den westlich davon liegenden anderen Seebecken zu verbinden, eine Arbeit, größer und kostspieliger als der Canal von Suez.

Aber gesetzt den Fall, es würde das Capital gefunden, das Werk ausgeführt werden, welche Vortheile würde es mit sich bringen? Sie wären im Verhältniß zu dem höchst bedeutenden Schaden, den ein solches Meer mit sich brächte, so gering, daß man vielleicht sehr bald daran ginge, eine andere Gesellschaft zu gründen, welche es sich zur Aufgabe machte, den Canal zu verstopfen, das neu entstandene Meer wieder trocken zu legen. — Man hofft, durch die Herstellung einer so großen Wasserfläche die Temperatur der ganzen nördlichen Sahara zu mildern, die Regenmenge zu erhöhen und damit auch in vielen brach liegenden Steppen neue Vegetation zu schaffen. Das Gegentheil würde der Fall sein. Liegen doch Tripolis und die ganze Strecke Nordafrikas bis Aegypten ebenfalls am Meere und trotzdem giebt es dort heute auf Hunderte von Meilen Entfernung keinen einzigen Baum. Das rothe Meer, ein ähnliches Binnengewässer wie das projectirte, ist von Wüstenland umgeben, und selbst die in der Schottregion gelegenen, an das Meer grenzenden Theile von Tunis, von Sfax herab bis Gabes und Sarsis, sind nichts als Wüste. Die Palmen der einzigen Oasen, welche in diesem öden Litoral liegen, nämlich Gabes und Sarsis, tragen wegen zu großer Feuchtigkeit nur schlechte, ungenießbare Früchte. Würde man also das Binnenmeer schaffen, so wäre das gleichbedeutend mit der Vernichtung der Dattelernte des ganzen jetzt so ergiebigen Oasenlandes von Dscherid. Aber auch falls dies nicht einträte, würden keineswegs Vortheile geschaffen werden, welche die Verausgabung so vieler Millionen rechtfertigten.

XIV.

Die heilige Stadt Keruan.

In allen Orientstaaten, von Marokko bis Persien, besitzt der jeweilige Landesfürst gewöhnlich nur innerhalb der Residenz und ihrer nächstgelegenen Bezirke Ansehen und Macht. Denn hier gebietet er über Soldaten und Beamte, die seinem Willen Nachdruck verleihen können, und ihrerseits wieder von seiner Willkür abhängig sind. Aber über diese nächstliegenden Bezirke reicht sein Arm nicht hinaus. Seine Befehle bleiben unbeachtet und die Bevölkerung lebt in diesen entfernteren Theilen des Reiches mehr oder weniger unabhängig. Speciell ist dies in Tunis der Fall, wo die südlichen Beduinenstämme, die Metelit, Urgemma, Hamama u. s. w., dem Bey schon längst den Gehorsam gekündigt, seine Kaids und Chalifen verjagt und alle Militär-Expeditionen gegen sie siegreich zurückgeschlagen haben. Seit Jahrzehnten leben sie so gut wie unabhängig im Süden und Südosten der Regentschaft, ohne auch nur einen Charouben an Steuern zu entrichten. Nichtsdestoweniger hätten sie den Befehlen des Bey gewiß Folge geleistet, würde er sie zum Kampfe gegen die Franzosen aufgefordert haben, statt sich selbst auf die Seite der Letzteren zu stellen. Der Araber liebt und verehrt jeden Fürsten, wenn er sich religiös, tapfer und kriegerisch zeigt; er wird ihn verachten, wenn er vor Kampf zurückschreckt und schwach und wankelmüthig ist, wie Mohamed es Sadock. Es ist dies eine alte Erfahrung, die sich in der ganzen Geschichte des Islam bewährt hat, und deren Erklärung großentheils im Koran selbst zu suchen ist.

Durch diese Schwäche und Hinfälligkeit, verbunden mit dem von seiner Regierung prakticirten Raubsystem, hat der Bey von Tunis seine Autorität über die Regentschaft, die Küstenstädte ausgenommen, schon lange verscherzt. In dem berühmten, in der ganzen mohamedanischen Welt so einflußreichen Keruan (oder Kairuan) jedoch haßt man ihn, weil er den religiösen Fanatismus der Bevölkerung nicht theilt und, den Gesetzen des Koran entgegen, z. B. vielen Christen den Besuch der heiligen Stadt erlaubte. Keruan ist nämlich eine der „vier Pforten des Paradieses“, ein berühmter Wallfahrtsort, welcher von zahlreichen Pilgern aus Arabien, Marokko, selbst Persien besucht wird; in Keruan liegen unter vielen anderen Heiligen auch Sidi Okba, der Freund und Waffengefährte des Propheten, gleichzeitig auch der Gründer der Stadt, begraben; in der großen Moschee Sidi el Owaib befindet sich eines der großen Heiligthümer des Orients, nämlich der Bart des Propheten, auf-

bewahrt; Keruan ist überdies der Sitz der berühmtesten Koranschule, der sogenannten „hohen Schule von Afrika“, an welcher die größten Schriftgelehrten und Koranausleger Unterricht ertheilen. All' das macht Keruan jedem Araber heilig, macht es zu dem Mekka des afrikanischen Orients. Die reichen Kaufleute aus Marokko, Tunis, Kairo und Tripolis ziehen sich bei zunehmendem Alter häufig nach Keruan zurück, um hier ein beschauliches, Gott ergebenes Leben zu führen. Sie hinterlassen in der Regel ihr Vermögen den Moscheen und religiösen Stiftungen, so daß Keruan verhältnißmäßig auch eine der reichsten Städte des ganzen Orients genannt werden kann. — Das Betreten der fest ummauerten, mit Thoren versehenen Stadt ist jedem Ungläubigen, ob Christ oder Jude, auf das strengste verboten, ja der Fanatismus der Bevölkerung geht so weit, daß selbst die einflußreichsten und angesehensten Reisenden die Stadt nur in Verkleidung und mit einem officiellen Befehlsschreiben des Bey an den Kaid der Stadt versehen betreten können. Vor einigen Jahren mußte sogar, wenn wir nicht irren, Erzherzog Rainer von Oesterreich sich ähnlicher Mittel bedienen, und als Erzherzog Ludwig Salvator, der berühmte Reisende, gelegentlich seiner Yachtreise in den Syrten 1876 von Susa aus den Bey um Zusendung eines Erlaubnißschreibens zum Besuch von Keruan ersuchte, schlug ihm dieser das letztere ab, aus dem Grunde, weil er für das Leben des hohen Reisenden nicht einstehen könne. Dennoch besuchte Ludwig Salvator die Stadt, wobei ihn eine starke Bedeckung von Soldaten und Polizisten umgab. In den letzten Jahren gelangte der Bey immer mehr unter den Einfluß der Consuln, die ihm häufig genug Erlaubnißschreiben für ihre Schutzbefohlenen abzwangen.

Mit jedem Europäer, der auf diese Weise unter der Protection des Bey die heilige Stadt besuchte, nahm auch das Ansehen des Letzteren ab, weil er sich ja dadurch eine Verletzung strenger mohamedanischer Gesetze zu Schulden kommen ließ. Wohl waren die Reisenden, Dank der starken Bedeckung, wenigstens ihres Lebens sicher, doch mangelte es nicht an Steinwürfen, Flüchen und Attaquen. Sogar Erzherzog Ludwig Salvator wurde auf diese Weise mitgenommen.

An diesen immer zahlreicher werdenden Besuchen trägt nur, der Meinung der Tunesier zufolge, Mohamed es Sadock schuld, und es ist demnach kein Wunder, daß die jüngste Erhebung, ursprünglich gegen die Franzosen gerichtet, in einen Aufstand gegen den mit ihnen verbündeten Bey ausartete. Der Fanatismus wird durch fremde Heilige, die aus Tripolis und Algier, ja von weiter noch herkommen, geschürt; dazu werden den erhitzten Gemüthern der Beduinen und Stadtbewohner noch die unglaublichsten Lügen von den Siegen der Araber über die Franzosen in

Algier, von der bevorstehenden Hilfe des Sultans u. s. w. mitgetheilt, und da ist es nun kein Wunder, wenn eine solche Bewegung sich immer mehr ausbreitet.

Keruan ist nicht nur eine der heiligsten, sondern auch der ältesten Städte des mohamedanischen Afrika, denn seine Gründung datirt aus dem Jahre 34 der Hedschra. Mehrfach von den Berbern zerstört und von den Arabern wieder erbaut, war es zur Blüthezeit des Islam die Hauptstadt des großen Chalifats von Keruan, und behauptete sich lange Zeit als die Hauptstadt des ganzen Machreb. Seine Bevölkerung war jedoch rein arabischer Abstammung, religiös und den Nachfolgern des Propheten sehr ergeben, weshalb es allen Versuchen der Mächtigen, sich von der Suzeränität Mekka's loszureißen, Widerstand entgegensetzte. Diese wählten deshalb bald andere Residenzen, und mit dem Verlassen des Hofes verschwand auch viel von dem Glanz und der sprichwörtlichen Pracht Keruans, von welcher Ibn Kaldun und andere arabische Schriftsteller so vieles erzählen. Indessen hat sich wenigstens der heilige Charakter der Stadt bis auf die Gegenwart erhalten, und die vollständige Abgeschlossenheit derselben gegen alle fremden Einflüsse, das conservative fanatische Element, das sie beherbergt, ließen auch in ihrem Aussehen, in ihrer Architektur keine Veränderungen eintreten. Keine Stadt des Machreb, vielleicht ein oder zwei marokkanische ausgenommen, hat den maurischen Styl in so reiner Weise bewahrt, wie Keruan. Seine Moscheen, Paläste und Minarets stammen fast durchwegs aus der Glanzepoche des Maurenthums, und sollen hauptsächlich in ihrem Innern von großer Pracht sein. Was das letztere betrifft, muß man sich freilich wohl auf das Hörensagen allein beschränken, denn so lange Keruan besteht, hat noch nie der Fuß eines Christen irgend eine seiner Moscheen, seiner Heiligthümer betreten.

Der Reisende besucht Keruan in der Regel von Susa aus, von wo es nur eine Tagreise entfernt ist. Schon aus der Ferne gewähren seine zahlreichen Minarets und noch zahlreicheren Kuppeln, die Palmen, die hier und da mit ihren schönen Kronen über das blendendweiße Häusermeer hervorragen, die hohen Paläste und Moscheen einen ganz eigenthümlichen, ungewohnten Anblick. Keruan liegt entgegen der großen Mehrzahl der arabischen Städte des Machreb in der Ebene; keine Kasba krönt und beherrscht dieselbe, wie in Tunis, Susa, Sfax und den anderen Städten. Hohe Mauern mit festen Ankerpfeilern schließen das Häusermeer von allen Seiten ein und machen es in einem etwaigen Kampfe recht widerstandsfähig. Die Stadt selbst wird außerdem wohl durch einige auf den Wällen befindliche Batterien mit eisernen Geschützen vertheidigt, doch wurde aus ihnen gewiß seit der

Türkenzeit nicht mehr geschossen; ebensowenig dürften die paar hundert Mann Besatzung eine Rolle spielen. Die Hauptstärke von Keruan liegt in dessen Heiligkeit und in dem Fanatismus seiner Bewohner, die einen Straßenkampf gewiß bis zum Aeußersten fortführen würden.

Durch welches Thor man auch in die Stadt treten mag, überall wird man zunächst auf Fonduks stoßen, in welchen die Handelskaravanen und die Pilger Unterkunft finden, und die fast das ganze Jahr über ein recht buntes, bewegtes Leben zeigen. Je tiefer man in die etwa 30.000 Einwohner zählende Stadt eindringt, desto reinlicher, schöner werden die Straßen, desto höher und umfangreicher die Gebäude. Keruan ist eine der wenigen Städte des Orients, durch welche man von einem Ende bis an's andere gehen kann, ohne seine Schuhe zu beschmutzen. Nirgends zeigen sich diese dem Orient so eigenthümlichen Schmutz- und Unrathhaufen, die vielen Ruinen und Kothpfützen. Fast in jeder Straße befindet sich eine Moschee oder das Grab eines Heiligen, eine fromme Stiftung oder eine Koranschule, und nur die Bazarstraßen sind davon ausgenommen.

Leider sind die Gebäude, bis auf die Moscheen, größtentheils aus ungebrannten Lehmziegeln hergestellt, welch' unsolides Material die an vielen Häusern angebrachten maurischen Stuckverzierungen bald verschwinden lassen. Dazu kommt die weiße, Alles überdeckende Kalktünche, die gerade auch nicht dazu beiträgt, diese prächtigen Zieraten besser hervortreten zu lassen. Die Moscheen sind hingegen fast durchwegs aus Marmor und anderem Gestein hergestellt, zumeist den römischen Ruinenstädten entnommen. Fast in jeder Mauer, jedem der zahlreichen, im Giraldastyl erbauten, hoch emporstrebenden Minarets findet man Bruchstücke römischer Inschriften, römischer Architektur. Besonderes Wohlgefallen scheinen die einstigen Erbauer an den Marmorsäulen mit altrömischen Capitälen gefunden zu haben, und mögen sie auch heidnischen oder christlichen Ursprungs gewesen sein, sie wurden dennoch zum Moscheenbau verwendet. Die zahllosen Kuppeln von Keruan sind zumeist niedrig und ohne jene köstlichen Stuckornamente, wie sie die berühmten Chalifengräber von Kairo zeigen. Ihre einzige Verzierung bilden verticale, nach oben convergirende Rippen, so daß sie etwa aussehen, wie der Knopf auf den schlüssellosen Remontoir-Taschenuhren. Schöner sind die viereckigen Minarets mit den aufgesetzten kleinen Thürmchen; die meisten Moscheen tragen noch kufische Inschriften, ein Beweis ihres hohen Alters.

Ueber die prachtvolle und reiche Ausstattung des Innern dieser Moscheen circuliren eine Menge Gerüchte. Gewiß ist, daß noch niemals ein Christ auch nur

eine derselben betrat. Die wichtigste Moschee ist natürlich die Dschama Sidi es Sahib, welche den Bart des Propheten enthält und die zum letztenmal im Jahre 820 von Grund auf restaurirt wurde, also ein höchst ehrwürdiges Alter besitzt. Der Bart des Propheten ist nicht sichtbar, sondern soll in der Kibla eingemauert sein. Einige hundert Marmorsäulen schmücken das Innere dieser Moschee.

Die hohe Koranschule befindet sich neben der Dschama Sidi Abd el Kader el Dschilani, zu Ehren des großen Heiligen von Bagdad so benannt, der zugleich der Schutzpatron des Machreb ist. Keruan ist der Sitz moslemitischer Weisheit. Hier befindet sich eine höchst werthvolle Bibliothek von geschriebenen Büchern, und noch immer sind mehrere hundert Gelehrte mit dem Niederschreiben des Koran beschäftigt. Der orthodoxe Moslim haßt nämlich die gedruckten Korans, welche Europa verfertigt, und muß einen geschriebenen Koran haben, wenn auch das dickleibige Buch hunderte Piaster kosten sollte. Kairuan ist nun eine jener Städte, in welchen diese geschriebenen Bücher verfertigt werden, und wer den Umfang des Koran kennt, der wird wissen, welche Zeit die Anfertigung derselben beanspruchen muß.

Neben seiner Heiligkeit ist Kairuan jedoch auch sehr industriell und handeltreibend, mit ausgedehntem Bazar, in welchem prächtige Teppiche, Wolldecken, schöne Seidenwaaren und wohlriechende Essenzen zum Verkauf gelangen. Die Kairuaner Teppiche sind noch mit Recht im ganzen Machreb ebenso berühmt, wie die persischen. Das gefärbte Leder wetteifert mit jenem von Marokko an Güte und Werth, und deshalb sind auch die Sattler- und Schuhwaaren von Kairuan bei den Beduinenstämmen von Tunis, ja sogar bei den Tuaregs sehr geschätzt. Die Stadt ist gleichzeitig der wichtigste Lebensmittel- und Viehmarkt im Innern der Regentschaft, so daß sich ihren Bewohnern auch damit eine reiche Einnahmsquelle darbietet.

Anhang.

In Ermanglung jedes Reisehandbuches über die Regentschaft Tunis, und in Anbetracht des in den letzten Jahren immer steigenden Besuches von Seiten europäischer Reisender ist es vielleicht zweckmäßig, Einiges über die besten Communicationen mit der Regentschaft mitzutheilen. Heute steht Tunis durch drei Dampferlinien mit Europa in Verbindung, zwei italienische und eine französische; die ersteren sind die Dampfer der nunmehr vereinigten Gesellschaften Rubattino und Florio, wöchentlich einmal je von Genua und Palermo auslaufend; die französischen Dampfer haben Marseille als Ausgangspunkt und legen auf der Reise in Bona an. Außerdem verkehren zwischen Tunis und Malta wöchentlich zwei Dampfer der Gesellschaft Rubattino und der französischen Compagnie transatlantique.

Für ganz Mitteleuropa ist in Ermanglung einer Dampferlinie von Triest oder Venedig nach Tunis entschieden Genua der beste Einschiffungshafen. Nicht nur, daß es bezüglich der Eisenbahnverbindungen am bequemsten gelegen ist, die italienischen Schiffe der berühmten Rubattino-Gesellschaft machen die Reise zu einer höchst angenehmen. Die Schiffe sind groß, vortrefflich eingerichtet und schnell; Bedienung und Küche sind gleichfalls lobenswerth, so daß der Verfasser dieselben auf das angelegentlichste empfehlen kann. Dieselben laufen in folgender Weise:

Abfahrten:

Von	Marseille	jeden	Samstag	6	Uhr	Abends
„	Genua	„	Donnerstag	9	„	„
„	Livorno	„	Freitag	12	„	„
„	Cagliari	„	Sonntag	8	„	„
An	Tunis	„	Montag	1	„	„

Von	Tunis	jeden	Mittwoch	3	Uhr	Abends
„	Cagliari	„	Donnerstag	9	„	„
„	Livorno	„	Samstag	9	„	„
„	Genua	„	Montag	4	„	„
An	Marseille	„	Dienstag	Mittags.		

In jedem der genannten Hafenorte legen die Dampfer für sechs bis zehn Stunden an und es ist den Passagieren gestattet, die ganze Zeit auf dem Festlande zuzubringen, ein Umstand, der in Italien wahrhaftig nur Angenehmes mit sich bringt. Die eigentliche Meerfahrt beschränkt sich auf die 24stündige Fahrt von Tunis nach Cagliari, denn von hier aus fährt der Dampfer stets längs den Küsten Sardiniens in ruhigen Gewässern.

Auch zur Weiterfahrt in die Küstenstädte von Tunis und Tripolis sind die Rubattino-Dampfer sehr zu empfehlen.

Die Abfahrtszeiten und Stationen sind hier folgende:

Von	Tunis	jeden	Donnerstag	4	Uhr	Abends
„	Susa	„	Freitag	8	„	Morgens
„	Monastir	„	„	10	„	„
„	Mehdia	„	„	3	„	Abends
„	Sfax	„	Samstag	9	„	Morgens
„	Dscherba	„	„	5	„	Abends
„	Tripolis	„	Montag	2	„	„
In	Malta	„	Dienstag	12	„	Nachts.
Von	Malta	„	Mittwoch	10	„	Morgens
„	Tripolis	„	Donnerstag	4	„	Abends
„	Dscherba	„	Freitag	9	„	Morgens
„	Sfax	„	„	6	„	Abends
„	Mehdia	„	Samstag	12	„	Mittags
„	Monastir	„	„	5	„	Abends
„	Susa	„	Sonntag	4	„	„
In	Tunis	„	Montag	6	„	Morgens.

Auf dieser Rundfahrt wird man am besten Gelegenheit haben, die kleine Syrte und ihre Uferländer kennen zu lernen.

Die Fahrt von Marseille nach Paris mittelst der ihrer Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit wohlbekannten Paris-Lyon- und Mediterrané-Eisenbahn beansprucht nicht mehr als achtzehn Stunden. Hier sind außer den Expreßzügen die sogenannten trains-rapids eingeführt, welche auch über Marseille hinaus bis Nizza und an die italienische Grenze laufen und an die Züge für Genua und Livorno Anschluß haben. Für den Verkehr Englands, Belgiens und Nord-Europas dürfte sich also der Weg über Paris oder doch über Lyon nach Marseille am besten empfehlen.

Die vom Hafenort Goletta nach Tunis führende Eisenbahn ist im Besitz der Dampfergesellschaft Rubattino und wird täglich von je 6 Zügen nach beiden Richtungen befahren.

Obschon in Tunis die Einführung des französischen Maß-, Münz- und Gewichtssystems bevorsteht, so dürfte es doch noch lange dauern, bevor dasselbe auch von der Bevölkerung angenommen wird. Es sei deshalb das gegenwärtige System nachstehend angeführt und mit dem französischen Franc verglichen, da dieser nächst der einheimischen Münze am gangbarsten ist. Die Münzeinheit ist der Piaster oder Rial, der einen Werth von 60 bis 65 Centimes besitzt; ein Napoleon wird in Tunis gegen 33 Piaster umgewechselt.

Silbermünzen:

1/2	Piaster	oder	Nus-Rial	= 30 Cts.		
1	"	"	Rial	= 60 "		
2	"	"	Rialim	= 1	Fr.	20 Cts.
3	"	"	Tlata-Rialet	= 1	"	80 "
4	"	"	Arba-Rialet	= 2	Frcs.	40 "
5	"	"	Chamsa-Rialet	= 3	"	— "

Goldmünzen.

5	Piaster	oder	Bu-Chamsa	= 3 Frcs.
10	"	"	Bu-Aschra	= 6 "
25	"	"	Aschrin	= 15 "
50	"	"	Bu-Chamsin	= 30 "
100	"	"	Bu-Mia	= 60 "

Kupfermünzen (sehr schwer und massiv).

1/2	Charuba	= $1^1/_4$ Cts.
1	Charuba	= $2^1/_2$ "
2	Charubtin	= 5 " ($^1/_{12}$ Piaster).

Gewicht.

Der Rottel = 500 Gramm.

Maß.

Der Saa = 3·385 Liter.

Längenmaß.

Der Draa, beiläufig 1/2 Meter (variirt je nach der Stoffart)

* * *

Die Ein- und Ausfuhr aus den tunesischen Häfen vertheilt sich nach den letzten Consularberichten (in Ermangelung officieller Regierungsberichte) wie folgt:

Ausfuhr

Waare	Menge	Werth, specivischer in Francs	Ausfuhrzoll in Francs	Gesammtwerth in Francs
Getreide	262.000 Hktl.	20 p. Hktl.	526.000	5,230.000
Rindvieh	3400 St.	150 p. St.	51.000	511.000
Datteln von Duglah . .	334.000 Kg.	78 p. 100 Kg.	40.000	260.000
„ „ Hosra . .	100.000 „	48 „	32.000	48.000
„ „ Gabes . .	42.000 „	24 „	800	10.000
„ „ Bessor . .	4000 „	12 „	23	500
Olivenöl	207.000 „	78 „	40.000	160.000
Getrocknete Gemüse . .	12.000 Hktl.	12 p. Hktl.	22.000	147.000
Wolle gewaschen . . .	126.000 Kg.	240 p. 100 Kg.	30.000	303.000
„ ungewaschen . .	909.000 „	168 „	109.000	982.000
Wollenreste	82.000 „	120 „	12.000	100.000
Halfa Nr. 1	5,015.000 „	12 „	90.000	601.000
„ Nr. 2	13,000.000 „	9·60 „	155.000	1,247.000
Gerste	124.000 Hktl.	9 p. Hktl.	134.000	1,212.000
Wachshäute, Schwämme, Fez, Butter, Honig ꝛc.			170.000	3,368.000
			1,414.000	14,200.000

Hiervon wurden von Tunis, respective Goletta, allein ein Drittel ausgeführt. Der Rest vertheilt sich auf die anderen Hafenorte der Regentschaft.

Einfuhr

im Hauptzollamte von Tunis:

Manufacturen (hauptsächlich Baumwollwaaren)	3,215.000	Frcs.
Wollwaaren	477.000	„
Rohseide	680.000	„
Seidenwaaren	441.000	„
Australische Wolle	186.000	„
Schwarze „	709	„
Goldwaaren	178.000	„
Edelsteine	14.700	„
Colonialwaaren	994.000	„
Häute und Leder	285.000	„
Farbwaaren	265.000	„
Stearin	99.800	„
Papier	83.000	„
Krämerwaaren	217.000	„
Arzneimittel	202.000	„
Metalle	123.000	„

Parfümerie	32.000	Frcs.
Möbel	400	„
Kleidungsstücke	62.000	„
Süßwaaren	15.000	„
Hanf und Roßhaare	37.000	„
Gesammtwerth . .	7,623.000	Frcs.
Die Einfuhr der anderen Häfen wird geschätzt auf circa . . .	2,159.000	„
Einfuhrwerth . .	9,782.000	Frcs.

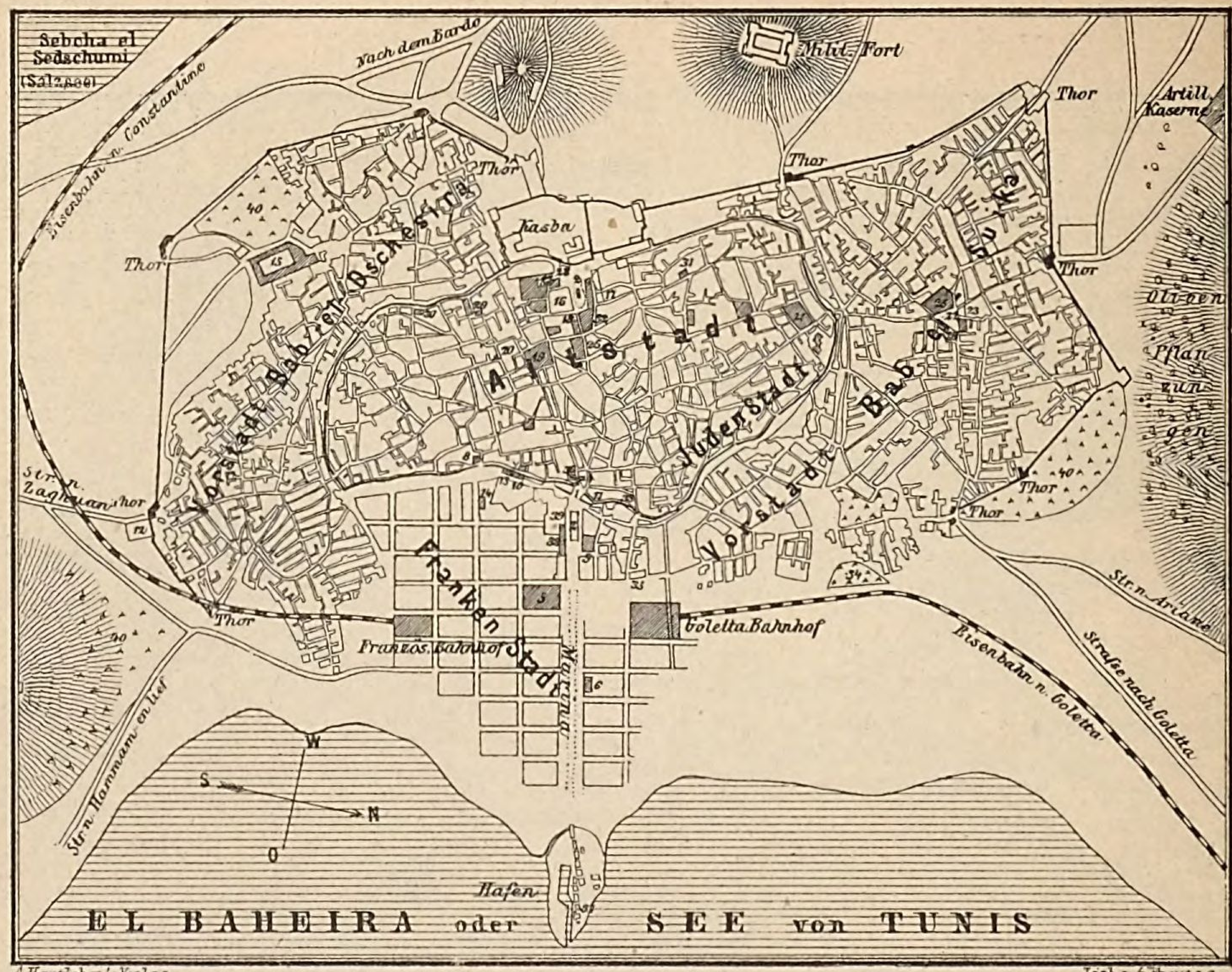
Die Mehrzahl dieser Waaren wurde aus und nach Italien mittelst italienischen Schiffen transportirt. Italien zunächst kommt Frankreich, dann England. Der Verkehr Oesterreichs und Deutschlands mit Tunis ist unbedeutend, wie die nachstehende Tabelle des Jahres 1880 beweist:

Nationalität	Zahl der Schiffe	Tonnenzahl
England	215	78.000
Deutschland	5	3.686
Oesterreich	13	1.320
Egypten	1	238
Frankreich	523	219.781
Griechenland	15	1.732
Italien	999	190.083
Norwegen	3	1.396
Türkei	47	1.958
Rußland	2	455
Tunesien	138	6.666
Summe . . .	1961	505.315



A. Hartleben's Verlag. Lith. v. G. Freytag

Karte von Tunis.



A. Hartleben's Verlag Lith. v. G. Freytag

Plan-Skizze der Stadt Tunis mit Umgebungen.

Zahlen-Erklärung.

1. Piazza Marina und Seethor.
2. Squares.
3. Deutsches Consulat.
4. Englisches Consulat.
5. Französ. Consulat.
6. Griechisches Consulat.
7. Oesterr. Consulat.
8. Spanisches Consulat.
9. Telegraphenamt.
10. Franz. Postamt.
11. Italienisches Postamt.
12. Altes röm. Reservoir.
13. Hôtel Bertrand.
14. Protestant. Capelle.
15. Infanterie-Kaserne.
16. Dar el Bey (Palast des Bey).
17. Neuer Bazar.
18. Suk el Bey (alter Bazar).
19. Grosse Moschee Saituna.
20. Bazarstrassen.
21. Grosse Moschee (Dschama Sidi Mahres).
22. Platz Halfauin.
23. Palast Mustapha Chasnadars.
24. Arab. Kaffeehäuser.
25. Moschee des Grosssiegelbewahrers.
26. Zauia (Sanctuarium des Sidi ben Arus).
27. Arab. Kaffeehaus der Kasba.
28. Eingang zur Kasba.
29. Palast des General Hussein.
30. Palast des General Bakusch.
31. Palast des Prem.-Min. Mustapha Ben Ismail.
32. Stadt-Commando.
33. Italienisches Consulat.
34. Jüdischer Friedhof.
35. Katholischer Friedhof.
36. Katholische Kirche.
37. Zollamt.
38. Tabakfabrik.
39. Cercle.
40. Mohamedanische Friedhöfe.



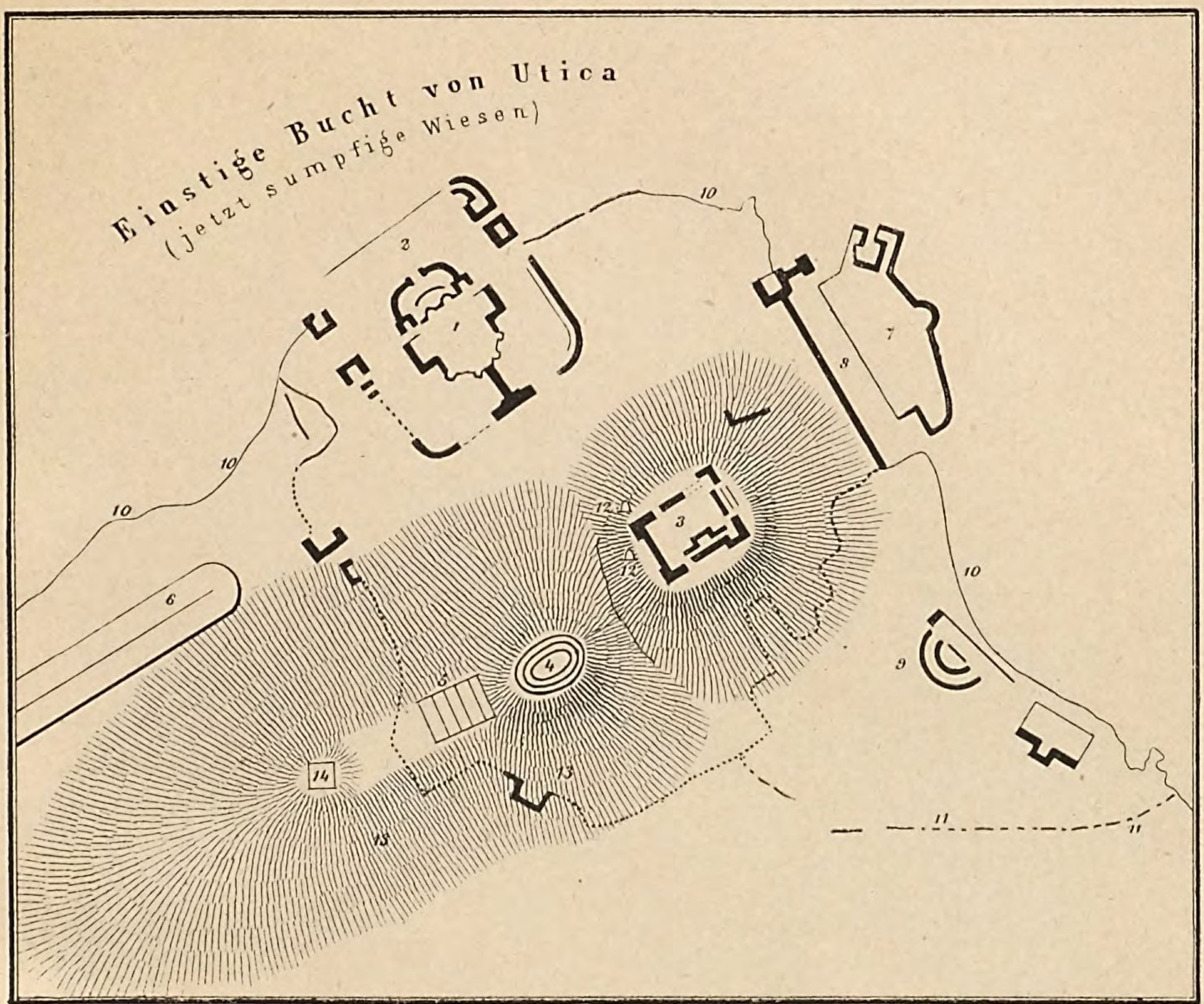
A. Hartleben's Verlag. Lith. v. G. Freytag.

Plan von Karthago.

Zahlen-Erklärung.

I. Das alte Karthago. 1. Tempel des Aesculap und Palais des Proconsul. — 2. Jupitertempel. — 3. Palast und Tempel der Dido. — 4. Tempel der Juno. — 5. Tempel des Saturn. — 6. Amphitheater. — 7. Circus. — 8. Forum. — 9. Tempel des Baal. — 10. Tempel des Apollo. — 11. Hafeneinfahrt. — 12. Handelshafen. — 13. Kriegshafen. — 14. Haus des Hannibal. — 15. Cisternen und Bäder. — 16. Bad der Dido. — 17. Neptuntempel. — 18. Tempel der Ceres und Proserpina. — 19. Grosse Piscinen. — 20. Villa des Galterius.

II. Das heutige Karthago. 1. Kapelle des heiligen Ludwig. 10. Palais des ersten Ministers Mustapha Ben Ismail. — 15. Palais des General Zaruk. — 21. Eisenbahnstationen. — 22. Palais des regierenden Bey. — 23. Palais des General Kereddin. — 24. Palais der Beyesse und des fürstlichen Harems. — 25. Palais des General Mohamed Bakusch. — 26. Leuchtthurm. — 27. Palais des Sidi Ali Bey (Thronfolger). — 28. Sommerpalast des französischen Consulats. — 29. Sommerpalast des englischen Consulats. — 30. Nekropole. — 31. Einstige Quaimauern.



A. Hartleben's Verlag — Lith. v. G. Freytag

Plan-Skizze der Ruinen von Utica.

Zahlen-Erklärung.

1. Arsenal.
2. Kriegshafen.
3. Castell.
4. Amphitheater.
5. Reservoir der Wasserleitung.
6. Circus.
7. Cothon.
8. Handelshafen.
9. Theater.
10. Einstige Seeküste.
11. Umfassungsmauern der Vorstadt.
12. Kubbas mohamedanischer Heiligen.
13. Ansiedlungen der Beduinen.
14. Farmhaus des Sidi Ben Ayet.

